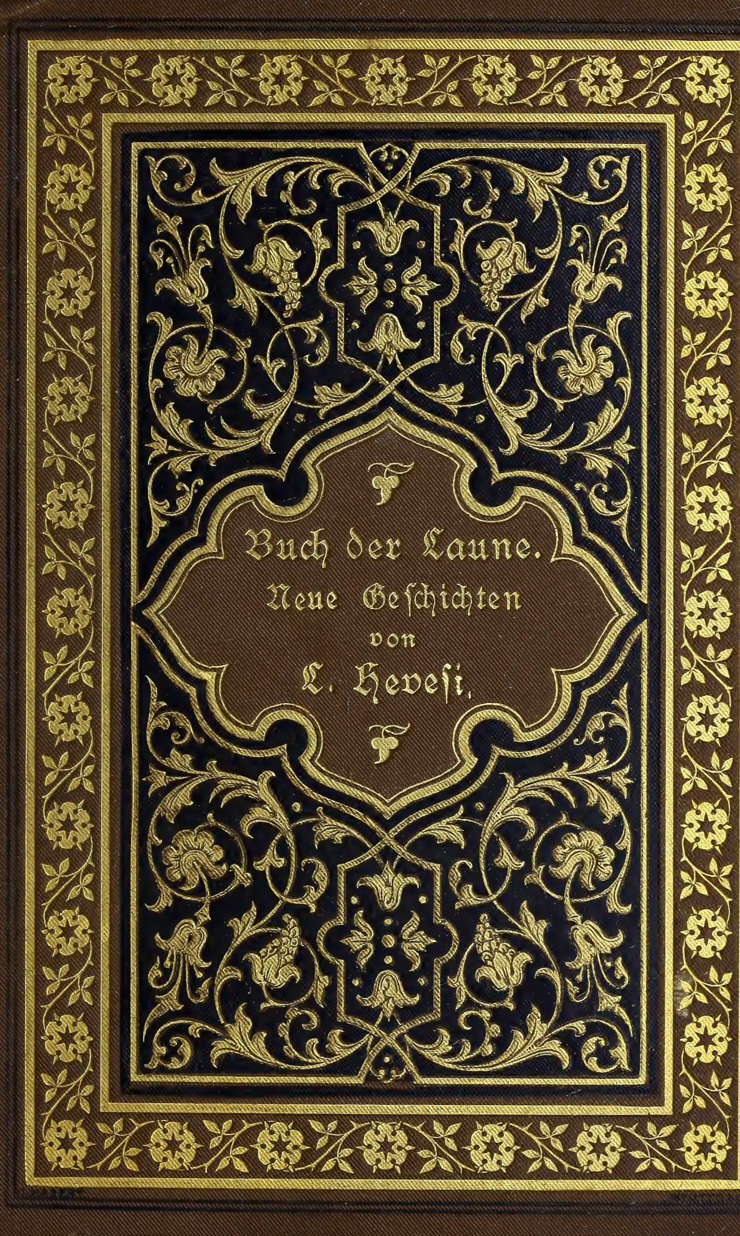

Buch der Laune.
Neue Geschichten
von
L. Hevesi.

Ludwig Hevesi.

Buch der Laune.



Buch der Laune.

Neue Geschichten

von

Ludwig Hevesi.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1889.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

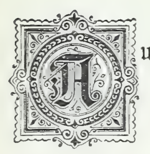




Moselfahrt.

Eine Reisegeschichte.

(1887.)



Auf der Schneiderhöhe jenseits der Mosel saßen drei und blickten mit ihren sechs Augen hinab in den September-Abend, der über dem ehrwürdigen Trier zu dunkeln begann. Ein Nebelflor legte sich über den andern und nur die Kirchen stachen noch mit ihren spitzen Türmen durch diese weiße Decke und die schwarze Römerpforte ragte wie ein Basaltfelsen in die werdende Nacht empor.

„Hier möcht' ich ewig träumen!" rief in einem gegebenen Augenblick Fräulein Malwine, eingedenk der sämtlichen Werke der unvergeßlichen Marlitt.

„Es wird feucht, ich kriege den Schnupfen," nieste gleichzeitig ihre gute Mama, Frau Rosa Barb, die Besitzerin der berühmten Barbschen Brauerei in Koblenz, und zog ihren persianischen Palmenshawl enger um die vollen Schultern.

„Dieses Alster Flaschenbier könnte auch besser sein," bemerkte in demselben Augenblick ihr Koblenzer Nachbarssohn Klaus Brett, dermalen in Trier ansässig und ihr Führer durch die teils römisch-katholische, teils katholisch-römische Augusta Trevirorum.

So genoß jedes der drei in seiner Weise die spätsommerliche Abendschönheit der Stunde. Ob das Bier in der That nicht tadellos war, sei dahingestellt; sicher ist, daß die drei seine Fehler so lange gegen die Vorzüge des Barbschen Bieres zu Koblenz abgewogen hatten, bis ihre Köpfe, besonders einer, ziemlich schwer geworden waren. Sie saßen auf der luftigen Veranda zwischen den eisernen Säulen und ließen sich von zwei Windlichtern beleuchten. Herr Klaus hatte vor etwa zehn Minuten mit einer seiner Bärentatzen das Handgelenk Malwinens erfaßt, um sie wegen drohender Erkältungsgefahr am Lüften ihres Strohhutes zu hindern, und hatte dann vergessen, jenes Gelenk wieder loszulassen. Sie schien übrigens an den Aufenthalt in diesem Schraubstocke schon gewöhnt zu sein, denn sie hielt darin ganz still. Nur zuweilen stieß sie einen hochromantischen Seufzer aus, z. B.: „Heilige Nacht!" oder: „In deinen Schoß, hehres All!" . . . worauf Klaus Brett stets etwas Verständnisinniges zu erwidern hatte, z. B.: „Verdammte Mücken!" oder:

„Herein da, Azor!“, was jedoch nicht der blonden Schwärmerin galt, sondern dem freundlichen Hauspudel, der die späte Gesellschaft umwedelte.

Die Luft wurde schwärzer und flirrte in der Höhe von weißen Pünktchen und Punkten, denn kein Stern blieb an einem solchen Abend zu Hause, alle zogen zur großen Wachtparade am Himmel auf. „Helfen Sie mir die Sterne zählen,“ bat Malwine dringend. Aber Klaus zählte eben Markstücke und Pfennige, mit denen er die Zeche zu bezahlen gedachte, und konnte, dank der angeblich schlechten Qualität des Alster Bieres, nicht damit zu Ende kommen. Malwine fühlte sich etwas verletzt, da Klaus es indirekt ablehnte, mit ihr Arm in Arm auf der Milchstraße spazieren zu gehen, und sagte schmollend: „Klaus, Sie sind ein Prosaiker.“

„Ich?“ rief Klaus Brett auffallend gleichgültig.

„Ich habe Sie mir anders vorgestellt,“ fuhr sie fort, indem sie einen Versuch machte, ihr Handgelenk aus seinem Griff zu befreien.

„Ich auch,“ entgegnete er schläfrig und leerte das so und so vielte Glas.

„Sie sind blind für das Schöne, taub für das Erhabene,“ klagte sie weiter.

„Blind für das Taube? Taub für das Blinde?“

wiederholte er entstellend. „Fräulein Malwine, das hab' ich niemals bemerkt."

„Wenn Sie wenigstens meine Hand losließen," rief sie etwas ungeduldig, „und mich weniger hart mit dem Knie stoßen wollten." Womit sie auch recht hatte, bis zum „und" wenigstens, denn nicht Herr Brett war es, der sie unter dem Tische stieß, sondern ihre Mutter, der das Gespräch nachgerade zu spitz wurde und gefährlich für alte Koblenzer Projekte zwischen Nachbarhaus und Nachbarhaus.

„Verzeihung, es ist nicht gern geschehen," sagte Klaus mit unsicherer Zunge; er glaubte offenbar, wirklich gestoßen zu haben. Und um die Sache wieder gut zu machen, schenkte er die Gläser voll und erhob sich mühsam zu folgendem Trinkspruch: „Ich fordere hiemit meinen hochverehrten und geliebten Freund Klaus Brett auf, das Glas zu erheben und mit mir anzustoßen auf sein Wohl; er lebe hoch, hoch, hoch!" Verdutzt hörten ihm die Damen zu und niemand stieß mit ihm an; auch hatte er gar nicht darauf gewartet, sondern sich wieder schwer hingesetzt.

Es wurde stiller unter den dreien. Mama Barb schüttelte bedenklich das Haupt, und die blonde Malwine blickte mit feuchten Wimpern in den Nachthimmel hinein, der sich nun auch mit Nebel überflort hatte.

Sie sah die dunstigen Streifen dahinziehen und ihr war, als zerrönne mit ihnen noch manches andere, was einst so fest geschienen, in Nebeldunst. Nachbarkinder, zusammen klein gewesen und groß geworden, zusammen gespielt und zur Schule gegangen, . . . was hätte da nicht alles werden können? Die Eltern hatten darauf gerechnet, . . . „K. Barbs Eidam" wäre dann die große Braufirma gegangen. Und nun? Er paßt nicht zu mir, sagte sich Malwine, die Marlitt-Schülerin. Er hat keinen Sinn . . . für . . . für das Sinnige. Er versteht mich nicht, er ist ein „Prosaiker" (so nannte sie es ja).

Und die vielen Sterne da droben waren alle erloschen. Vergebens schaute sie in den schwarzgrauen Himmel hinein. Wenn nur ein einziger aufblinken wollte, sehnte sie sich, er sollte mir ein Hoffnungsstern sein.

Da stieß sie einen Schrei aus. Gerade vor ihr, himmelhoch und doch erdennah, hatte sich ganz plötzlich ein goldener Punkt entzündet. Groß und glänzend stand er am Firmament, er flackerte nicht, sondern glühte mit sanfter Stetigkeit, wie ein Planet.

„Der Abendstern, der durch den Nebel scheint," sagte sie laut, als sie sich wieder gefaßt hatte.

„Nein, Fräulein," entgegnete die Kellnerin, welche

eben herantrat, „es ist das ewige Licht am Fuße der großen Marienstatue dort auf dem Waldgebirg; es wird jeden Samstag Abend angezündet und brennt bis zum Sonntag Morgen.“ Sie schlug ein Kreuz und betete einen Segen; die beiden Damen thaten etwas Ähnliches.

Sie wollten nun in den Trierschen Hof zurückkehren, aber das war leichter gewollt, als gethan. Herr Klaus Brett war nicht ganz sicher auf den Beinen, welche mit schwerem Alster Bier vollgegossen waren, und der unbeleuchtete Stufenpfad von der Schneiderhöhe hinab bis zur Fähre und dann jenseits des Flusses die verschiedenen schwanken Stege über allerlei unnötiges Gewässer hinweg, waren nicht leicht zurückzulegen.

„Nur keine Furcht, ich führe Sie beide,“ lallte er und bot ihnen beide Henkel seiner Persönlichkeit. Sie klammerten sich fest hinein, rechts und links, und so führten sie ihren Führer mühselig heim. Der Kellner im Trierschen Hof brachte ihn zu Bette.

* * *

„Wie geht es Ihnen denn heute, Herr Brett?“ fragte ihn den Morgen darauf Frau Barb mit auffallender Förmlichkeit.

„Ich danke, so so,“ entgegnete er, „aber schon mehr so, als so.“ Er suchte nämlich durch eine scherz-

hafte Bemerkung das leichte Rot Lügen zu strafen, das ihm in die Schläfen stieg, als er des gestrigen beschämenden Ereignisses gedachte.

Sie hatten verabredet, Sonntags moselabwärts heimzufahren nach Koblenz, vom jungen Brett begleitet, der die Gegend erklären sollte. Vom Dampfboot hatte er ernstlich abgeraten, wegen der hundert zeitraubenden Krümmungen des Flusses, der ordentlich wie ein Gürtelband mit einem doppelten Knoten um jeden begegnenden Hügel herumgebunden sei, während die Moselbahn mittelst einer Reihe von Tunnels alle diese gordischen Knoten wie mit einem Damoklesschwert durchschneide. Und unterwegs wollte man noch bei Bullay aussteigen, um die sehr genießbare Marienburg zu ersteigen, und weiterhin in Cochem, wo Herr v. Ravené aus Berlin so und so viele hunderttausend Thaler in die alte Burg hineinrestauriert habe, die auch niemals wieder herauszurestaurieren sein würden.

Klaus Brett war nämlich — wie sich's ja auch bald zeigen wird — eigentlich ein ganz aufgeweckter Junge, der seinen Scherz machte wie Einer, wenn er nur nicht zufällig vorher nach Alst geriet. Diesen Morgen freilich war er etwas gedrückt. Er fühlte sich blamiert, was ihm um so unangenehmer war, als er sich nicht mehr erinnerte, wie weit seine Blamage eigentlich ging.

Bin ich vor den Damen noch möglich, dachte er bei sich, oder bin ich es nicht mehr? Mama Barbs Verhalten ließ immerhin noch einen Schein von Möglichkeit zu, während Malwine dies nicht zuzugeben schien. Sie behandelte den Unglücklichen in der That sehr streng, indem sie ihn gar nicht behandelte. Das meiste, war er zu ihr sprach, hörte sie nicht oder sie hatte ein Ja oder Nein darauf, welches in der Regel nicht einmal paßte.

Indessen reisten sie doch zusammen ab und nahmen in dem nämlichen Coupé Platz. Klaus benahm sich sehr entschlossen und versuchte mehrere scherzhafte Bemerkungen.

„Nun fahren wir schon eine halbe Stunde," sagte er einmal, „und haben die Mosel noch gar nicht zu Gesicht bekommen, rein als ob man sie auch auf Flaschen gezogen hätte." Malwine lachte nicht und schien nichts gehört zu haben, Frau Barb aber sagte: „Wie meinen Sie?" Natürlich wiederholte er den Scherz nicht.

Eine Viertelstunde später äußerte er: „Die Leute waren doch in früheren Zeiten sehr vergeßlich; da stehen schon wieder ein paar Berge, auf die sie vergessen haben, Burgen zu bauen." Auch dieser ironische Ausfall gegen die guten Leute von annno dazumal wurde nicht gewürdigt, und als er gar hinzufügte, die Fran=

zosen hätten nur darum so viele Burgen in Deutschland zerstört, damit die Touristen mit deren Besteigung nicht allzu viel Zeit verlören, da gähnte Malwine zum Fenster hinaus und Mama sagte: „Was ist denn das wieder für eine Station?"

Diese müßige Frage hatte beinahe eine Katastrophe zur Folge. Begierig, der verehrten Dame eine Gefälligkeit zu erweisen, riß Klaus sein Fenster auf, neigte sich weit hinaus und rief, ehe noch der Zug hielt, dem Stationschef zu: „Wie heißt diese Station?"

„Schweig!" donnerte ihm dieser zu, und wie betäubt von dieser Grobheit taumelte der Jüngling auf seinen Sitz zurück. Die Damen kämpften nur mit Mühe ein aufsteigendes Gelächter nieder. [1]

Eine halbe Stunde lang war er mehr oder weniger vernichtet. Etliche Stationen flogen vorüber, bis er sich an einer Haltestelle wieder ermannte und, als hätte er noch immer jenen groben Stationschef vor sich, in gereiztem Tone zum Fenster hinausfragte: „Wie heißt diese Station?"

„Bengel!" schrie ihm der Stationschef ins Gesicht? [2]

---

[1] Besagte Station heißt nämlich wirklich Schweig, oder vielmehr Schweich. Der Verfasser.

[2] Auch diese Station ist thatsächlich vorhanden; beide sind übrigens unbedeutend und nur in den ausführlichen Fahrplänen angeführt. Der Verfasser.

Ein Glück, daß sich in diesem Augenblick der Schwerbeleidigte hinten am Rockkragen gefaßt fühlte. Er wandte sich um und sah, daß er selbst es war, der sich gewaltsam zurückhielt, um nicht zum Fenster hinauszuspringen und über den unhöflichen Beamten herzufallen. Und gar sehr nöthig war diese Gewaltanwendung, denn das schallende Gelächter, in welches die beiden Damen ausbrachen, ging ihm durch Mark und Bein. Wäre der Zug nicht in der nächsten Minute schon weitergefahren, so hätte es wohl doch ein Unglück gesetzt. So mußte der Gekränkte, die Zähne aufeinander gebissen und die Fäuste in den Taschen geballt, sitzen bleiben und Grimm und Gram stumm hinunterwürgen.

Endlich waren sie in Bullay, stiegen aus und schlugen den Weg nach der Marienburg ein, welche jenseits der Mosel auf hohem Rebengebirg erschien, turmlos, zinnenlos, mehr winzer- und bäuerlich, als ritter- und herrenhaft anzusehen. Es ließ sich darüber gewiß manches Wort wechseln, aber die drei schwiegen, am tiefsten der Eine.

Schweigend schritten sie über die gewaltige Gitterbrücke auf der unteren Fahrbahn, während über ihren Häuptern der Zug, der sie gebracht, weiterpolterte. Auch darüber ließ sich so Manches bemerken, aber

es blieb ungesprochen. Dann wanderten sie jenseits den Berg hinan, in durchsonntem Jungwald; es war Mittag und jeder trat seinem eigenen Schatten auf den Kopf. Jetzt, das fühlte Junker Klaus ganz deutlich, jetzt mußte etwas geschehen. Er reichte also Frau Barb seinen Arm, damit sie leichter bergan ginge, und sie nahm ihn dankend an. Fräulein Malwine ging vor ihnen her, federnden Schrittes, leicht und gleichmäßig, als ginge es bergab. Mit einer Art Zorn trat er in ihre Fußstapfen, er zertrat förmlich jede einzelne, wie um sich zu rächen. Aber je öfter er sie ansah, desto weniger gründlich führte er diese Zerstörungsarbeiten aus und setzte schließlich seine schweren Füße sorgfältig neben ihre leichten Spuren, um ihnen nicht wehzuthun. Sie war aber auch zu niedlich. Das feine Köpfchen mit dem leichten Strohhütchen, unter dem einiges helle Blond aufflatterte, wie gekräuselte Sonnenstrahlen, . . . der zierliche Wuchs, der noch zierlicher gewesen wäre, wenn ihn nicht ein grauleinener Staubmantel verhüllt hätte . . . Sieh da, wie zur Antwort auf dieses ungeäußerte Kompliment, schwang sie plötzlich den Grauleinenen von der Schulter, knäuelte ihn in einen festen Packen zusammen und warf diesen, ohne ein Wort zu sagen, ohne sich umzusehen, mit beiden Händen aus-

holend in weitem Bogen über ihren Kopf weg hinter sich. Jemand werde ihn schon auffangen, dachte sie, und in der That fing ihn jemand mit bemerkenswerther Geschicklichkeit auf.

Einer war glücklich. Die Mosel, die ihm bisher merkwürdig grau vorgekommen, erschien ihm plötzlich sehr blau, und der Himmel, an dem er erst kurz vorher einen Stich ins Schimmelgrüne wahrgenommen, desgleichen. Auch gedieh der junge Wald jetzt mit einem Mal merkwürdig gut, und die Reben schienen für dieses Jahr einen famosen Tropfen in Aussicht zu stellen.

Als sie oben anlangten, bedauerte er, so kurze Arme zu haben; er hätte sie sonst noch viel weiter ausgebreitet und ein weit beträchtlicheres Stück Erdball an den Busen gepreßt. Auch genügte ihm das „Juhuhu!“ nicht recht, welches er oben ausstieß, um den Wirth herbeizurufen. An einem ländlichen Tisch in köstlichem Nußbaumschatten saßen sie alsbald, alle sechs Arme auf den Tisch gestemmt, da ihre Bänke keine Lehnen hatten, Anlehnung aber wünschenswert erschien.

„Hier möcht' ich ewig träumen!“ rief Malwine, ohne zu bedenken, daß sie denselben Wunsch erst gestern auf der Schneiderhöhe bei Trier geäußert und die damalige Ewigkeit noch lange nicht vorüber war.

„Ich bin erhitzt und das Lüftchen streicht kühl um diese Höhe,“ sagte gleichzeitig ihre Mutter und wickelte sich fester ein.

„Herr Wirt, um Gottes willen etwas zu trinken! Eine Flasche, nein, zwei Flaschen Moselblümchen!“ rief Klaus, so laut er es herausbrachte.

Ein Gedankenschatten flog über Malwinens Stirne. Er hat für nichts Sinn, als fürs Trinken, dachte sie bei sich; er ist doch ein Prosaiker. Aber trinken mußte sie darum doch, als die Gläser zusammenklangen und das grüne Gold sie so feucht anfunkelte. Denn auch die Romantik wird durstig, wenn sie sich mittags zur Marienburg hinauf verstiegen hat.

* * *

„Im Becher blüht die flüssige Blume,“ phantasierte nach ungefähr einer Stunde . . . wer? Klaus Brett war erstaunt, daß es nicht Malwine war, und Malwine staunte, daß es wirklich Klaus Brett war. Dieser junge Mann zeigte sich in der That stark verändert. Der dunkelbraune Geist von gestern abend war von ihm gewichen, wie eine Fledermaus bei Tagesanbruch, und ein goldschimmernder Geist mit grünlichen Libellenflügeln über ihn gekommen.

„Die Mosel fließt durch mein Glas,“ jubelte er, indem er den geschlängelten Strom da unten durch

das volle Weinglas betrachtete. Dieses Bild war etwas kühn und Malwine horchte eifrig nach dem „Prosaiker“ von gestern hin, der heute fast romantisch dahersprach. Soeben wieder hatte er die Sonne auf dem Grunde seines Glases entdeckt und trank ihr daraus „einen Schluck Sonnenschein“ zu. Da mußte sie wohl ihr Glas erheben und mit ihm anstoßen.

Der Schluck Sonnenschein gestaltete sich etwas ausgiebig, denn die beiden sahen einander beim Trinken durch das feuchte Glas in die Augen, welche zu schwimmen schienen. Doch das war wohl nur ein optisches Phänomen, wie man es nach Tische schon öfters beobachtet haben will.

Man erhob sich dann, um Rundschau zu halten auf der Marienburg. Eigentlich ist sie ein Nonnenkloster aus einem grauen Jahrhundert und wurde erst später Festung, um zuletzt durch die Franzosen zum Abbruch verkauft zu werden. So wenigstens erläuterte Klaus, während er mit den Damen durch den kleinen sauberen Gasthof schritt, den man der alten Ruine vorgebaut hat. Jenseits des Neubaues angelangt, schrieen die Damen auf vor Ueberraschung, denn es zeigte sich ihnen das lieblichste Schauspiel, wie es auf der weiten Welt nicht wieder zu finden. Sie standen im Küchengärtchen des Gasthofes, aber dieser Garten

war in der alten Klosterkirche angelegt. Das Dach fehlte, der blaue Himmel lag in voller Breite darüber; aber die Mauern standen noch, von scheibenlosen Fenstern durchbrochen, durch welche man gleichfalls in blaue Höhen und Weiten hinaussah. Die des Schiffes waren flachbogig, aus der Barockzeit, welche hier offenbar noch restauriert hatte, die drei des gotischen Chores jedoch hatten ihre aufrechten Spitzbogen behalten, in deren zweien sogar noch das Maßwerk aus rotbrauner Terracotta erhalten war. Von außen kletterte allerlei Grünes zu den Fenstern herein und über die Mauern herüber, Windling und Ephen, Clematis und wilder Wein; grüne Ranken schnörkelten sich in der Luft umher, ringelten sich um steinerne Ecken, wehten um die Häupter der Wandelnden. Mitten durch das Kirchenschiff ging ein Gartenpfad, zwischen zahlreichen Gemüsebeeten. Wie einst in den Kirchenstühlen rechts und links die Reihen frommer Beter gesessen, so ordneten sich jetzt links und rechts die Reihen blauer Kohlköpfe und grüner Salathäupter, dazwischen zartbefranste Büschel von Petersilie und gelben Rüben und Sellerie, auf den Ecksitzen aber saßen die Honoratioren, . . . Nelken- und Rosenstöcke und sogar etliche Thujen. Ein andächtiges Schweigen herrschte in ihren Reihen, obgleich keine Messe gelesen

wurde, sintemalen kein Altar mehr in dem wüsten Hause steht. Nur ein Eckchen, ein Nischchen eher, ist noch heilig geblieben an der Ruine; das ist eine winzige Kapelle im Chore rechts, mit einem allerniedrigsten Pförtlein, über dem das handbreite Reliefbild einer Madonna gleichsam den Namen der Marienburg nennt. Rechts und links der Thür liest man zwei Inschriften, mit delphischer Zweideutigkeit abgefaßt. Die eine lautet: „Das Beschreiben der Kapelle und Aufstecken der Kerzen ist verboten“; vermutlich soll sie die zahlreichen Reise-Feuilletonisten bändigen, welche die Marienburg gern beschreiben möchten und dadurch ihren Lesern ein Licht aufstecken. Die andere steht über einer Sammelbüchse und besagt: „Zur Unterhaltung für die Kapelle“; sie hat nicht unrecht, denn Geld zu bekommen, ist stets eine gute Unterhaltung.

Der Eindruck dieses außergewöhnlichen Schauplatzes machte sich augenblicklich geltend.

„Warum bin ich nicht vor Jahrhunderten hierher gekommen, um zu Mariens Füßen zu sitzen?“ seufzte Fräulein Malwine und warf sich die weiße Serviette, die sie zufällig am Arme behalten, wie einen Nonnenschleier über den Kopf.

Dies war eigentlich nur sozusagen ein artikulierter

Seufzer, der Prosaiker Klaus faßte ihn aber als förmliche Frage auf und antwortete:

„Weil Sie damals noch nicht geboren waren, liebste Malwine.“

Ein strafender Blick traf ihn; er hatte alles wieder verdorben. Sie wandte sich ab und schritt den Mittelpfad hinauf, in ihrem weißen Nonnentuch, wie sie vor fünfhundert Jahren gethan haben würde. Die beiden folgten ihr bis an die Stelle, wo einst der Altar gestanden. Da kniete Malwine nieder, warf einen heißen Blick zum blauen Himmel empor und neigte dann das Haupt, als böte sie die blonde Pracht ihrer Locken der klösterlichen Schere dar.

So sprechend war das Bild, daß Klaus ein Etui aus der Tasche zog, ihm eine kleine Schere entnahm und unwillkürlich zur Tonsur schritt. Eines der feinen Löckchen am Nacken hatte er bereits losgetrennt, als der Schreckensschrei der Mutter seine Hand aufhielt; er wäre sonst vermutlich noch weiter gegangen. Jetzt blickte auch Malwine auf und sah, wie der Prosaiker die Locke an die Lippen drückte und dann samt der Schere im Etui barg. Tiefe Entrüstung malte sich in ihren Zügen, sie erhob sich rasch und eilte davon. Es wird wohl Zerstreutheit gewesen sein, daß sie dabei ihren Arm durch den des verwegenen Junkers zog.

Er führte sie an den Tisch unter dem Nußbaum zurück und winkte dem Wirt; dieser brachte alsbald eine Flasche, die gänzlich in schwefelgelbes Papier eingedreht war. „Piesporter Goldtröpfchen“, sagte er dazu.

„Flüssige Dukaten,“ schwärmte Klaus, „die reine Goldwährung!“ Und das Glas gegen Malwinen erhebend, rief er kühn: „Dem Goldköpfchen . . . das Goldtröpfchen!“

Sie wurde rot, Mama lachte und alle drei tranken.

Es wurde immer schöner da oben. Das Licht der Nachmittagssonne ergoß sich wie ein Regen von Goldtröpfchen auf die Landschaft. Die Berge rauchten von goldigem Dunst und zwischen ihnen tief unten irrte die Mosel im Zickzack der Trunkenen umher, verschwindend, wieder auftauchend, in großen Schlingen und Halbbogen, die eine grün, der andere blau, die dritte goldgelb, je nach Licht und Schatten. In dem Sommerhäuschen, am Ende der Terrasse, saß ein junger Zeugsfeldwebel, der mit seiner Herzliebsten heraufgepilgert, am Klavier und spielte einen Walzer, der ein wenig wie eine Polka klang, und die Herzliebste tanzte dazu mit ihrem eigenen Schatten eine Art Ländler. Der jugendliche Dachshund des Hauses aber schlief mitten auf dem Grasplatz, alle Viere von sich gestreckt, und einen Zoll weit von seinem Maule

lag ein Bissen Brod, an dem er sich in Schlaf getändelt, ... ein Sinnbild des Friedens und Überflusses.

Malwine streifte munter in diesem Arkadien umher und Klaus begleitete sie, um ihr den besten Aussichtspunkt suchen zu helfen. Wo der zu finden, wußte er übrigens genau. Vom alten Gebäu war noch ein steinerner Thorbogen quer über der Straße stehen geblieben, gerade nur ein halber Rundreif aus Steinen, ohne Thorsturz und Thorflügel. Saß man mitten auf diesem Bogen, so sah man am weitesten in die Runde; aber freilich, dazu mußte man ein Vogel sein, oder . . . Piesporter Goldtröpfchen und nachher noch etwas Moselperle getrunken haben. Nun, ein Vogel war man nicht, das andere aber hatte man weidlich gethan, und richtig, es dauerte gar nicht lange, so saßen die beiden hoch oben auf des Bogens Schlußstein und ließen die Beine so in den milden September hineinbaumeln.

Leute kamen und gingen unter ihnen durch und lachten hinauf, denn sie hatten noch nie so lebenswahre allegorische Figuren über einem Thorbogen gesehen. Aber das störte sie nicht, denn sie hatten Gold im Kopfe. Die ersten da oben waren sie übrigens keineswegs, denn gerade zwischen ihnen beiden hatte ein Vorgänger seinen Namen mit Rötel breit hingemalt: „Adolf Schwarz“. Auf dem Adolf

saß Malwine und auf dem Schwarz saß Klaus, und sie lachten aus vollem Halse, weil man doch ein Narr oder farbenblind sein müsse, um sein „Schwarz“ mit roter Farbe hinzuschreiben. „Oder er muß gar nicht gewußt haben, wie er heißt,“ schloß Klaus das Intermezzo.

Aber der Niederblick von da oben war wirklich schön. Da sahen sie auch wieder die doppelte eiserne Gitterbrücke gewaltig über den Strom hinwegschreiten. Die vierfache eigentlich, denn unter ihr, tief im Wasser, begleitete sie ihr ebenso doppeltes Spiegelbild hinüber, als eine zweite Brücke, aus einem unnennbar feinen Etwas gebaut, aus einem Metall, leichter denn Luft.

„Ja, ja,“ phantasierte Klaus; „auch diese Scheinbrücke da unter dem Wasser wird stark benützt, auf ihr gehen nämlich die Moselnixen hinüber und herüber; sehen Sie nur, just kommt dort eine gegangen, den Kopf nach abwärts, wie eine Fliege an der Stubendecke.“

Es war nämlich das Spiegelbild einer Bäuerin, welche oben über die Brücke ging. Malwine lächelte. Ich habe ihm doch unrecht gethan, sagte sie bei sich, er ist doch kein Prosaiker, nur das fatale Bier hat ihn gestern dazu gemacht, aber am Moselfeuer ist er wieder in Fluß geraten.

Sie hätte ihm jetzt vielleicht ein warmes Wort gesagt, aber auf der Straße unter ihnen nahten

Schritte. Der Zeugsfeldwebel wanderte mit der Seinigen den Berg hinab. Sie hatte seine Soldatenmütze mit einem grünen Kranz aus Lindenblättern geschmückt und ihren Strohhut desgleichen. Arm in Arm, eng in einander geknüpft, schritten sie durch den Bogen und bemerkten gar nicht, daß oben ein Pärchen saß. Unter dem Bogen blieben sie einen Augenblick stehen und küßten sich laut, etlichemale. Dann gingen sie weiter.

„Malwine", flüsterte ihr Klaus ins Ohr. Sie war feuerrot, denn sie fühlte, daß sie im nächsten Augenblick geküßt sein werde. Aber sie wehrte sich tapfer, indem sie eine ablenkende Frage wie mit Gewalt hervorstieß:

„Da unten, sehen Sie, am Ufer, was ist das für eine Ortschaft, mit dem großen Schlot über dem großen Hause?"

Er wurde blaß und zögerte. Aber sie fragte noch einmal und da antwortete er: „Das ist Alst."

„Alst, wo unser gestriges Bier her ist?" rief sie lachend. Alles Komische von gestern abend war plötzlich wieder aufgeweckt, die bewegte Stimmung von soeben war verscheucht, das Mädchen hatte sich wieder.

Und neben ihr saß der Prosaiker von gestern, und das einzige Bewußtsein, das er hatte, war das der Blamage.

* * *

Sie gingen wieder nach Bullay hinüber und bestiegen den nächsten Koblenzer Zug. Der Himmel hatte sich getrübt und wurde, je weiter moselabwärts, desto grauer. Dann regnete es gar und man beschloß, in Cochem gar nicht auszusteigen.

Die beiden Damen waren ohnehin etwas ermüdet und sprachen wenig, schienen aber sonst mit ihrem Tag ganz zufrieden zu sein. Klaus Brett saß, in die entlegenste Ecke des Coupés gedrückt und rauchte mit Erlaubnis der Damen seine Cigarre. Er fühlte sich nicht recht behaglich. Jener hochgespannte Augenblick, in dem er sich beinahe ausgesprochen hätte und von ihr plötzlich mit der verwünschten Erinnerung an Alst, wie mit einem Eimer kalten Wassers übergossen wurde, . . . er wünschte sich keinen zweiten zu erleben.

Ja, er liebte sie! . . . Er hätte es zu den Fenstern hinausschreien mögen, oder hineinrufen in das Gepolter des Bahnzuges, oder sonst irgendwie es äußern, nur daß es ihm nicht so im stillen ungehört das Herz abdrücke.

Da fuhren sie durch einen Tunnel. Es wurde schwarzdunkel im Coupé. Und da schrieb er halb mechanisch mit der Hand in diese Schwärze hinein das Wort „Malwine." Er schrieb es in großen lateinischen Uncialbuchstaben, als grübe er es mit dem Meißel in Granit. Er dachte gar nicht daran, daß er die brennende

Zigarre in der Hand hatte und ihr roter Feuerpunkt leuchtende Linien in die Finsternis hineinschrieb, feurige Buchstaben, lesbar für Augen, welche sie bemerken wollten.

Und wiederum schrieb er „Malwine“ . . . und noch einmal . . . und dann war der Tunnel zu Ende, und es wurde wieder hell.

Er wußte kaum, was er geschrieben, und noch weniger, daß es gelesen worden. Er sah auch nicht, mit welchen Augen Malwine jetzt an seinem Antlitz hing. Sie war in der That außer sich. Welch anmutiger Einfall, zumal von einem Prosaiker, ihren Namen mit Feuer in die Luft zu schreiben! In der ganzen Marlitt kam dieses Motiv nicht vor. Nein, gewiß, so sieht ein Prosaiker nicht aus, dieser Jüngling war einer poetischen Empfindung fähig.

„Lieber Klaus,“ sagte sie rasch entschlossen, „haben Sie wohl eine Cigarrette bei sich? Ich möchte so gern ein paar Züge thun.“

Klaus hörte alle Engel singen. Ein solches „Lieber“ von ihrem Munde, mit einem so langen, weich betonten „i“, es war, um an die Coupédecke zu fahren!

„Gewiß, liebe Malwine,“ stammelte er und bemühte sich, das „i“ ja genau so zu bringen, wie sie es gebracht.

Er reichte ihr die Cigarrette, half ihr, sie in Brand

zu stecken und sah dann glücklich lächelnd zu, wie sie rauchte. Ihm war, als rauchte sie mit ihm aus einer Pfeife. Und dann kam plötzlich wieder ein Tunnel, es wurde dunkel und er sah ihre liebe Gestalt nicht mehr, obgleich er kein Auge von ihr wandte. Nur das Feuerpünktchen der Cigarrette verriet ihm, wo sie saß, und dieser rote Punkt . . . täuschte er sich auch nicht? waren es wirklich Buchstaben, was da vor ihm in der Luft entstand und verschwand? Kein Irrtum möglich; deutlich las er nach einander K, L, A, U, S, . . . seinen Namen!

Er stieß einen Freudenschrei aus, den selbst das Getöse des Zuges nicht übertäuben konnte. Dann faßte er seine Cigarre fester und schrieb mit diesem feurigen Bleistift hastig in die Luft: „Liebst Du mich?“

„Ja,“ antwortete das rote Pünktchen in der entgegengesetzten Ecke.

* * *

Es war der längste Tunnel auf dieser ganzen Strecke.

Als es wieder hell geworden, machte Frau Rosa Barb große Augen, denn ihre beiden Reisegefährten saßen ihr gegenüber und hielten sich fest umarmt.

So hatte der goldene Tropfen doch wieder gut gemacht, was der braune Tropfen beinahe für immer verdorben hätte.

Der Schlagschatten.

Ein Wiener Gesellschaftsbild.

(1886.)

Sogar der Schlagschatten ist vorhanden.“

Diese rätselhaften Worte standen in Rauenbergs eigener, schwer leserlicher Handschrift unter dem schwarz und rot gedruckten Texte der goldgeränderten Einladungskarte. Was sie bedeuten sollten, wußte ich einstweilen nicht, aber als ich am anberaumten Abend seinen mittleren Salon betrat, den orientalisch-pariserischen, da begann ich etwas zu ahnen. Es waren in diesem merkwürdigen Junggesellenheim, wie gewöhnlich bei diesen kleinen Soupers, mehrere junge Ehepaare und flotte Junggesellen vereinigt, darunter einige berühmte Namen des Wissens oder Könnens, aber sämtlich gute alte Bekannte. Nur eine Erscheinung war mir fremd und einigen anderen auch. Auf einem Ruhebett, welches ganz unter einem riesigen Königstigerfell verschwand, so daß dieses furchtbare Tier lebendig

durch den Salon zu schreiten schien, saß oder lag ein verblüffendes Frauenbild, ganz wie die von Dannecker verlassene Ariadne auf ihrem marmelsteinernen Tigertier. Sie hatte den rechten Arm, der fast bis an die Achsel in einem schwarzen Handschuh stak, auf den gewaltigen Kopf des Tieres gestützt, und ihr eigenes Haupt ruhte nachlässig in dieser Hand. Ein seltsamer Frauenkopf, die Haut gelb wie altes Elfenbein, die großen Augen schwarz wie das unbändig krause Haar, dessen Schlangengeringel über eine Wachsbüste von einem gewissen matten Schwung niederrollte. Den schwarzen, scharfgezogenen Brauen entsprachen zwei dunkle Halbkreisschatten unter den Augen, so daß diese wie in Parenthese erschienen. Einiges an alledem war jedenfalls Kunsterzeugnis, wie auch ein Hauch von Rosenrot auf ihren Wangen, so leicht, daß er von dem durchschimmernden Gelb der Haut einen Stich ins Orange annahm. Sie trug ein schwarzes Surahkleid, auf Brust und Rücken tief herzförmig ausgeschnitten und an Busen, Gürtel, Achseln, Schoß und Schleppe mit großen gelben Rosen aus Seide geschmückt. Die überlange Schleppe strömte in wirren Wogen über den Rücken des Königstigers nieder und verlor sich weiterhin auf den blumigen Wiesen der mehrfach übereinandergeschobenen persischen, indischen und arabischen Teppiche. Ihr linker Arm lag ent-

blößt in ihrem Schoße und schien sich von dem schwarzen Meere dieser Toilette willenlos schaukeln zu lassen.

Gleich mein erster Blick galt dieser exotischen Erscheinung. Wer ist sie? fragte ich mich. Die Göttin des gelben Fiebers, oder die Königin der Nacht aus der großen Oper von Paramaribo? Eine Prinzessin aus zweitausend und zwei Nächten oder die Kurfürstin der weißen Mohren in Mittelafrika? Rauenberg kam mir jedoch gleich entgegen und sprudelte in seiner hurtigen Weise hervor:

„So, lieber Doktor; vor zwei Jahren, am 17. Januar 1884 beklagten Sie sich, es gehe bei mir immer zu lustig her, es fehle an dem nötigen Schlagschatten. Als musterhafter Wirt suche ich alle Wünsche meiner Gäste zu befriedigen. Der Schlagschatten unserer heutigen Lustbarkeit heißt: Donna Clemencia Pardo y Ponce, Wittwe des unglücklichen Präsidenten von Colorado, General Don José Pardo y Ponce.“

Ich hatte von der seltsamen Frau gehört, die schon seit Jahren geheimnisvolle Schritte bei der europäischen Diplomatie that und über ebenso geheimnisvolle Hülfsquellen verfügte. Rauenberg stellte mich ihr vor. Ich verneigte mich und sagte galant: „Madame, Europa ritt auf einem Stiere, Südamerika reitet auf einem Tiger.“ Einen Augenblick sah ich ihre beiden Augen

starr auf mich gerichtet, wie die Mündungen zweier scharfgeladener Escopetas, dann bot sie mir eine gelbseidene Düte mit Chokoladebonbons und sagte:

„Nehmen Sie eine langue de chat. Diese Warschauer Chokolade von Lourse protegiere ich jetzt. Sie ist wahrhaftig die beste; Paris ist nicht mehr zu essen, die Schweiz unverdaulich.“ Und als ich eines der goldbespritzten Plättchen verspeist hatte, sagte sie: „Buen provecho!“ (wohl bekomm's!) und griff nach einem Kristallgläschen mit Cognac, das sie kurz vorher verlangt hatte.

„Sie spricht nie von anderem, als von Essen oder Trinken,“ flüsterte hinter mir unsere ätherische Sopranistin Fräulein Lilla Bandt dem Hausherrn zu, worauf dieser sie in Schutz nahm:

„Nein, sehen Sie, die Generalin hat Trauriges erlebt, sie hat einen Schlagschatten in ihrem Leben, den kein Sonnenstrahl auflösen wird.“

„Einen Schlagschatten, wieso?“ zirpte die Künstlerin.

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, kein Mensch weiß es. Daß der General Pardo y Ponce von den Aufständischen vor fünf Jahren in San Cristobal erschossen wurde, ist alles, was man weiß, aber es scheint noch etwas Besonderes damit verknüpft zu sein.“

„Ich werde sie befragen,“ sagte Fräulein Lilla so vorlaut, wie nur sie zu sein verstand.

„Wird Ihnen nichts nützen. Sie wird die Geschichte vielleicht bereitwillig zu erzählen beginnen und dann irgendwo stecken bleiben. Es geht ihr immer so. Sie läßt sich durch alles ablenken und hat die tausendmal begonnene Geschichte noch nie zu Ende erzählt.“

Ich betrachtete die Generalin mit jenem Mitleid, das man dem Unglück schuldet. Sie hatte soeben die letzten Tropfen des Glases in ihre bloße linke Hand gegossen und darin verrieben, jetzt zog sie den Duft ihrer Handfläche mit geblähten Nasenflügeln ein und rief: „Qué, qué! (na, na!) das scheint Revière zu sein; etwas zu mild, kann seine dreißig Jahre haben.“

„Sehr richtig,“ bekräftigte Rauenberg.

„Martell 1850 ist mir lieber,“ fuhr sie fort, „Revière ist für Frauen, für Pariserinnen.“

Der Vicomte Roger de Bronze, von der französischen Botschaft, der eine eigene Kunst besaß, in zustimmendem Tone zu widersprechen, wandte beifällig ein: „O Madame, kosten Sie doch einmal goutte d'or, es giebt nichts Besseres.“

„Caramba!“ rief sie, „als ob ich goutte d'or nicht kennte! Von Cavaillon in Bordeaux. Querido amigo (lieber Freund), viel zu aromatisch. Ist kein Cognac, sondern Parfüm.“ Sie griff nach der Flasche Martell, die auf dem Malachittischchen neben ihr stand,

und roch an deren Mündung, erst mit der rechten Nüster, dann mit der linken. „Ah!“

„Schon leer,“ flüsterte der Vicomte erstaunt dem Hausherrn zu.

„Wird nicht ganz voll gewesen sein,“ entschuldigte dieser; „übrigens ist ja eine Flasche bekanntlich nie leer, fünfzig Tropfen sind immer noch drin.“

„Fünfzig Tropfen?“ sagte unser jugendlicher Freund, Herr von Pappe, der häufig so unbequem war, heimlich Geflüstertes womöglich laut zu wiederholen. „Fünfzig Tropfen? Wohl möglich. Ich wette sogar darauf.“

„Cincuenta gotas!“ rief Donna Clemencia ungläubig und schüttelte die Flasche. „Ich halte die Wette, Sennor; cuanto va? (Um wie viel geht's?)“

„Um gar nichts,“ lachte er, „sagen wir zehn Gulden . . . und setzen wir das Geld gleich ein, hier ist ein gutes Plätzchen dazu.“ Er nahm eine blaue Banknote aus seiner Brieftasche und steckte sie in den offenen Rachen des Tigers, unter dessen blutrote Zunge.

„Yo . . .“ entgegnete die Sennora, „ich . . . habe nicht den Mut, dem Tiger in den Rachen zu greifen.“

„Gut, Madame,“ lächelte Herr von Pappe, „mein Einsatz steht gleichwohl. Herr von Rauenberg, wir sind begierig.“

Aber,“ zauderte dieser, denn schon reute ihn sein

Einfall, „es geht nicht, denn ich ... brauche dazu eine Stricknadel und einen Strohhalm.“

„Sogleich,“ sagte der Kammerdiener übereifrig und und eilte hinaus, zur Wirtschafterin. Auf einer getriebenen Silbertasse aus dem sechzehnten Jahrhundert brachte er die Stricknadel herbei, was aber den Strohhalm betraf, gestand er, daß um diese späte Nachtstunde ... in Wien ...

„Ich schicke sofort jemanden zu mir,“ rief der Vicomte, „im Stall ...“

„Inutil,“ unterbrach ihn die Sennora und langte mit einer epischen Handbewegung nach einer Virginia-Cigarre, die sie vorhin weggelegt hatte und die ja einen Strohhalm enthielt.

„Das Ei des Columbus!“ rief ein Herr beifällig.

„Qué dice? (was sagt er?)“ fragte sie.

„El huevo de Colon,“ erläuterte man ihr.

Sie zuckte die Achseln: „Colon? Kenne nicht. Ist er hier?“ Und sie schälte sorgsam den Strohhalm aus der Cigarre, dann reichte sie ihn mit einer majestätischen Geberde dem Hausherrn.

„Wie heißt „ich danke“ auf spanisch?“ scherzte dieser.

„Gracias,“ entgegnete sie.

„Also dann gracias, Madame,“ und er hielt die Nadel in eine Kerzenflamme. „Sehen Sie, nun durchbohre ich diesen Kork mit dieser Stricknadel.“

„Bueno.“

„Und nun ziehe ich die Nadel heraus und stecke durch die Lücke diesen Strohhalm.“

„Bueno.“

„Und nun verschließe ich die Flasche mit diesem Kork und kehre sie sachte um.“

„Bonisimo.“

„Und nun zählen wir, wie viel Tropfen herausfließen. Der Vorteil ist nämlich, daß die Tropfen durch den Strohhalm viel kleiner werden . . . Bah, alter Studentenspaß.“

Und alles begann zu zählen, am eifrigsten Donna Clemencia. Sie rief immer mit lauter Stimme die Dekaden, während sie die übrigen Zahlen nur leise vor sich hinmurmelte:

„Zehn . . . . zwanzig . . . . dreißig . . . por Dios, wie viel Tropfen! . . . fünfunddreißig . . . vierzig, . . . nein, noch nicht.“ Sie setzte erregt beide Füße auf den Teppich; die plastische Stellung auf dem Tigerrücken war vorderhand verdorben.

Und noch immer hatte der Strohhalm nicht seinen letzten Tropfen hergegeben. Er tropfte allerdings seit einer Viertelstunde schon sehr langsam. Donna Clemencia bekreuzte sich einmal übers andere und schien ihre schwarzen Medusenlocken mit zuckenden Fingern unter

dem Kinne zusammenbinden zu wollen, wie eine Spitzenbarbe. Da hielt es der Hausherr für angemessen, einzuhalten. Er gab dem Kammerdiener ein Zeichen, das dieser weitergab und dann mit lauter Stimme rief:

„Gnädiger Herr, die Suppe ist aufgetragen!“

„Vive Dios! es war Zeit,“ stieß Donna Clemencia halblaut hervor und ergriff hastig den Arm des Hausherrn. Ihre schwarze Schleppe überstürzte sich wie Meeresbrandung und zerstäubte dann in unzählige Falbeln und Zacken, deren Gewoge die dicken gelben Rosen wie Schaumflöckchen hin und her schleuderte. Im Vorbeigehen hatte sie noch eine rasche, heimliche Bewegung der Hand ... nach dem Maule des Königstigers, einen kühnen Griff unter dessen blutrote Zunge. Offenbar hatte sie mittlerweile den Mut dazu gefunden.

* * *

Man begab sich durch eine Thüre, welche hüben und drüben durch eine Portière aus je drei indischen Teppichen, in der Mitte aber durch einen brettharten indischen Vorhangteppich befestigt war, in die Bibliothek und von hier durch eine seltsam verschnörkelte schmiedeeiserne Pforte, deren beide Flügel offen standen, in den Speisesaal. Einen Augenblick war der Durchgang gesperrt, denn Donna Clemencia blieb mit ihren rauschen-

den Gewändern rechts und links an den eisernen Blumenranken hängen und zog dadurch beide Flügel hinter sich zu. Nur das behende Hinzuspringen des Vicomte Roger de Bronze und des Herrn von Pappe befreite sie aus der prächtigen Klemme.

„Gracias,“ sagte sie ihren Rettern, „ich will dafür zwischen Ihnen beiden sitzen.“ Sie bedachte nicht, daß sie durch diese eigenmächtige Maßregel die ganze wohlerwogene Sitzordnung über den Haufen warf.

Der Anblick der Tafel war . . . nun, er war eben Rauenbergisch. Das Licht des Barbedienneschen Kronleuchters zerstob in den facettierten englischen Kristallgläsern zu zahllosen bunten Flimmern, zu pulverisiertem Regenbogen, wie der bekannte Kunstforscher Dr. Hans Juften-Lennox sich auszudrücken wagte. Auf dem Kaminsims, der auf zwei antiken Porphyrsäulen stand (an jeder ihrer Cannelüren hatte nach Dr. Juften-Lennox' Versicherung ein altägyptischer Arbeiter sechs Monate lang geschliffen), ritt zwischen zwei hohen Empire-Leuchtern Napoleon I. hin und her, eine meisterliche Verkleinerung jenes Rudeschen Erzstandbildes, das auf der Place du Diamant in Ajaccio steht. Die Wand gegenüber deckte ein alter flandrischer Gobelin, ein gewebter Park, in dem gewebte Kavaliere und Damen mit verblichenen Hunden und verschossenen Pferden lustwandelten, als

wären sie soeben von dieser gedeckten Tafel aufgestanden. Man nahm die Suppe auf schwedischer Majolika ein, die der Hausherr kürzlich auf der Amsterdamer Weltausstellung gekauft hatte. Für die Bombe glacée war ein neues Bijou-Service von Minton in Stoke upon Trent angekündigt, und den Kaffee sollten die Damen aus den berühmten Sèvres-Tassen der Marie Antoinette, einst in der Sammlung Castiglione, trinken.

Die Gäste schmückten sich mit den duftigen Kamelien-sträußen, die bei ihren Gedecken lagen, und einige warfen rasche Orientierungsblicke auf die Menus.

„Meisterhaft komponiert," sagte Baron von Remagen-Beaumenu, der stadtbekannte Feinspeiser, „denken Sie nur, lieber Rauenberg, vorige Woche bei dem Diner auf der russischen Botschaft gab es in dem Menu zwei braune Braten, . . . in einem und demselben Menu! Sollte man das für möglich halten?"

Alles verurteilte einstimmig diesen unerhörten diplomatischen Mißgriff, aber Donna Clemencia fuhr mit einem lauten „Caramba!" durch diese ganze zwecklose Kritikasterei, schob den Sherry von sich und verlangte einen rohen Eidotter. Der Lakai hinter ihr zog die Augenbrauen hoch, eilte aber hinaus und brachte das gewünschte Unding. Sie winkte Herrn von Pappe, und dieser schenkte ihr aus der für sie allein bestimmten

Karaffe das Sherryglas voll Cognac Martell 1850, sie ließ den Eidotter in die goldbraune Essenz gleiten, bog das ragende Haupt zurück und leerte das grün und rot aufglitzernde Glas mit wundersamer Grandezza. Man sah sie nicht schlucken, das Nonplusultra-Knickebein war in einer Sekunde da und nicht mehr da, nur über die Spitzen ihrer langen dunkeln Wimpern huschte ein leichter Schauer des Vergnügens.

„Bravo!“ riefen mehrere Herren und versicherten, sich die Kombination merken zu wollen.

„Valgame Dios!“ (Gott steh mir bei!) rief die Generalin, „das ist noch gar nichts. Wissen Sie, was gut ist? Frische Erdbeeren mit Cognac und Zucker, . . . viel Zucker natürlich . . . und viel Cognac!“

„Das wollen wir später versuchen, das muß in der That köstlich sein!“ rief es da und dort.

„Bah!“ warf sie hin, mit einer Art Mitleid ob der Unerfahrenheit dieser Gesellschaft, „es giebt etwas noch Besseres.“

„Hört!“

„Wissen Sie, womit der Cognac am aller-, allerbesten ist?“

„Hört, hört!“

„Mit . . . Cognac!“ sagte sie halb flüsternd, mit der Feierlichkeit einer Priesterin, welche das

große Geheimnis, das unaussprechliche Wort ausspricht.

* * *

Die Gespräche wurden lebhafter und kreuzten sich über dem Tischtuch nach allen Richtungen. Die Blumen der mächtigen Rokoko-Jardinière in der Mitte der Tafel schienen sich scheu zu ducken vor den schweren und leichten, stumpfen und spitzen Worten, die über sie hinschwirrten. Bei der „selle de chevreuil rôtie, sauce Cumberland“ verstand man sein eigenes Wort nicht mehr. Wem es gelang, das Stimmengetöse in seine Einzelheiten aufzulösen, hörte von den verschiedensten Personen gleichzeitig Dinge wie die folgenden vorbringen:

Baron von Remagen-Beaumenu erklärte einerseits Fräulein Lilla Bandt, wie man die Sauce Cumberland ganz richtig bereiten müsse, während er sich auf der anderen Seite in hinhaltendem Gefechte gegen die Angriffe des berühmten Kunstmäcens und Leinwandhauses Ritter von Dreyweber verteidigte, der die Überzeugung verfocht, die Sauce Colbert sei denn doch die schmackhafteste unter allen warmen Saucen. Herr Dr. Justen-Lennox rief um den nämlichen Zeitpunkt mit Emphase aus: „Ich muß doch einmal eigens nach Groß-Schwechat gehen, denn wenn schon das Klein-Schwechater Bier

so gut ist, wie gut muß erst das Groß-Schwechater sein!“ (Er hatte sich nämlich soeben ein frisches Glas Schwechater zwischen verschiedene Champagner eingeschaltet, um seine Zunge wieder zurechnungsfähig zu machen.) Dieser kräftige Witz verhallte leider in dem Gelächter, das der immer galante Damenfreund und Privatier Meyer von Meyerheim entfesselte, als er, zwischen einer strammen Brünette und einer behaglichen Blondine eingezwängt, ausrief: „Meine Damen, in diesem Augenblicke möchte ich der zweiköpfige Adler sein!“ — „Ach,“ lachte die Brünette, „vermutlich um aus zwei Schüsseln zugleich essen zu können!“ — „Meine Ungnädige, welcher Einfall!“ sträubte sich der Meyerheimer, „um Ihnen beiden gleichzeitig die Hand küssen zu können.“ Während er diese schöne Geistesblume an zwei Busen zugleich steckte, entsetzte sein Gegenüber, Dr. Adolf Spurius, der gefeierte Pamphletist, seine nächste Umgebung mit finsteren Wahrsagungen über die Pläne Frankreichs. „Frankreich, meine Herrschaften,“ sagte er, „kauft jetzt insgeheim ungeheure Mengen von Leim.“ — „Zu Kriegszwecken?“ staunte die Nachbarschaft. — „Jawohl, den Leim, aus dem seine Nachbarstaaten gehen sollen,“ ergänzte er und salvierte sich, indem er seine schon wiederholt bewährte Spürnase in einem Glase Johannisberger vom Jahre 1847 vergrub,

der selbst in den Kellern des Fürsten Metternich nicht mehr vorkommt. Dieser kühne Scherz kreuzte sich knapp über der Jardinière mit der ernsthaften Behauptung des Sanitätsrats Professor Dr. Au von Siechentrost: „In Pyrawarth, liebes Fräulein (er sprach zu Frl. Lilla), ist schon der Boden so eisenhaltig, daß man in der ganzen Gegend die Pferde gar nicht zu beschlagen braucht.“ Fräulein Lilla Bandt, deren Köpfchen auf Scherze nicht eingerichtet war, verstand ihn zwar nicht, aber sie lachte doch, weil ihre Zähne vorzüglich gemacht waren. Unentschieden blieb es, wer unter den Anwesenden in diesem Augenblicke die rührende Klage ausgestoßen hatte, er laufe schon seit 13 Jahren zwei Diners nach, die er einst verschlafen, und könne sie nicht einholen. Dagegen ist es sicher, daß es Frau Meyer von Meyerheim war, die das niedliche Geständnis machte, sie habe in ihrer Naivetät als ganz junge Mutter die eben gemietete Amme wieder verabschieden wollen, weil sie dahinter kam, daß diese schon . . . ein Kind habe. Hier hörte man sogar ein „Unglaublich“ ausstoßen, welches ziemlich allgemein unserem Fräulein Lilla zugeschrieben wurde.

Hundert anderes aber, was noch so hin und her schwirrte, blieb dem Horchenden verworrenes Geräusch. Glücklicherweise brachten die Kiebitzeier, bei denen die

Generalin noch immer hielt, ein beruhigendes Intermezzo. Sie aß nämlich kein Fleisch, woraufhin Herr Professor Dr. Au von Siechentrost aus seiner reichen Praxis sogleich einen Irrsinnigen hervorholte, der auch kein Fleisch gegessen habe, aus Furcht, es könnte das Fleisch eines Engels sein. Die Generalin aß aber auch die Kiebitzeier in ganz besonderem Stile. Abgesehen davon, daß sie den linken Arm bloß, den rechten aber im langen schwarzen Handschuh trug, so daß es aussah, als äßen ein Mohr und ein Weißer aus der nämlichen Schüssel, behandelte sie die Eier des Kiebitzvogels in gar zierlicher Weise. Sie stellte das geschälte Ei aufrecht in die Höhle der linken Hand und gab ihm dann mit der rechten einen kräftigen Schlag auf die Spitze. Dadurch sank die obere Hälfte ein und bildete dann eine seichte Grube, aus der eine weiße Kuppe aufragte. Diese Kuppe trug sie nun mit dem Messer säuberlich ab, . . . sie sei dickes Eiweiß, also schwer zu verdauen, sagte sie, und verspeiste nun das Übrige ohne Furcht. Diese zierliche Operation erregte allgemeines Entzücken. Ein großes Geschrei nach Kiebitzeiern erhob sich, Eilboten rannten nach der Küche und der Koch schickte schleunigst alles, was er noch von dem Artikel hatte, herein. Und nun kam alles zu Donna Clemencia gepilgert, ein Ei in der Hand, und jedem Ei mußte

sie mit ihrer schwarzen Sphinxtatze den Meisterklaps auf den Scheitel versetzen und dann mit dem zarten Messerchen den sicheren Schnitt führen.

Aber kaum waren die Kiebitzeier abgethan, so ging der Zungensturm wieder an, schlimmer als vorher. Niemand bemerkte, welchen zarten Liebesdienst Donna Clemencia dem Vicomte Roger de Bronze leistete, als er nach den Laibacher Krebsen sich die Fingerspitzen in der dargereichten Handschale säuberte. Sie sah ihm einen Augenblick mitleidig zu, dann fuhr sie mit der Messerspitze in das Salzfaß und stäubte ihm eine tüchtige Ladung Salz auf die plätschernden Finger. „Carisimo amigo," sagte sie, „das allein zerstört den Krebsgeruch gänzlich."

Mit einigem Neid sah der einzige Herr von Pappe seinem Nebenbuhler, dem schönen Roger, diese Gunst erweisen und begann, um sich Luft zu machen, dem Fräulein Lilla schräg über den Tisch weg eine sehr lange Geschichte zu erzählen. Ich hörte nur, daß ein Elephant wiederholt darin auftauchte und allerlei Unfug anrichtete, der nun leider nicht mehr gut zu machen war. So böse Elephanten kommen sonst in unserer Gegend gar nicht vor. Alle schändlichen Thaten des fremden Ungethüms also, in ihrer vollen Breitspurigkeit, und was alles noch in den nächsten vierzehn

Tagen oder drei Wochen darauf gefolgt sei, berichtete Herr von Pappe auf so beträchtliche Entfernung hin dem Fräulein Lilla Bandt; diese aber hörte gar nicht zu und lachte noch weniger, denn es war gerade nicht der günstigste Zeitpunkt, ihr Gebiß zu zeigen, da der Sanitätsrat soeben von einem Zerstreuten erzählte, der eines Morgens bei der Toilette sich die Perücke in den Mund gestopft und sein falsches Gebiß auf den Kopf gestülpt habe. Glücklicherweise war der eben entbrannte Streit um die besten Champagnermarken viel zu heftig, als daß man solche Allotrien aufmerksam angehört hätte, und auch der arithmetische Nachweis des Herrn Dr. Spurius, wie viele Stockwerke ein siebenzigjähriger Wiener in seinem Leben erstiegen habe und wie leicht er mittelst all dieser Stufen in den Mond hätte emporsteigen können (dessen Erdnähe vorausgesetzt), ging ungewürdigt vorüber, wie nicht minder die Schilderung, welche der gefeierte römische Maler Signore Fiorino Fiorini in seinem halbitalienischen Deutsch von der Herrlichkeit des Papstes entwarf, wenn er „umgeben von sechzig fidelen Kardinälen" („fedeli" meinte er) dem Volke den Segen erteile.

Der Jaquesson, signature rose, fand allgemeinen Beifall und man erklärte ihn für den dermaligen König der Champagne. Kraft und Milde, behauptete Dr. Justen=

Lennox, seien in ihm gepaart, wie in Alexander dem Großen, er sei besonnen und feurig wie Raphael Sanzio.

„Qué, qué!“ widersprach Donna Clemencia und wies auf eine Flasche, die ihr allein gehörte; „alles Zuckerwasser, dieser ist der einzige wirkliche Champagner, Billecart Salmon, . . . sec, sec, so sec als möglich, extra dry! Kosten Sie, querido amigo!“ Und sie schob Herrn von Pappe ihr eigenes Glas hin, denn sie hatte seine Verstimmung wohl bemerkt und wollte ihn versöhnen. „Und zwanzig Tropfen Martell 1850 hinein . . . so, jetzt trinken Sie . . . Ganz austrinken, ganz aus, den wenn man zu dem Rest neuen gießt, kriegt man fluxion, Rheuma, . . . wie mein geliebter Gatte, que Dios tiene (der bei Gott ist), . . . er hat auch das reuma bekommen, nur davon.“

„Ist er daran gestorben?“ fragte Fräulein Lilla Bandt herüber, in so hellem Sopran, daß er zu einer so düsteren Frage gar nicht paßte.

Donna Clemencia richtete sich stolz auf, so daß sie selbst sitzend groß aussah, und schoß um die eine Ecke der Jardinière einen finsteren Blick nach der vorlauten Fragerin.

„Vive Dios,“ sagte sie feierlich mit dumpfer Stimme, „der General Don José Pardo y Ponce, Präsident der Republik Colorado, ist an neun Kugeln

gestorben, als guerrero valiente (tapferer Krieger), und hat vergossen sein sangre de heroe (Heldenblut) zu San Cristobal, besiegt durch Verrat, gefangen durch Verrat, verurteilt durch Verräter. Die Geschichte hat den Namen Antonio Ardeaga verflucht wegen dieses Meuchelmordes, den Namen des Märtyrers aber wird Colorado segnen. Es war am 9. febrero 1879, um 5 Uhr Morgens, als man ihn an die Mauer stellte. Ich hatte mir von Ardeaga die Gunst erbeten, ihm die Augen verbinden zu dürfen. Aber er ließ sie sich nicht verbinden . . . und das war mein Unglück. Ich . . . Demonio! (Teufel!)" . . .

Sie unterbrach sich plötzlich, ihre Haltung sank zusammen und sie suchte krampfhaft nach ihrer Tasche, welche sie in den weitläufigen Bauschen ihres Kleides nicht fand.

„Sie sind unwohl, Madame," rief der Vicomte besorgt, und Herr von Pappe bückte sich, um die Tasche des schwarzen Meeres zu suchen. Er war so glücklich, sie zu finden, und griff hinein.

„Das Fläschchen," hauchte die Generalin, totengelb, und riß es ihm aus der Hand.

Sie goß sich die wasserhelle Flüssigkeit auf die Hand und rieb sich damit Schläfen und Stirn. Dann lehnte sie sich einen Augenblick still zurück, mit ge=

schlossenen Augen. Alles war mäuschenstill, Rauenberg winkte sogar der Musik, welche eben das Lied begleitet hatte:

„Ja das is was für'n Weaner,
Fürs Weanerische G'müat" . . .

Nun schwieg auch sie.

Nur der Sanitätsrat trat, auf den Fußspitzen schleichend, an die Leidende heran und ergriff das Fläschchen, das sie auf den Stuhl gestellt hatte. „Elettricità verde," las er auf der Etikette, „rimedi Mattei, Bologna." Er verzog höhnisch den Mund und stellte das Wunderelixir wieder hin.

Da öffnete die Generalin die Augen.

„Valgame Dios, yo era muerta" (Gott steh mir bei, ich war tot), sagte sie, „aber dieses Mittel hilft augenblicklich."

„Grüne Elektricität, vom Apotheker Mattei in Bologna," sagte der Sanitätsrat spöttisch. „Natürlich, das weckt ja Tote auf."

„Wie schade," flüsterte die Sängerin dem Hausherrn zu, „sie war im besten Zuge."

„Sie macht es immer so," entgegnete er, ihr den Arm reichend. Man begab sich in die Bibliothek, den Kaffee zu nehmen.

* *
*

Ein Duft von „kuhwarmem“ Mokka, wie Herr Dr. Spurius sich ausdrückte, von Martell 1850, Chocolat Boissier und egyptischen Cigarretten wogte durch die Thüren ab und zu. Um die Carrara-Venus von Pradier kräuselte sich blaues Gewölk, sie schien darauf gen Himmel fahren zu wollen. Die kleine Bacchantenscene auf der Staffelei nahm glühendere Fleischfarben an und wurde für ein Stündchen ein unbezweifelbarer Rubens. Die lange Wand voll goldschimmernder Bücherrücken erschien durch den duftigen Silbernebel nur noch als vergoldete Silbertapete. In Schaukelstühlen und auf zweisitzigen S-Fauteuils, auf Gobelin-Tabourets und eingelegten alten X-Sesseln und in altdeutschen Armstühlen von geschnittenem Brettleder saßen und lagen die Gäste umher. Die Generalin hatte für ihre nachtschwarze Toilette den richtigen Hintergrund gefunden und sich auf ein von Julius Payer aus Spitzbergen mitgebrachtes Eisbärenfell hingestreckt, das vor dem Divan lag. Vicomte Roger de Bronze und Herr von Pappe hatten ihr rechts und links zwei seidene Kissen mit Eiderdunen unter die Taille gestopft, um ihr die Hingegossenheit bequemer zu machen. Wie ein schwarzes Pfauenrad ging ihr Fächer unablässig auf und zu, hin und her. In der sechseckigen Nische, deren fünf Panneaux Makart mit Coeur-, Carreau-, Pique und Treffdame in

Lebensgröße geschmückt hatte, zeigte Signore Fiorino Fiorini den Damen Kartenkünste, welche diese nicht begreifen wollten, und man hörte ihn im reinsten Toskanisch-Deutsch versichern: „Errgott, das ist ja sehr heinfach, die heine Elfte nehmen Sie von hoben, die handere Elfte nehmen Sie von hunten;“ die Damen brachen darauf in helles Gelächter aus, für welches sich der berühmte Volkssänger Kuchelbäcker, der, auf der Thürschwelle stehend, soeben seine besten Couplets vortrug und die Heiterkeit auf seine eigene Leistung bezog, sehr geschmeichelt verneigte. Von den verschiedenen schwatzenden Gruppen kamen, wie Altweibersommer, leichte Scherzreden durch die Luft dahergeschwommen, halbe Sätze, Wörter mit künstlichen Schnörkeln, . . . hier ein Seufzer: „Ja, wem ein anderer eine Grube gräbt, fällt selbst hinein,“ . . . dort ein Kalauer über eine „wohlgedrehte Wahrheitsnase,“ . . . noch weiterhin eine Bemerkung darüber, daß Herr von Dreyweber, auf dessen Frack sich gewisse ungewisse Flecke zeigten, einen „Bratenrock mit Sauce“ trage, . . . dann sah rechts einer auf die Uhr und konnte nicht begreifen, warum man drei Viertel auf drei sagen könne und nicht auch drei Drittel auf vier, . . . worauf ihm sein Gegenüber links sogleich ein analoges Problem hinwarf, nämlich warum man nicht auch die Handschuhe

abwechselnd an beiden Händen tragen könne, wie er als Student die Schuhe abwechselnd an beiden Füßen getragen. Der Herr Sanitätsrat fand einen Spaß nicht fein genug und brummte mit seiner bekannten Lizenz: „Spiritus asini,“ und als der Beleidigte stirnrunzelnd „Was?“ fragte, erläuterte er hurtig: „Spiritus anisi möchte ich, Anisette;“ . . . Fräulein Lilla Bandt und Herr Meyer von Meyerheim stießen auf Du an, jene mit einem Löffel voll schwarzen Kaffees, dieser mit einem halben Biskuit; . . . der Hausherr verleitete mehrere rauchscheue Damen, es mit nikotinfreien Zigarren zu versuchen, welche die Firma Jacquemin Barena in Utrecht ausschließlich für den König von Holland fabriziere, und als die eine derselben das Zeug zu fade fand und nach einer starken Cigarrette aus schwarzem Virginia-Tabak griff, äußerte Herr Dr. Spurius: „Ja, wer A sagt, muß auch weiches B sagen“ . . . und Dr. Justen-Lennox bot der Dame die erste Cigarre der neuen Regie-Sorte „Desperados“ an, welche der Finanzminister gestern als besondere Primeur dem Minister des Äußeren, dieser aber in gewohnter Vorsicht gestern dem Ministerialrat von Leisetritt, den er offenbar nicht mochte, verehrt hatte, welcher jedoch gewitzigt genug war, sie heute in der Akademiesitzung dem Herrn Mitglied Dr. Justen-Lennox weiterzuverehren,

der ja an starken Tabak gewöhnt sein dürfte . . . Was den Signore Fiorino Fiorini betrifft, verlangte er nach „ruschißem Thee," was ihm Frau von Meyerheim dringend in „russischen" verbesserte, worauf jener etwas gereizt erwiderte: „Sie wissen ja, gnädige Frau, ich kann das sch nicht aussprechen," worauf diese wieder nachwies, daß er ja thatsächlich ein sch ausgesprochen habe, nur seiner Gewohnheit gemäß am unrechten Orte, worauf jener rundweg erklärte, jetzt verstehe er sie schon gar nicht . . .

Und das alles durcheinander, kreuz und quer, in einem allgemeinen Summsumm und Brummbrumm, als plötzlich unter den Klängen des berühmten Kakophon-Virtuosen John Bubble aus dem Orpheum, der sich soeben im Billardzimmer hören ließ, eine erstaunliche Gestalt unter die Gesellschaft trat. Eine Art marokkanischer Indier aus Algerisch-Syrien, mit einem gewaltigen, agraffenblitzenden, reiherbuschnickenden Musselinturban, einem weltumsegelnden Gürtel voll kostbarer Yatagans und Pistolen, und einem Schlafrock aus goldgestreiftem Kaschmir. Man hatte Mühe, in diesem Orientalen den Leinen-Mäcen Ritter von Dreyweber zu erkennen, den der Hausherr mit Rücksicht auf die oben erwähnten Flecke nach seinem etwas kühnen Ausdruck dergestalt „veröstlifiziert" hatte. Dieses glänzende Beispiel wirkte wie eine Epidemie. Augenblicklich wollte

alles sich ähnlich verkleiden, und die reiche Sammlung orientalischer Kostüme, welche Herr von Rauenberg angelegt hatte, wurde weidlich geplündert. Der Hausherr war unerschöpflich in malerischen Zusammenstellungen, überall legte er selbst Hand an, er umschlang die Damen mit den feinsten Shawls, daß sie aussahen wie Huris, mit Regenbogen umgürtet, er schmückte ihre Arme mit Goldmünzenschnüren, er steckte ihre Füßchen in goldgestickte Babuschen und besprengte sie mit Rosenessenz. Er selbst trug den weißen Burnus und das kaffeebraune, gelb gestreifte Gewand eines algerischen Scheikhs. Den Sanitätsrat steckte er in ein mit Goldtressen kreuz und quer übersponnenes und durchwirktes griechisches Klephtengewand, dessen schneeweiße Fustanella ihm drollig um die etwas dünnen Beine baumelte, während seine große Butzenscheibenbrille, wie wir sie wegen ihrer runden Gläser nannten, immer erstaunt nach dem roten Fez emporzuschielen schien. Herr Meyer von Meyerheim stellte mit geschwärztem Gesicht einen Kislar Aga dar, hatte aber keine Idee, was das für ein Tier sei, und begriff von dem ganzen Kostüm nur den Tschibuk, an dessen Bernsteinspitze er unverdrossen sog. Signore Fiorino Fiorini ritt als indischer Rajah auf einem ebenhölzernen, mit Perlmutter ausgelegten Stecken, der als Elephant zu gelten hatte, und Herr Dr. Spurius als

Beduine feuerte unablässig eine lange, echte, glücklicherweise aber nicht geladene Flinte ab, an der er nur auszusetzen hatte, daß er aus Mangel an Kenntnissen in diesen technischen Künsten nicht sicher angeben konnte, ob die Arbeit dieses Schießgewehres eine aus- oder eingelegte sei. Höchst bedeutend sah Herr Dr. Justen-Lennox aus, dessen kugelrundes Ich in ein hemdartiges persisches Silberbrokatgewand mit reichem Pelzbesatz eingekapselt war; auch die hohe Lammfellmütze fehlte nicht, und es war ihm in diesem Kostüme, wie er sagte, so original-heiß, als befinde er sich in Persien selbst, mitten im dortigen Hochsommer. Jedenfalls hatte er dabei mehr Perlen am Leibe als Harun-al-Raschid, aber die seinigen waren nur tropfbar-flüssig und er mußte sich der Mühe unterziehen, sie selbst zu vergießen. Für Donna Clemencia hatte Rauenberg aus einem Karton ein funkelnagelneues lesghisches Brautgewand zu Tage gefördert, ganz aus schneeweißem Mousselin mit Spitzen und zartester Goldstickerei, aber sie zog es nicht an, denn sie hätte dazu erst ihren schwarzen Abendstaat von sich thun müssen.

Selbstverständlich saß kein Mensch mehr auf einem Sessel, alles lagerte auf den Teppichen und Fellen umher, Tschibuk und Beduinenflinte kreuzten sich, man sah nichts als untergeschlagene Beine, und war ein Orts-

wechsel nötig, so mußte er wohl oder übel auf allen Vieren vor sich gehen. Ein tragi-komisches Intermezzo ereignete sich, als Herr Dr. Justen-Lennox sich neben den bekannten Dichter, Herrn Leander Grasel hinwälzte, der schon zwei Dutzend Romane „frei nach dem Englischen" erfunden hatte. Dies führte zu folgendem fatalen Zwiegespräch: „Nun, lieber Herr Grasel, von wem ist denn Ihr neuer Roman?" . . . Das war Tusch. Der böse Stich ließ den Gestochenen vor Schmerz verstummen, aber seine Umgebung machte seine Sache zu der ihrigen und rief einstimmig: „Genugthuung!" Vergebens versicherte Herr Leander Grasel, ein durchaus friedfertiger Mann, das sei nicht der Mühe wert, er fühle sich keineswegs getroffen, die Gesellschaft rief nur um so lauter: „Genugthuung! Blut! Er muß Ihnen vor die Klinge!" Auch der Beleidiger war jedoch nicht in der Laune, sich zu schlagen oder gar schlagen zu lassen, und wollte sich vielmehr ganz sachte drücken, aber starke Arme ergriffen ihn, und ehe beide es hindern konnten, standen sie mitten im Gemach einander gegenüber, der Vicomte Roger de Bronze und Herr von Pappe neben ihnen, der jetzt ins Türkische übersetzte Sanitätsrat aber als ärztlicher Beistand saß etwas abseits und hatte schon sein chirurgisches Besteck vor sich und kramte blutgierig unter den krummen

Nadeln darin. „Los! Los!“ schrie alles, die Damen am lautesten. Die Situation war aufs höchste gespannt. Da plötzlich ermannte sich Dr. Hans Justen-Lennox und schwang seinen halbkreisförmigen Türkensäbel soweit er konnte über seine Schulter zurück, — daß es aussah, als wollte er seinen Gegner mit einem einzigen Hiebe bis auf den Sattelknopf spalten. Allen stockte der Atem, einer solchen Berserkerwut hatten sie sich gerade von dem Herrn Doktor bei seiner nach allen Richtungen so sehr abgerundeten Persönlichkeit am wenigsten versehen. Aber dieser spaltete seinen Gegner nicht. Im Gegenteil stieß er selbst einen durchdringenden Schmerzensschrei aus, ließ den Säbel fallen und griff mit der Hand nach einer entlegenen Stelle seiner dem Weltgetriebe abgewendeten Seite. „Ich bin verwundet! Ich bin verwundet!“ schrie er und hüpfte mit gar sauren Mienen auf einem Beine umher, ohne die Hand von der verletzten Stelle zu nehmen. Der Sanitätsrat begriff zwar die Sache nicht, ließ aber den Verwundeten doch in ein einsames Kämmerchen schaffen, wo er gewissenhaft that, was seines Amtes war. Ein unerhörter Fall! Herr Leander Grasel hatte nicht einmal sein Schwert gezückt, und dennoch war Herr Dr. Justen-Lennox thatsächlich verwundet. Als nämlich dieser Tapfere mit seinem krummen Türkensäbel gar so heftig ausge-

holt, hatte er mit dessen Spitze hinten sich selbst gestochen, gerade unter dem Rücken . . . „Nein,“ sagte der Sanitätsrat, als er ihm das Pflaster aufklebte, „eine solche Selbstverwundung ist mir in meiner ganzen Praxis, die Mensur mit eingerechnet, noch nicht vorgekommen.“ Draußen aber, in der Bibliothek, wurde unterdessen der Sieger in einem der blutigsten Duelle dieses Jahres mit Glückwünschen überhäuft und durch gemeinsamen Beschluß gezwungen, zu gestehen, daß dies der stolzeste Tag seines Lebens sei. Sein großartiger Triumphzug um das Billard herum beschloß diese denkwürdige Episode.

* *
*

Immer toller wurde die Stimmung. Im Nebenzimmer begannen Zigeuner zu geigen und die Hämmer des Cymbals tanzten ihren rasenden Csardas dazu. Die Damen hatten aus einem Dutzend großer Bonbonnièren die zur Ausfüllung dienenden weißen Seidenpapierstreifen, Handvoll um Handvoll, herausgegriffen und warfen sich nun mit diesen Stegreif-Schneebällen. Bald war die Schlacht allgemein, und die Herren konnten ihr am wenigsten fern bleiben. Die weißen Knäuel flogen kreuz und quer, sie zerbarsten an den Frisuren und spießten sich an den Schnurrbärten, die Papierschnitzel wirbelten wie Schneeflocken in der Luft umher, bedeckten Teppiche und Divans, wurden wieder

emporgerafft, zusammengeknäuelt und in das nächste lachende Gesicht geworfen. Das war wie eine Schar lustiger Schuljungen im Winter, nach einem tüchtigen Schneefall. Der Schauplatz dieses Gefechtes sah aber auch danach aus. Es war Zeit, hier Frieden zu stiften. Rauenberg hatte ein gutes Mittel dazu. Er kommandierte einen bereitgehaltenen Trompeter auf die Thürschwelle und der blies aus voller Brust den Zapfenstreich in den Saal hinein. Nichts bringt eine tolle Gesellschaft so rasch zur Besinnung. Lachend hielt sich alles die Ohren zu und Donna Clemencia ... erwachte plötzlich.

Sie hatte nämlich all diese geräuschvollen Scenen verschlafen. . . Martell 1850!

Darum also war es so toll hergegangen: der „Schlagschatten" hatte geschlafen.

„Meine Herrschaften!" rief Rauenberg, „auf, auf, zur Höllenbowle!"

Dieses unheimliche Wort konnte nicht verfehlen, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. „Zur Höllenbowle?" flüsterte man fragend rechts und links. Aber man ordnete sich in doppeltem Gänsemarsch, den Trompeter voraus, und marschierte flott hinter dem Hausherrn drein.

Man gelangte in den orientalischen Salon zurück. Rauenberg hatte kürzlich den seltsamen Einfall gehabt,

da dieser Salon bereits unter dreifachen Teppichen erstickte, auch an dessen Plafond in der Mitte einen reizenden kleinen arabischen Teppich auszuspannen, von dessen vier Ecken vier persische Bronze-Ampeln von feinster Ciselierung herabhingen. Jede Ampel trug in ihrem Schnabel ein ganz feines Flammenzünglein; das Gas mußte da mit Naphtaflämmchen brennen, welche nur Zwielicht verbreiteten.

Unter diesem Zeltdach stand ein schwarzer Tisch und auf diesem eine gewaltige englische Bowle mit tausend geschliffenen Kristallflächen. Sie enthielt eine Flüssigkeit, die alle Farben spielte, als wären Topase und Rubinen in ihr aufgelöst. Ein geistvoller Duft ging von ihr aus und löste alle Zungen zu einem „Ah“, der Hausherr gebot jedoch unverbrüchliches Schweigen und stumm nahmen die Gäste ihre Plätze um den Tisch ein. Nur die Generalin murmelte: „Valgame Dios“ und leerte, ohne zu fragen, geschwind noch eine Flasche Cognac in den blitzenden Kübel. Ein Wink des Hausherrn und alle Thüren schlossen sich. Noch ein Wink und die vier Gasflämmchen erloschen. Schwarze Finsternis umhüllte die Gesellschaft, bis plötzlich in deren Mitte eine feurige Lohe emporzüngelte, aus blauen und gelben Flammen gemischt, deren unstäter Widerschein die Köpfe ringsum geisterhaft phosphoreszieren ließ.

Im zuckenden Lichte schienen auch alle diese Gesichter schmerzlich zu zucken, als hätten sich hier lauter Verdammte zu einem tröstenden Pünschlein versammelt. Und die Statuen in den Ecken wurden lebendig und rührten eherne Arme, als langten auch sie nach einem Labetrunk; die marmorne Badende von Carrier-Belleuse schien sich immer von ihrem Sessel zu erheben und sich gleich wieder hinzusetzen, als sei sie noch unschlüssig, ob sie auch an den Tisch treten solle; und auf dem Kamin der Barye'sche Bronzelöwe, dessen Original im Tuileriengarten steht, fuchtelte mit dem gewaltigen Schweife aufgeregt in der Luft umher, er oder sein Schatten an der Wand, im flackernden Feuerschein. Eine seltsam verworrene Musik begleitete das Schauspiel, es wurde nämlich hinter den geschlossenen Thüren gleichzeitig im Kabinett rechts Wagners Feuerzauber und im Boudoir links Meyerbeers Höllenballett aus Robert gespielt, was sich zu einer ganz schaurigen Diskordanz vereinigte.

„Por amor de Dios! (um Gotteswillen)," rief Donna Clemencia, „das ist ja wie in der Hölle. Ich habe Angst." Und da ihr zufällig eine Flasche in die Hand geriet, goß sie immerhin auch deren Inhalt, ohne ihn zu kennen, in die Flammen, welche nur um so fürchterlicher emporschlugen.

Ein gellender Schlag auf ein Tamtam. Die Thüre sprang auf . . .

„El Demonio!“ schrie die Generalin entsetzt, denn sie glaubte, nun erscheine der Teufel, um mitzutrinken. Aber es war nur der Kammerdiener, der das Gas wieder entzündete und die Greuel der Hölle bannte. Bald war der Punsch fertig und dampfte in den bauchigen Gläsern, welche um die Wette leer und wieder voll wurden. Die Verdammten gebärdeten sich immer lustiger.

„Caramba! wir haben noch den ganzen Abend nicht gespielt!“ rief die Generalin, deren Augen brannten. „Sind keine Würfel da?“

„Würfel?“ wiederholte der Hausherr, „warum gerade Würfel? In Wien spielt man das nicht.“

„Das einzige Spiel, Würfel!“ rief die Sennora. „Alles andere ist nichts. Also keine Würfel da? . . . Halt! Geben Sie mir Tinte und Feder!“

Man brachte ihr das Verlangte.

„Man muß sich zu helfen wissen,“ sagte sie und griff mit ihren langen gelben Fingern in die Zuckerdose, welche Würfelzucker enthielt. Sie suchte zwei ganz genaue Würfel heraus und begann mit Tinte die Punkte auf deren Flächen zu malen. Erstaunt sah man ihr zu und fand den Einfall äußerst praktisch. Als sie aber fertig war, sagte sie feierlich: „Vicomte!“

und winkte den Vicomte Roger de Bronze an ihre linke Seite, und dann eben so feierlich: „Monsieur!“ und Herr von Pappe mußte sich an ihre rechte Seite stellen. Dann sagte sie jedem von ihnen etwas ins Ohr und rief: „Einen Becher!“ . . . da aber kein Würfelbecher vorhanden war, stürzte sie rasch den Inhalt ihres Glases hinab und warf die beiden Würfel in das leere Glas. Sie schüttelte es und warf die Würfel vor Herrn von Pappe hin. „Oh pobrecito (o Ärmster)!“ rief sie, „eins und drei; das ist schlimm für Sie.“ Dann warf sie für den Vicomte und rief: „Por Dios! Sechs und vier. Sie haben gewonnen.“ Und sie reichte ihm majestätisch die Hand, die der Vicomte inbrünstig küßte.

„Um was wurde denn gewürfelt?“ fragte Frau Meyer von Meyerheim, welche der Fall nicht wenig zu interessieren schien.

„Quien sabe? (wer weiß?) Vielleicht um . . . alles,“ sagte Donna Clemencia mit Pathos.

„Ich darf mit Ihnen nur wetten, Madame,“ warf Herr von Pappe etwas gereizt hin, „im Wetten gewinne ich, im Spiel verliere ich . . . Apropos, da fällt mir eben ein . . .“

Er trat zu dem großen Königstiger hin und griff in dessen Maul unter die blutrote Zunge. „Ah,“ rief

er, „ich hatte dahier eine Banknote eingesetzt . . . und sie ist nicht mehr da . . . Sollte der Tiger sie verschlungen haben, oder . . .“

„Sie muß da sein,“ unterbrach ihn der Hausherr, der ganz gut wußte, wer die Zehnernote genommen. „Ich will einmal selbst nachsehen . . . Aber da ist sie ja, ganz unversehrt.“ Und er holte eine Zehnernote, die er erst geschickt hineingezaubert, aus dem Tigermaul. „Hier, mein Freund, nehmen Sie Ihr Eigentum wieder.“

„Sein Eigentum?“ rief jedoch die Generalin hitzig. „Nein! mir gehört sie! Es waren also zwei Noten drin und ich habe nur eine genommen!“

„Sie, Madame?“ entgegnete Herr von Pappe, der vor Eifersucht, oder Punsch, oder beidem schwierig wurde. „Eine fremde Banknote? ei . . . ei!“

Der Hausherr ergriff seinen Arm und wollte ihn hinausführen, aber der Unglückselige wiederholte immerfort: „Ei . . . ei!“ und zwar in immer bedenklicherer Betonung.

„Ei, ei?“ fuhr die Generalin auf, „was heißt das? Habe ich die Wette gewonnen oder nicht? Muerte de Dios! (Gottes Tod!) ich habe gewonnen. Sind fünfzig Tropfen aus der Flasche gekommen? Nein, nein, nein! Also habe ich gewonnen.“

„Die fünfzig Tropfen wären aber gekommen,“

entgegnete Herr von Pappe mit lederner Zähigkeit, wenn man uns nicht im entscheidenden Augenblick zu Tische gerufen hätte."

„Quien sabe?" entgegnete die Sennora purpurrot, „siebenundvierzig Tropfen sind gekommen, auf fünfzig haben wir gewettet! Meine Herrschaften, ich frage Sie alle, ist das wahr oder nicht?"

„Ja . . . ja . . . ja," tönte es da und dort.

„Aber . . ." begann Herr Dr. Spurius.

„Sangre de Dios! was: aber?" fuhr die Generalin in hellem Grimm auf ihn los. „Thatsache ist Thatsache, ich will nicht jugar del vocablo (mit dem Worte spielen). Das Wort ist so gegeben worden und so genommen. Basta de esta cosa! (Genug davon.)"

„Jedenfalls," meinte der zähe Herr von Pappe, „ist das eine etwas wunderliche Auffassung des Wortlauts."

„Das will mir auch scheinen," sagte Herr Dr. Spurius.

„Die Wette war nach meiner Ansicht nicht entschieden," rief Dr. Juften-Lennox, die Hand auf dem Schwertgriff, wie um diese Ansicht mit seinem bereits bewiesenen Heldenmut zu verteidigen.

„Das ist eine Rechtsverdrehung," fuhr Herr von Pappe fort. „Ist das etwa das Recht von Colorado?"

„Ja, ja, und tausendmal ja!“ rief die Generalin außer sich! „Allerdings! El derecho de Colorado! Das Wort gilt! Nichts als das Wort! . . . Oh, Senores, wenn auch noch etwas anderes gelten würde als das Wort, mit jeder Silbe und jedem Buchstaben . . .! Sangre de Dios, ich stünde jetzt nicht da und würde behandelt wie eine ladrona!“ Sie stürzte ein Glas des heißen Trankes hinab, wie um sich die Zunge zu lösen, und stand hoch aufgerichtet hinter dem Hexenkessel, das halbgelöste schwarze Haar, in dem noch weiße Papierschnitzel hafteten, flog in schweren Massen um ihre Schultern, in ihren Augen brannte die vereinte Glut von Martell 1850 und der Höllenbowle. Beide Fäuste auf den Tisch gestemmt, das krampfhaft zuckende Antlitz über die Bowle vorgeneigt, daß es von ihrem Dampfe umbrodelt war, entlud sie ihre ganze Leidenschaft mit einem Schwall von spanischen und deutschen Worten:

„Ja, meine Herren, das Wort allein ist entscheidend. La palabra, das Wort! Das Wort war es auch, das mich tötete an jenem blutigen Tage des 8. febrero 1879, um fünf Uhr morgens, zu San Cristobal, als Don José Pardo y Ponce starb, der Held von Pichincha, Aguasfrias und San Juan del Norte. Ich wollte mit ihm sterben, Ardeaga jedoch hatte mir nur gestattet, ihm die Augen zu verbinden

mit meinem eigenen Taschentuch. Aber er nahm es nicht an, der Held, sondern ließ Ardeaga sagen, er wolle seinen Musketen bis ans Ende in die Läufe sehen und selbst Feuer kommandieren ... Madre de Dios, hätte er sich doch die Augen von mir verbinden lassen! Alles wäre dann anders gekommen, Alles! ...“ Sie schwieg eine Weile und fuhr dann mit gedämpfter Stimme ebenso rasch fort: „Er stand aufrecht an der Mauer, welche er um den ganzen Kopf überragte. Er war ruhig wie ein Held und lächelte. „Hasta la vista!“ (Auf Wiedersehen!) rief er mir zu, dann trat das Peloton an und mit lauter Stimme kommandierte er: „Fuego!“ (Feuer.) Ich hörte noch das Wort, aber nicht mehr die Schüsse; ich sank bewußtlos zusammen ... Tags darauf reiste ich nach Port Guzman und ging in das Bureau der Compania general de seguros (Allgemeine Versicherungsgesellschaft), bei der mein Held und Gatte sein Leben auf 100,000 Pesos zu meinen Gunsten versichert hatte. Ich nannte dem Direktor meinen Namen, er drückte mir in wohlgesetzten Worten sein Mitgefühl aus. Ich reichte ihm die poliza, die ich während des ganzen Krieges in meinem Busen verwahrt hatte, wegen der Unsicherheit; er nahm sie und wandte sie verlegen hin und her. Dann sagte er kalt: „Entschuldigen Sie, Sennora, aber die poliza ist un-

gültig.“ Invalida, sagte er, nula! . . . Ich erbleichte und konnte ihn nur fragend ansehen. Er fuhr fort: „Ihr beweinter Gatte ist als Selbstmörder gestorben!“ Ich fuhr ihm ins Gesicht wie eine wilde Katze, aber er wich zwei Schritte zurück und sagte ruhig: „Ihr Gatte hat mehrere Soldaten der Republik ausdrücklich und in ganz unabweislicher Form aufgefordert, ihn zu erschießen, und sie erschossen ihn; das ist qualifizierter Selbstmord.“ — „Mensch!“ schrie ich außer mir, „Ardeaga hat ihn ja zum Tode verurteilt und erschießen lassen.“ — Kalt wie Eis entgegnete er: „Ihr unvergeßlicher Gatte, der Ruhm Colorados, starb wie ein Held; er selbst kommandierte Feuer und erst auf sein Kommando schoß das Peloton. Das ist Selbstmord, Sennora. Auch hat demgemäß der consejo de administracion (Verwaltungsrat) beschlossen, die Polizze im Sinne des § 67 e der Statuten für nichtig zu erklären und die Summe nicht auszubezahlen.“

Ein Gemurmel ging durch die ganze Gesellschaft. „Unerhört! Unglaublich!“ hörte man da und dort sagen. Der Vicomte Roger de Bronze küßte der Generalin die rechte Hand, Herr von Pappe küßte ihr reuevoll die linke.

„Ja, meine Herrschaften,“ fuhr sie stöhnend fort, „la palabra entschied, das Wort! Die administracion

hielt sich an den Buchstaben des Wortes: mein Gatte hatte Feuer kommandiert und erst daraufhin hatte man ihn erschossen. Das galt als Selbstmord . . . Ich fiel in Ohnmacht . . . Als ich zu mir kam, eilte ich zu den Freunden meines Gatten; sie übergaben die Sache dem ersten Advokaten unserer Partei. Ein Jahr lang dauerte der Prozeß vor dem tribunal civil von Port Guzman; ich verlor den Prozeß. Wir appellierten an das tribunal superior de apelacion zu Manzanillos; zwei Jahre zog dieses die Sache hin, dann wies es mich ab, auch bei ihm behielt der Buchstabe recht und in der zehn Bogen starken Urteilsbegründung war es juristisch, philosophisch und logisch nachgewiesen, daß mein Mann durch seine unüberlegte Heldenthat sich unter § 67 e jener Gesellschaft gestellt hatte. Noch einen Schritt that ich beim Justizminister; er konnte mir auch nicht helfen; übrigens ist er Ardeagas Schwiegersohn . . . So, meine Herren, bin ich geworden, was ich bin: eine Bettlerin! Ich bin ein Opfer des Wortes."

„Schauderhaft! Welche Rechtszustände!" rief Dr. Spurius.

„Der Schlagschatten . . . Ich hoffe, Sie sind zufrieden," raunte mir Rauenberg ins Ohr.

„Und darum will auch ich auf dem Worte be-

stehen, meine Herren," fuhr die Generalin fort. „Keinen Buchstaben davon lass' ich mir nehmen. Wenn ich mit unserer Wette unrecht habe, dann hätte ich auch in Manzanillos recht behalten müssen! Da ich aber in Manzanillos unrecht behielt, muß ich wohl auch hier auf Grund des Buchstabens recht haben!"

„Sie haben recht, Sennora!" beteuerte Herr von Pappe tief erschüttert und haschte wiederholt nach ihrer Hand.

Die ganze Gesellschaft drängte sich unter Zeichen der Teilnahme um die Generalin; die Damen küßten ihr die Wangen, die Herren die Hände. Sie netzte sich wieder die Stirne mit ihrer „grünen Elektrizität" aus Bologna und lag jetzt wie gelähmt auf dem Königstiger, der um ihretwillen noch sachter aufzutreten schien als zuvor.

„Ich will schon lange mein Leben versichern lassen," flüsterte Dr. Justen-Lennox der Sopransängerin zu, „ich werde zu der Gesellschaft in Port Guzman gehen."

Aber Fräulein Lilla Bandt lachte nicht, .. . sie aß eben ein Täßchen Eis, um sich nach dieser aufregenden Szene zu erfrischen. Draußen spielten die Zigeuner einen Walzer und mehrere Paare versuchten zu tanzen. Auf dem Tiger aber lag Donna Clemencia regungslos. Sie schlief wieder.

Die
Amerikaner in Rothenburg.

Historische Erzählung.

(1886.)



Es war am 15. August 1885, zwischen acht und neun Uhr abends. Im Speisesaale beim „Hirsch“ zu Rothenburg ob der Tauber stützten sich zwei knorrige Ellbogen auf das Wachstuch der Wirtstafel, und zwischen zwei entsprechenden Fäusten eingeklemmt befand sich ein Nußknacker, den aber Mr. U. S. Gibbs aus Chicago schon seit fünfzig Jahren als Gesicht benützte. Was die Buchstaben „U. S.“ zu bedeuten hatten, wußte kein Zeitgenosse; vermutlich aber „United States.“ Ihm gegenüber saß seine einzige Tochter, Miß Carolina Gibbs; niemand wußte genau, ob North- oder South-Carolina. Sie sah ihm auffallend ähnlich, aber Jugend und Weiblichkeit verniedlichten den gewaltigen Nußknacker, der nun einmal der Typus der Familie Gibbs zu sein schien, zu einem reizenden, blanken, rechts und links mit einem Brillanten-Bouton geschmückten Haselnußknackerchen, das so drollig

war, daß man an seine Häßlichkeit vergessen konnte. In der That schien ein junger Mann am Tische dieser Gedächtnisschwäche unterworfen zu sein, denn er ließ das Fräulein nicht aus den Augen. Er schien sie auswendig zu lernen, obgleich er sie längst auswendig wußte, denn auch er war aus Chicago, einer der acht amerikanischen Maler, welche um diese Zeit Ansichten aus Rothenburg malten, teils in reinem Öl, teils in schmutzigem Wasser. Er hieß Archibald und dieser Name hatte schon, als sie beide noch Kinder waren, Miß Carolinas Beifall gefunden, obgleich des Knaben Vater nur ein Oberaufseher in Mr. Gibbs' berühmter Schweineschlächterei war. Übrigens war er ein bedeutender Mann; er war um einen Kopf größer als George Washington, hatte weit dichteres Haar als Benjamin Franklin und trug weißere Hemdkragen als Abraham Lincoln; sichtlich ging er einer glänzenden Zukunft entgegen. Freilich . . .

„I say," begann in diesem Augenblick Mr. Gibbs; er begann nämlich nie anders als mit dieser Phrase, wobei er den Nachdruck auf das „I" legte. Wenn er sprach, klang es, als rollten die Wallnüsse zwischen den Kinnladen des Nußknackers hin und her. „I say," begann er also, nachdem er eben seine vierte Flasche geleert hatte, „dieser Wein ist ein . . . ein . . . Wein,

der als Wein . . . sozusagen . . . Wie heißt er denn eigentlich?"

„Das ist Tauberscheckenbacher Schillerwein," antwortete Archibald.

„Schiller," fiel Miß Carolina lebhaft ein, „ja wohl, wir haben im Pensionat zu Minneapolis Gedichte von ihm gelesen. Johann Wolfgang Schiller, gewiß." Das Fräulein hatte nämlich eine feinere Erziehung genossen und sprach sogar ein wenig Deutsch.

„I say," sagte ihr Vater, „zweitausend Dollars per annum ist viel als Pension für ein Mädchen, aber Du hast wenigstens was gelernt, Liebling. Da!" Und er streckte ihr die offene Hand über den Tisch hin. Eine Hand, anderthalb Fuß lang. Das Fräulein machte vorsichtig eine Faust, ehe sie einschlug, denn sie kannte schon diese vernichtenden Händedrücke. Dann fuhr er fort: „Dieser Trauben . . ."

„Tauber," verbesserte Archibald.

„Tauberschnecken . . ."

„Schecken," fiel er ein.

„Well, well, kurzum dieser Sillery-Wein . . ."

„Schillerwein, Pa," unterbrach ihn sein Töchterchen mit schmeichelnder Stimme. „Schiller, . . . das ist in Deutschland, wie wenn Du bei uns sagen würdest . . . Edgar Poë. Das Lied von den Glocken,

... der Ring von Messina, ... die Braut des Polykrates."

„Dear me! eine deutsche Gelehrte!" rief „Pa" entzückt und leerte sein Glas Traubenschneckenbucher Goethe-Wein, — Friedrich von Goethe, Verfasser von Gotthold Ephraim Klopstock und anderen klassischen Trauerspielen, — worauf er plötzlich mit der Faust (Gedicht von Nikolaus Heine, wenn nicht gar von Heinrich Lenau) auf den Tisch schlug und zornig ausrief: „I say, es ist doch eine verdammte Stadt voll Narren! Eine Büchse Schweinefleischkonserve aus meiner Schlächterei ist mir lieber, als dieses ganze Rothenbrunn. Es ist ja da nichts zu kaufen! Nicht einmal ein paar Thorflügel vom Rathaus, und wären es gleich die ältesten ... Zweitausend Dollars geboten für den Sankt Georg auf dem Marktbrunnen; zweitausend Dollars ohne den Drachen; mit dem Drachen dreitausend. Nicht verkäuflich! heißt es immer ... Fünftausend Dollars für den Ritter mit der Fahne, der auf dem Giebel des Rathauses steht; was ist darüber zu lachen? Aber die Kerle lachten, als hätte ich fünf Dollars geboten ... Das Fremdenbuch, wo der deutsche Kronprinz und Moltke eingeschrieben sind, fünfhundert Dollars; ist das kein schöner Preis? „Wird nicht verkauft," hieß es. Aber, Gott verd ..., ich

kann doch nicht von Rothenbach abreisen, ohne für mein Museum eine Antiquität gekauft zu haben! Hab' ich nicht in Paris die Wiege Ludwigs XXI. erworben, im reinsten Barackenstil, und die goldgestickte Ballschürze der Madame Montadour, und die Perücke Vol . . . Vol . . ."

„Jean Jacques Voltaires," half ihm Miß Carolina aus.

„Richtig! Und in London die eiserne Jungfrau, mit welcher James der soundsovielte hingerichtet wurde, was diesem Despoten ganz recht geschah, und überdies die Briefe der Königin Elisabeth an den Grafen Sussex; und in Florenz die Pantoffel des großen Michelangelo da Urbino und sein eigenhändiges Selbstporträt von Tizian; und in Rom eine Original-Kopie der Venus von Milwaukee . . ."

„Milo," berichtigte das Töchterlein.

„So sagt' ich ja. Und das grossartig schlechte Mosaik aus den Bädern des Caracallus, und das Brevier Papst Pius X. aus dem dritten Jahrhundert vor Christus, . . . nein, es war doch schon nach Christus und kostete auch darum, statt achthundert, nur vierhundert Büchsen salt pork. Und in Munich erst! Die beiden identischen Lionardos, von denen selbst die größten Kenner nicht zu unterscheiden vermögen, welches

der unechte und welches der nachgemachte ist! Oho, mein Museum hat schon Kunstwerke Nummer A 1. Werd' es auch nicht meiner Vaterstadt vermachen, wenn ich sterbe. Daß ich ein Narr wäre! Alles soll Dir gehören, Liebling, alles Dir!" Und er streckte ihr beide Hände quer über den Tisch hin; zwei Hände, zusammen drei Fuß lang.

„Ja, es ist verzweifelt, wie diese Deutschen an ihren Raritäten hängen," pflichtete Archibald bei und sah wirklich so verzweifelt drein, wie er eben behauptete. „Aber wer weiß, . . . durch Verbindungen . . ."

„Halloh!" rief Mr. Gibbs, „was sagen Sie da, Archibald?"

„Ich sage, es giebt Verbindungen!"

„Verbindungen! Verbindungen!" rief Mr. Gibbs, „was nützen auch die schönsten Verbindungen, wenn sie kein Fremdenbuch haben?"

„Und wenn sie eins hätten?"

„He?"

„Ein noch weit interessanteres als das im Rathause! Ein uraltes, wo sogar König Christian von Dänemark drin fehlt . . . Sie haben ja die Gedenktafel an jenem Hause gelesen in der Herrengasse, . . . „in diesem Hause wohnte vom 5. März 1999 bis" . . . u. s. w."

„Gott ver . . . segne mich! Wenn das möglich wäre! Tausend Blechbüchsen, von den größten, zu zwei Dollars, Prima Minnesota pork!“ Er war von der romantischen Aussicht auf ein solches Buch sichtlich aufgeregt und stand auf, als wolle er den Schatz sogleich holen. Er schwankte aber sehr bedenklich und mußte sich auf den Tisch stützen: das war der Schillerschecken-Traubenwein.

„Wird es nicht heute schon zu spät sein, Pa?“ fragte Miß Carolina.

„Pa“ griff in die Uhrtasche und fand sie leer. „I say,“ rief er, das ist doch seltsam. Auch Pickpockets in Rothenberg. Meine Uhr ist fort.“

„Sie haben sie ja in der anderen Westentasche, Mr. Gibbs,“ sagte Archibald. In der That hatte jener im Nebel der Benebelung den Weg zur richtigen Tasche verfehlt. Jetzt aber riß er den Chronometer krampfhaft heraus, warf einen Blick darauf und lallte: „Acht Uhr dreißig Pfennige. Gehen wir.“

* * *

Vollmond in Rothenburg!

Wie ein großer Schneefall ging das silberne Lichtgestöber auf die alte Stadt nieder. Auf dem holperigen Pflaster lag der Mondschein wie blendender Jungschnee, über den noch kein Mensch gegangen. Die Schmied-

gasse, wie sie zum Markte hinanstieg, hatte eine Reihe schwarzer Häuser, welche mit silberweißen Streiflichtern gesprenkelt waren, und eine Reihe weißer, mit kleinen tintenschwarzen Schlagschatten bestäubt. Manche Dächer schienen mit blanken Silberthalern gedeckt zu sein, und jeder Knauf glühte und dampfte wie ein Weihrauchfaß. Gegen den Markt hinauf wurde die Gassenenge immer schwärzer. Die steinernen Karyatiden am alten „Baumeisterhause“ standen wie Mohren mit gekreuzten Armen neben den Fenstern, und nebenan der Greif über dem Thore des Toplerhauses glich einem schwarzen Kater.

Und nun aus diesem tiefdunklen Straßenschlund hinan zum mondhellen Markt. Mit einem Schritt aus dem Schwarzen ins Weiße. Da steht der schwere Würfel des Rathauses mit einer schwarzen und einer weißen Wand, und an der Stirnseite der ehemaligen Herrentrinkstube wirft das große, goldene Strahlenrad der Sonnenuhr als silberne Monduhr ihren stundenzeigenden Schatten. Sie zeigt drei Viertel auf zwei, es ist aber eigentlich neun. Und an den hohen Stufengiebeln der Altbürgerhäuser wallt das Mondlicht in luftigen Kaskaden von Stufe zu Stufe nieder, an den steinernen Schnörkeln flattert es als silberschimmerndes Spinnengewebe in langen, gleißenden Fäden, wie Altweiber-

sommer der Nacht. Die Simse und Karniese alle sind dick mit schwarzer Tusche unterstrichen, die Fenster haben rechts herab und unten hin einen Trauerrand und zwischen den dicken Spundwürfeln der Säulenhalle am Rathaus werden die Fugen immer breiter und schwärzer, als wollte der schwere Bau in Quadern auseinanderkollern. Aber aus allen Turmspitzen und Wappenzinken sprühen elektrische Funken und Sankt Georgs Lanze sieht aus wie eine Wachskerze, deren Flämmchen im Winde lodert. Langsam läßt der alte Brunnen sein Wasser rinnen, das auch wie verdichteter Mondschein flimmert, und das Geriesel rechts und links mischt sich mit Mädchengeschwätz links und rechts. An den alten weißen Herrenhäusern der Herrengasse kann man alle Tafeln deutlich lesen: wo Karl V. und wo Maximilian, wo Ferdinand und wo Christian dann und dann so und so lange gewohnt haben, und aus der Dickhautschen Brauerei dringt Festgetöse, dieweil dort eben die „Laterne" zecht und der Herr Metzgermeister Mohr auf die Einigkeit aller Rothenburger trinkt. Aus der fleißigen unteren Schmiedgasse aber hört man noch mancherlei Geräusch zum Markt heraufhallen: Meister Kupferschmied klopft an einem dringenden Kessel herum, Meister Schmied hämmert, Meister Schlosser pocht, Meister Schuhmacher sogar schlägt noch

Schuhnägel ein, und irgendwo muß ein Pferd beschlagen werden, der gebrannte Huf riecht abscheulich schön bis herauf.

Und da stolpert soeben die hagere Berliner Malerin, die heute den alten Brunnenkasten gezeichnet, über der untersten Stufe des Goldschmieds an der Ecke. Und dort die Reihe dunkler Gestalten, so breit die Gasse ist, das sind Karlsruher Maler und Stuttgarter Architekten, von der Kunstakademie, die fast alle im hinteren, alten, muffigen Rathaushof malen, wo die Luft so häßlich modrig ist und die Wände so herrlich angeschimmelt, der tausendmal gemalten Thüre gar nicht zu gedenken, mit ihrem morschen Steinzierrat und zerbröckelten Stufenwerk.

Aus dem pechschwarzen Quergäßchen aber, neben der Löwenapotheke, deren goldener Löwe fast hörbar gähnt, . . . aus dem rabenschwarzen Quergäßchen, in dessen Finsternis aus der hellblauen Luft drei alte Türme zugleich, ein runder, ein viereckiger und ein mit Erkerchen bewachsener, niedergucken, schallt ein schriller Diskant, welcher in dieses eingepökelte sechzehnte Jahrhundert schamlos modern, aus der vorletzten Wiener Operette, hineineinsingt: „Komm herab, o Madonna Theresaaa!“ . . . Ob sie wohl wirklich herabkommt, oder doch wenigstens ein Fensterchen öffnet an ihrem

Erkerchen? Eines jener Fensterchen mit jenen Butzenscheiben, die es bald nicht mehr echt geben wird in Rothenburg, dieweil es so lange als Butzenscheiben-Bergwerk gedient hat für alle Welt, die irgend zulangen wollen . . . .

Die Mägde am Brunnen aber schwatzen mit den ehrbaren Jünglingen der Umgebung. Die heute angekommenen Amerikaner geben den Stoff dazu, und man ist einstimmig darüber, daß es sehr lächerlich sei, Gyps zu heißen. Der Herr von Gyps und das gypsene Fräulein! Zu lächerlich! . . . Aber Geld müssen sie haben, schweres Geld.

„Dreißig Millionen," wispert Konrad, der Gehilfe des Herrn May, „Fuhrmann, Zigarren und Tapezierer" am Spitalsthor.

„Vierzig," behauptet dagegen Fritz, Buchhalter des Herrn Herterich, „Wechselstube, Zigarren und Lederhändler" in der Schmiedgasse.

„Vierzig Millionen," meint Jungfer Susanna vom „Lamm," „das ist ein gehörig Korbvoll."

„Glaub's wohl," bestärkt sie Herr Fritz in ihrer Meinung, „ich habe einmal zweitausend Mark auf einem Haufen gesehen; das Herz blieb mir stehen."

„Und ich dreitausend," steigert ihn Herr Konrad, im Interesse seiner Firma. „Ein Tausendmarkschein

war auch dabei, so groß, daß Sie sich einen Brustlatz daraus könnten schneiden lassen, Madame Hiebel." (Großes Aufsehen, denn Madame Hiebel, die Schlüsselfrau der Schnitzschule, braucht wohl den breitesten Latz in der Stadt.)

„Was ist denn eigentlich der Herr von Gyps?" fragt das Rathaus-Lieschen, das die Gypsenen vormittags in die Folterkammer hinuntergeführt hat; „er soll eine Diamantenfabrik haben, die Junge hat auch alles voll damit."

„Bewahre!" ruft Heinrich, der Hausmann des Bären-Apothekers, „eine Schweineschlächterei mit Dampf hat er."

„Mit . . . Dampf?!"

„Ei freilich, die größte in Amerika. Zweimalhunderttausend Schweine schlachtet er täglich."

„Zweimalhund . . .!"

Das weichherzige Lieschen kommt vor Schauder über den Hund nicht hinaus.

„Da soll ein Beil sein, mit einer Schneide, die ist zehn Minuten Gehens lang, und schlägt mit einem Hieb fünfhundert Mastschweinen die Köpfe ab."

„Zehn Minuten?!"

„Oder gar fünfzehn! Denn Amerika ist ein langes Land, da geht alles in die Länge. Auf der amerikanischen

Ausstellung hatte dieser Herr Gyps eine Leberwurst ausgestellt, die war dreizehn englische Meilen lang."

Unwillkürlich wischten sich einige Zuhörer den Mund; sogar der Sankt Georg oben auf der Brunnensäule wurde aufmerksam und beugte sich etwas vornüber, um dem Sprecher ins Gesicht zu sehen. Aber die allgemeine Überraschung verstummte plötzlich, denn es hieß: „Pst! die Gypsenen kommen!"

* * *

Leicht hatte es nicht gehalten, den ehrenwerten Mr. U. S. Gibbs aus dem „Hirsch" bis auf den Markt hinanzugängeln. Der Schneckenschillerburger Traubenwein war ihm zum Teil in die Stiefel hinabgesickert und zum anderen Teil unter den hohen hellgrauen, mit handbreitem schwarzem Band umgürteten Cylinderhut hinaufgedunstet. Von dieser gewaltigen Angströhre überragt und von dem schwarzen, langschößigen Gehrock umschlottert, sah er erschreckend langstielig aus. Es schien, als fingen seine Beine gleich unter den Achseln an. Dabei schlenkerte er sowohl mit den unteren, als auch mit den oberen Extremitäten dermaßen nach rechts und links, daß es aussah, als fege er mit einem unsichtbaren Besen all den vielen Mondschein auf dem Straßenpflaster zu Schneehaufen beiseite. In der Mitte der Gasse dahinwandelnd, ge-

langte er unter manchem Zick und Zack an eine Stelle, wo an einer gutgespannten Schnur eine Straßenlaterne mitten über der Straße hing. Angesteckt war sie nicht, wozu auch bei Vollmond? Das wurde dem langen Manne aus Chicago zum Verhängnis, denn er taumelte mit seinem steifen Deckel so heftig dagegen an, daß sie klirrend in Stücke ging, aber auch den Hut des Lebenslänglichen weithin in die Gosse schleuderte. Ein solches Geklirr, wie es in Rothenburg wohl seit Tillys Zeiten nicht mehr gehört worden, mußte einen Auflauf verursachen. In der That eilten die Bürger aus ihren Häusern, zwei Nachtwächter gaben in der Ferne beunruhigende Signalpfiffe von sich und die plauderhafte Gesellschaft vom Georgsbrunnen kam spornstreichs mit lautem Getrappel die Gasse herabgelaufen. Glücklicherweise schwärmte in diesem Augenblicke just wieder die gassenbreite Plänklerkette des Bataillons Karlsruhe-Stuttgart heran.

„Hieher, Gottfried!“ rief Archibald ihrem Führer zu, mit dem er eng befreundet war.

„Vorwärts! Zum Carré!“ kommandierte dieser sofort, das Bataillon bildete ein Viereck und nahm die Gypsenen in die Mitte, Meister Gottfried von Ehingen — so nannte man den jungen Architekten — marschierte mit Archibald im Stechschritt voran, und so

schlug man sich ohne Blutvergießen bis zum Markte durch. Den Rothenburgern schien das freilich nicht ganz zu passen, es knurrte mehrstimmig hinter den Abziehenden drein, und der Schuhmachermeister Hans Leisten, einer vom alten Schrot und Korn, hob den grauen Röhrenhut aus der Gosse und hängte ihn unter dem Halloh der Bürger an die Laterne, die er so schnöd vergewaltigt hatte.

Auf dem Markte angelangt, löste sich angesichts des Rathauses das feste Viereck des Bataillons. Mr. U. S. Gibbs stellte sich mit ausgespreizten Beinen, um etwas fester zu stehen, in die Mitte des Platzes und begann, die lange, schmale Brieftasche im amerikanischen Banknotenformat schwingend, in seiner zu drei Vierteln überseeischen Sprache einen Vortrag über die Kunstwerke Rothenburgs zu halten.

„I say, gentlemen," hub er an, „hier in Rothenbach ist eigentlich doch keine richtige Renaissance, denn wo die Renaissance echt ist, wie in Italien oder Frankreich, da ist alles zu kaufen, alles. „Sehen Sie das schöne Stadtthor," sagt er. „Was kostet es?" sage ich. „Hm," sagt er, „zweitausend Dollars." „Abgemacht," sage ich, „hier ist ein Check auf meinen Bankier in Paris, oder London, oder Rom, oder Wien." Und ich nehme mein Stadtthor unter den Arm und trage

es in mein Hotel. . . . Aber hier in Rothenberg? „Wird nicht verkauft!“ und damit basta. „Zweitausend Dollars!“ sage ich. „Nicht zu verkaufen,“ sagt er. „Dreitausend!“ sage ich. „Nichts da!“ sagt er. Ist das Renaissance? Nein, das ist schon Barock! . . . Ja wohl, Gentlemen, ich wollte von dem Haus des Baumeisters, dort unten mit den Karyetüden, ein paar Valuten kaufen, . . . d. h. Valuten wollte ich geben, Voluten mit „o“ wollte ich kaufen, vom Giebel oben, und einige steinerne Konsulen, für mein Landhaus am Minnehaha River, aber . . . „nicht zu verkaufen!“ . . . Eigentlich ist es sogar besser so. Die Architektur ist hier nicht rein genug. So schmutzig, die ganze Stadt ein smoking room. Alte Scheibenbutzen schon alle fort, . . . dem Lindenwurm auf der Säule fehlt der Schwanz (warum hab' ich ihn nicht beizeiten abgebrochen und eingesteckt?) . . . aus dem Thore dort wollte ich den alten Thürklopfer herausreißen, er wollte aber nicht los, . . . schlechter Stil, Gentlemen, . . . am Sankt Georg die Platina vielleicht gar nicht echt . . .“

„Die Patina, Pa,“ flüsterte ihm Miß Carolina zu, aber „Pa“ wehrte sie kräftig ab.

„Mischstil, Gentlemen, gemischter Stil,“ fuhr er immer verwirrter fort, „gotische Spritzbogen auf kanalisierten Säulen . . .“

„Kannelierten, Pa," soufflierte Miß Carolina.

„Traubenschnecken ... Batzenscheiben ... Schillerfenster ... I say, gentlemen ... Heda, Architekt! wollte sagen: Archibald! ... Halloh, Archibald, wo sind Sie? Schiebe mir den Sessel da näher ... Schiller! ... Carolina, Liebling ..."

Er wäre stehend eingeschlafen, hätte nicht Meister Gottfried von Ehingen einen Krug kühlen Bieres von Dickhaut bringen lassen und für solche Fälle bereit gehalten. Ein tiefer Schluck brachte U. S. Gibbs wieder zu sich, er schüttelte seine Gliedmaßen zurecht und sagte:

„I say, Carolina, ich muß da vierzehn Tage geschlafen haben ... Ja, richtig, Gentlemen, dort die steinerne Figur unter dem Erker, mit dem großen Bart, das bin ich selbst. Wie aus dem Gesicht geschnitten. Nur daß ich rasiert bin und der dort nicht. Aber wenn ich ebenfalls rasiert wäre ... Dreitausend Dollars! „Nicht zu verkaufen!" sagt er. Die Thüre da auch nicht, die geschnitzte, im Rathaus. Come along, gentlemen! Helfen Sie mir! Ich muß eine Thüre haben von diesem Rathaus! Ich reise nicht ab, ohne eine alte Thüre aus Rothenbrunn. Chicago würde mich auslachen. Mich, U. S. Gibbs! Hahaha! Come along, gentlemen."

Meister Gottfried hatte während dieser krausen Reden ganz heimlich Zwiesprach gepflogen mit seinem Freunde Archibald. Ein schöner Plan war den beiden aufgegangen: wie Herrn Gibbs zu helfen wäre und auch dem jungen Pärchen Carolina plus Archibald. Jetzt trat Meister Gottfried würdevoll aufgerichtet vor Mr. Gibbs hin und sagte:

„Wohlan denn, Mr. Gibbs, ich als freiwilliger Stellvertreter des Stellvertreters von Rothenburg, will meinem Freunde Archibald den Gefallen thun und Ihnen die merkwürdigste Thüre unseres Rathauses überlassen. Dem Gebietenden selbst habe ich bereits Botschaft geschickt, damit er die Altbürger von Rothenburg versammle und einen günstigen Beschluß zu stande bringe. Hören Sie selbst.“

Er wies mit der Hand nach der Herrengasse hin, wo vom Dickhautschen Lokale her das laute Reden des Metzgermeisters Mohr über die Einigkeit aller Rothenburger noch immer ungeschwächt zu vernehmen war. „Bürger von Rothenburg!“ so scholl es durch die Abendstille daher, „ich rufe mit Wilhelm Tell: seid einig, einig, einig!“

„Wilhelm Tell, oder: die Jungfrau von Orleans,“ erläuterte Miß Carolina, „das ist auch von Johann Wolfgang Schiller, eine sogenannte Trilogie. Wir haben daraus zwei Monologe auswendig gelernt.“

Aber ihr Vater achtete auf diese Belehrung nicht, sondern starrte halb ungläubig auf Meister Gottfried, den er nur halb verstand; der aber zog jetzt einen langen weißen Bart aus der Tasche — der Himmel weiß, zu welchem seiner stadtbekannten Possen er den heute gebraucht hatte — und band sich den ehrwürdigen geschickt um das Kinn.

„I say, was thun Sie da?“ rief Mr. Gibbs erstaunt.

„Wer in Rothenburg als Gebietender auftritt, muß im Graubart auftreten,“ sagte der Architekt und fügte auf das mißtrauische „hm, hm,“ des Amerikaners schleunig hinzu: „Das scheint Ihnen wohl seltsam?“

„Bei Gott, ja,“ rief Mr. Gibbs in fast gereiztem Tone.

„Aber Sie wissen doch,“ fuhr Meister Gottfried fort, „daß der Lord Mayor von London, wenn er eine Amtshandlung vornimmt, eine große, weiße Perücke aufsetzt.“

„Ja, Sir.“

„Nun denn, in Rothenburg binde ich einen großen weißen Bart um. Ist das nicht das nämliche? Eine ganz analoge Formalität.“

„I say,“ sagte Mr. Gibbs, „Sie haben recht.“

Die Stuttgarter schlugen eine ausgiebige Lache auf und die Karlsruher stimmten fröhlich ein. Auch

die Gypsenen lachten aus vollem Halse, denn sie fanden den Brauch recht drollig. Meister Gottfried aber, der mit dem weißwallenden Bart im Mondschein gar vertrauenswürdig aussah, schritt nun voran und führte die ganze Gesellschaft rechts um die Ecke des Rathauses herum. Er hatte bereits durch einen Sendboten an die Hauptpforte das Nötige verfügen lassen. Ein sicherer Führer harrte, den Schlüssel in der Hand, an jenem Thore, das in den älteren gotischen Teil des Rathauses führt. Andächtig, wie einen Weihwedel, schwenkte er den Schlüssel dem Schlüsselloch zu, . . . ein dreimaliges Knirschen verlautete, als krähe der Hahn Petri das erste, zweite und dritte Mal, . . . dann ein dumpfes Knarren und das Thor stand offen. Das tiefe, stockfinstere Thorgewölbe that seinen Schlund auf, wie ein Eisenbahntunnel.

„Ich fürchte mich,“ flüsterte Miß Carolina Archibald zu.

„Ich auch,“ entgegnete dieser ebenso leise.

Beide fürchteten sich so sehr, daß sie draußen blieben. Und es wurden doch drei Laternen angezündet und zwanzig Personen drangen durch den schwarzen Gang in den Hof ein.

„I say,“ begann Mr. Gibbs erstaunt, blieb aber dann stecken, und zwar mit dem Fuße in einem halbweichen gotischen Schutthaufen.

Es sah sonderbar genug aus in dem engen Hofe, mit seinen kahlen, turmhoch emporschießenden Wänden, die aus ihm eine Art Kamin machten. Der volle Mond hing wie eine ungeheure Lampenkugel aus Milchglas gerade in diesen Kamin herein und goß ihn bis an den obersten Rand voll mit weißem Licht.

„I say,“ fuhr Mr. Gibbs fort, nachdem er sich befreit hatte, „es riecht gotisch hier.“

In der That duftete es spitzbogig genug. Der Bewurf der Wände war voll mit quadratmetergroßen Sommersprossen, deren manche ein Fensterchen enthielt. Ganze Strecken der Wand sahen aus, als wären sie aus verschimmeltem Käse gebaut; da wies Meister Gottfried hinauf und sagte: „Das Grüne ist besonders schön, das wird am liebsten gemalt!“ Dann wieder kamen ungeheure rostbraune Flecke, von denen der feuchte Moder in senkrechten Fransen niedertroff; da wies er ebenfalls hin und sagte: „Auch das ist herrlich, besonders in Öl.“ Rechts aber in der Wand war eine Thüre — jene weltberühmte Thüre — vor die stellte er sich zehn Schritt weit hin und erhob mit den beiden Händen, so hoch er konnte, zwei Laternen, deren Licht er auf jenen Kunstschatz fallen ließ. Das rötliche Kerzenlicht verschmolz mit dem weißen Mondschein und hauchte einen leisen Goldton über das steinerne Zierwerk der Thüre.

„Dieses Juwel der deutschen Renaissance,“ begann er, „wird gegenwärtig von achtzehn Künstlern gemalt, darunter fünf aus Chicago in Amerika! Hier stehen die achtzehn Staffeleien, denn es wäre beschwerlich, diese täglich heimzutragen und wieder herzubringen. Gebaut im Jahre . . .“

Aber Meister Gottfried schnitt sich das Datum, so wohlverbürgt es war, im Munde ab, ergriff Mr. Gibbs, den das Erstaunen halbwegs ernüchtert hatte, kräftig am Arm und gab ihm eine Drehung um seine eigene Achse. Dadurch kehrte er nun dem Juwel der deutschen Renaissance seinen Rücken zu, das Antlitz aber einer anderen Thüre.

„I say,“ rief er betroffen, „das ist etwas ganz Neues, niemals hab' ich so eine Thüre gesehen.“

„Das ist eine gewöhnliche Thüre,“ sagte der Führer gewissenhaft, „die zu einer Holzkammer führt; sie ist ganz besudelt, weil die Maler, welche die berühmte Thüre dort malen, vor dem Weggehen jedesmal an dieser Holzthüre ihre Pinsel auszuwischen pflegen.“

Mit offenem Munde hörte Mr. Gibbs zu; aber er öffnete denselben noch viel weiter, als Meister Gottfried hinzufügte:

„Und eben das macht diese Holzthüre zu unserem

allermerkwürdigsten Kunstdenkmal. Bedenken Sie nur, welche großen und schwerbezahlten Künstler jenes Portal schon abgemalt und dann hier gegenüber ihre Pinsel ausgewischt haben. Diese Thüre enthält die ganze moderne Kunstgeschichte. Sie ist eine ungeheure Palette, welche das gesamte Kolorit unserer Zeit aufweist. Hier diese dicken, blaugrünen Flecke, sie sind die Handschrift Arnold Böcklins; mit diesem Blaugrün hat er seine mythologischen Meere gemalt. Dort jenes tiefe Rot aus Krapplack und Zinnober ist unverkennbares Makartrot; Hans Makart verdankt ihm seinen Namen. Diese Wolke von froschgrünen Flocken ist die Spur Emil J. Schindlers; in jener neapelgelben Pfütze hat Hildebrandt die Abfälle eines Sonnenunterganges abgestreift. Dieses Weiß und Citronengelb . . . Gabriel Max; jenes Perlgrau und Rosa . . . der Düsseldorfer Seel. Hier, die dicken Kienrußstreifen . . . Munkácsy, als er noch schwarz malte; dort, die grünlichen Krusten . . . lauter Diez-Schüler. Erkennen Sie dieses Grün und Braun? Der Asphalt des großen Andreas Achenbach!"

Lange sprach Meister Gottfried so fort. Mit großen Augen hörte man ihm zu und der Führer leuchtete ganz nahe heran, um all das Merkwürdige, was man gar nicht geahnt, genau betrachten zu lassen. Die Karls-

ruher aber stießen die Stuttgarter mit den Ellbogen in die Seite und die Stuttgarter schnaubten sich im Chorus die Nase, um ihr Lachen zu ersticken.

Und Mr. Gibbs schrie plötzlich auf:

„I say, was kostet die Thüre?"

„Davon später," entgegnete Meister Gottfried von Ehingen, „aber ich verspreche Ihnen, daß Sie sie kriegen sollen."

Da schlug der Gypsene seine beiden Arme um den Jüngling, so daß dieser sich verloren gab, und küßte ihn so heftig auf den Mund, daß er die Empfindung einer Maulschelle hatte. Nur mit vereinter Anstrengung gelang es den Genossen, Meister Gottfried aus dieser argen Klemme zu befreien.

„I say, Carolina, Liebling!" rief nun Mr. Gibbs, „ich bin der glücklichste Mensch in Chicago. Ich werde diese Thüre in Gold fassen lassen. Carolina, Liebling, wo bist Du?"

Aber Miß Carolina war nicht da. Sie war nirgends im Hofe zu sehen. Mr. Gibbs griff verstört in mehrere seiner Taschen, als könnte er sie dort verlegt haben. Dann eilte er zu jenem gotischen Schutthaufen hin, in dem er selbst vorhin fast versunken, um seine Tochter vielleicht noch zu retten. Dann schrie er und tobte und machte ganz Ehingen, Karlsruhe und

Stuttgart dafür verantwortlich, wenn seiner Tochter ein Haar gekrümmt sein sollte. Nicht leicht war es, ihn zu besänftigen, indem man ihm begreiflich machte, daß sie mit Mr. Archibald auf den nahen Wall hinausgegangen sein müsse, um das Tauberthal im Mondschein zu sehen. Die drei Laternen voran, machte sich sofort die ganze Truppe auf, die Verlorene zu suchen. Man ging die Herrengasse hinab, deren Spaziergänger sich alsbald den drei Laternen anschlossen. Manches kichernde Pärchen war darunter, daß sich sein Teil wohl dachte und sogar die Gesuchten erblickt haben wollte, wie sie durch das Burgthor in den Stadtgarten hinausgewandelt seien, Arm in Arm.

Mr. Gibbs eilte, von brennender Unruhe getrieben, voran; aber die Neugier der übrigen war so groß, daß sie ihm dicht auf den Fersen waren. Und sonderbar — so ist nun einmal die Menschennatur — diese hundert Menschen machten so wenig Geräusch, als marschierten sie in Strümpfen, denn gar zu gern hätten sie das Liebespaar so recht überrascht.

Das Burgthor war passiert, die Anlagen dehnten sich still zwischen den Mauern der alten Burg dahin. Eine Schar ging rechts, die andere links der Stadtmauer entlang. Die linker Hand hatte das Richtige getroffen.

Auf der ersten runden Bastei hemmte sie den Schritt. Der Anblick war nämlich zu romantisch. Tief unten im Thale machte die Tauber ein glänzendes S nach dem anderen; sie schien gar kein Wasser zu führen, sondern eitel Mondschein. Links auf der Höhe dahin lag die stille Stadt, mit ihrer alten Mauer wie mit einem breiten Ledergürtel umschlungen, an dem die Thore mit ihren Türmen als stattliche Schnallen erschienen. Aus dem Thal herauf glänzte das Turmkreuz des steinalten Kobolzeller Kirchleins, wie ein Zeigefinger, an dem ein Goldring steckt. Und auf einer Ecke der Bastei saß eine steinerne Gruppe, offenbar aus der Mythologie, in stummer Umarmung und ließ sich vom lauen Mondschein baden.

Wenigstens hielt Mr. U. S. Gibbs die Gruppe für Stein — vermutlich aus echtem Monolith, den er für die kostbarste Steingattung hielt — und schoß an ihr vorüber, als ein seltsamer Doppellaut ihn umzublicken bewog. Sollte die Lebenswahrheit dieser alten Statuen so weit gehen, daß sie sich sogar hörbar küssen und wiederküssen? Das müßte denn doch womöglich für sein Museum in Chicago erworben werden.

Da ging aber auch schon die Lebenswahrheit der Gruppe so weit, daß sie von der Basteiecke herabsprang und in zwei Gestalten getrennt das Weite suchen wollte.

Von der Schar der Suchenden umringt, fand sie keinen Ausweg und mußte bleiben.

„I say,“ rief Mr. Gibbs, „Carolina, Liebling, bist Du von Sinnen? Nachts mit einem jungen Mann . . .“

„Mein Gott, die Gypsenen haben auch Blut im Leibe,“ kicherte eine weibliche Stimme, der eine männliche herzhaft sekundierte.

„In Chicago sind eben die Mädchen auch nur Rothenburgerinnen,“ lachte es weiterhin, „und wissen einen Mitbürger zu schätzen.“

„I say,“ fauchte Mr. Gibbs, „was Chicago . . . Rothenburg . . . Was Blut im Leibe? . . . Ladies and gentlemen, was glauben Sie denn? Meine Tochter und Mr. Archibald . . .“

„Sind Brautleute!“ raunte ihm Meister Gottfried ins Ohr.

„Sind Breutlaute,“ wiederholte etwas ungenau Mr. Gibbs, erfreut ob der unerwarteten Hülfe. Im Drange des Augenblicks, unter den kompromittierenden Verhältnissen, . . . die Ehre seiner Tochter und die Thüre im Rathaushof schwirrten ihm im Kopfe herum, . . . und dazu dieser Traubenschmecker . . . Taubenschrecker . . . Schrauben . . . kurz, dieser Johann Wolfgang Schiller mit seinem Wein . . .

Das Wort war ausgesprochen.

Mr. Gibbs fand an seinem Leibe vier Arme, die nicht die seinigen waren und die ihn teils zärtlich, teils ehrfurchtsvoll umschlangen. Er hob etwas unschlüssig zwei Hände, die zusammen drei Fuß lang waren, in die Luft und ließ sie, da sie erheblich zitterten, aus Müdigkeit auf zwei Gegenstände herabsinken, welche schwerlich etwas anderes waren, als die Köpfe zweier glücklichen Menschen.

Die Stuttgarter aber und die Karlsruher riefen dazu Vivat, und die Rothenburger lachten und wünschten viel Glück. So ging es im Triumphzug nach der Stadt zurück. Glücklich kam man bis zu Dickhaut, wo der Herr Metzgermeister Mohr soeben mit donnernder Stimme die denkwürdigen Worte rief: „Denn ohne Einigkeit, meine teuren Mitbürger, werden die Rothenburger immerfort uneinig sein!" Auch der Einzug des Brautpaares unterbrach sein edles Redefeuer nicht, lustig prasselte es weiter, während Stuttgart und Karlsruhe den Nebensaal in Beschlag nahmen. Bald klapperten die Gläser ganz salamanderhaft zu Ehren Chicagos. Mr. Gibbs aber hörte nichts davon, denn kaum daß er einen Stuhl unter sich spürte, sank sein Haupt nach vorne und er wußte nichts weiter.

Die Runde aber machte nun ein Skizzenbuch

Archibalds, voll mit seinen Zeichnnngen aus Rothenburg. Und jeder Kollege mußte einen fremden Namen und ein recht altes Datum unter eine der Skizzen schreiben, z. B. „Antoine Du Cerceau 1684“ oder „Wolfram von Eisenhuet 1714,“ ja sogar Albrecht Dürers heiliges Meisterzeichen vermaß sich einer hineinzulinieren. Und dann begoß man das Buch mit Bier und schliff die feuchten Deckel mit einem Stück Ziegelstein ab, worauf man sie mit Käserinde hübsch wieder polierte. Zuletzt räucherte man es über einer Petroleumflamme und zündete es an allen vier Ecken an, aber nicht allzu stark.

Dann erhob sich Meister Gottfried von Ehingen und sagte feierlich: „Dies ist das alte Künstlerbuch der Stadt Rothenburg ob der Tauber, gestiftet im Jahre des Heils 1906 . . . das heißt vielleicht 1609, bei dem Brande der alten Ratsstube Anno dazumal arg beschädigt, aber doch noch glücklich gerettet. Wer's nicht glaubt, hat's mit mir zu thun.“

Ein großes Lebehoch wurde nun auf das Brautpaar ausgebracht und Miß Carolina wollte es tief gerührt erwidern. Sie kam aber nicht sehr weit, denn schon nach ihren ersten Worten: „Meine Herren! Ihr großer Dichter Friedrich Wolfgang von . . . Uhland“ war das Bravo so laut, daß das

Zitat aus diesem gemischten Dichter nicht mehr gehört wurde.

* * *

Mr. U. S. Gibbs hat niemals begriffen, wie er an jenem Abend ins Bett gelangt war. Auch die vorhergehenden Ereignisse sind ihm nie recht klar geworden. Nur die merkwürdige Thüre aus dem Rathause und das unschätzbare Künstlerbuch der Stadt Rothenburg vom Jahre 1906, was vermutlich ein Schreibfehler für 1609 war, begriff er voll und ganz. Er hatte dafür nichts zu leisten, als eine neue Thüre für jene Holzkammer und ein neues Skizzenbuch für einen unserer Bekannten. Unter diesem freudigen Eindruck hätte er dem wackeren Archibald, wäre dieser zufällig Mormone gewesen, auch noch seine anderen Töchter, die er aber nicht hatte, zur Frau gegeben.



Jutka.

Eine Faschingsgeschichte aus Ungarn.

(1886.)



Schlechte Zeiten, gottgeschlagene Welt; wo das noch hinaus soll, wer weiß es? Erst frißt der Wurm den Reps, dann trifft den Weizen der Rost. Drei Sommer hintereinander Hagel. Und zwei Überschwemmungen in zwei Frühlingen.

Und dabei soll der Bauer bestehen! Nein, er fault am Halm, wie sein Korn. Und dann kommen die länglichen Papierstreifen, die grün gestempelten mit dem quer geschriebenen Namen. Und dann kommt der Eintreiber, und dann der Feilbieter, und Haus und Hof und Kuh und Kalb „schwimmen davon," im Aufstrich, eins, zwei, drei, ohne Hexerei.

Anderen ist es damals auch so ergangen in der Doroger Gegend, aber immer haben sie den alten Reznekÿ beneidet: „Ja Ihr, Onkel Andrasch, Ihr habt es gut. Euch schiert das alles den blauen Teufel.

Habt ja in der Hauptstadt den Vetter Mihok, der ist ein Großer und wohnt in einem gelben Hause, auf welchem sogar das „K. K.“ von ehedem noch ein wenig zu sehen ist unter der Tünche.“

Ja, ein Vetter Mihok in der Stadt ist ein rechter Trost in schlechten Jahren. Jeder Christenmensch sollte so einen goldenen Vetter haben, oder doch einen silbernen, in der Hauptstadt.

Onkel Andrasch weint auch nicht viel um Kuh und Kalb. Mag sich das Pferd grämen, dazu hat es den großen Kopf.[1] Er weiß schon, was er zu thun hat. Die Kleider vom lebendigen Leibe hat man ihnen doch nicht verkaufen können, und er ist klug genug gewesen, Mutter und Tochter das Allerbeste anziehen zu lassen, den geretteten Sonntagsstaat aus der guten Zeit, damit der Vetter Mihok seine Freude an ihnen habe, wenn er sie, nun nach dreißig Jahren, wiedersähe.

Und im Zipfel von Tante Borischs bestem Sacktüchlein hat sich, so ganz im stillen, just genug rundes Silber angesammelt, daß die drei nach der Hauptstadt fahren können, dritter Klasse. Auf den Kreuzer langt's.

Und nun sind sie in der Hauptstadt. Gut, daß sie nur sechs Hände haben; es wäre sonst zu viel

[1] Ungarisches Sprichwort.

Arbeit, sie immer zusammenzuschlagen vor Erstaunen. Unglaublich, daß die Einwohner sich da nicht verirren, in den vielen fremden Gassen, zwischen den vielen unbekannten Häusern, die so viel Fenster haben, als sollte jeder Bürger zu sechs Fenstern gleichzeitig herausgucken können. Und wie die Leute sich drollig kleiden; ganz anders als in Dorog. Nicht einmal Bundschuhe haben sie. Und wie man da angeschaut wird, wenn man vorübergeht, und, hilf Jesus, sogar belächelt. „Was ist denn an uns zu belächeln?“ sagt Onkel Andrasch zu Tante Borisch, „in Dorog hat man nie über uns gelächelt, wenn wir uns das Sonntägliche anzogen. Sieh mal, Mutter, ob an der Jutka alles beim Rechten ist.“

Aber an der Jutka war alles beim Rechten. Alles. Von dem dicken rabenschwarzen Zopf, der buntdurchflochten über den Rücken herabhing, bis an die Absätze der spitzen Korduanstiefel. Blendend weiß, nur mit einem blauen Waschblaustich, die Puffärmel des Ingwall, welche die rundesten Mädchenarme von Dorog frei ließen; keine Hofrichterstochter braucht schönere. Prächtig mit seidenen Blumen ausgenäht der rote Grund des hochgewölbten Prußlik. Und die schwarze Seidenschürze mit Silberspitzen an den Rändern und der vielfaltige blaue Rock. Und das gestickte

Taschentuch in der Hand und sogar der silberne Ring mit weinrotem Stein am Finger. Nein, alles war in schönster Ordnung; kein Mädchen in der Hauptstadt konnte so „modisch" gekleidet sein.

„Daß die Vögel nicht an ihr picken!" raunte die Mutter bewundernd dem Vater ins Ohr.

„Sie ist zum Stehlen schön!" raunte dieser zurück.

Ein Herr in blauem Tuch mit rotgelben Schnüren, eine schwarzlederne Säbelscheide an der Seite und eine messingene Nummer auf der Brust, zeigte ihnen den Weg zum gelben Hause.

Ein anderer ähnlich gekleideter Herr stand am Thore, bei dem begann Onkel Andrasch seine Nachfragen. Aber der Vetter Mihok war nicht leicht zu finden. Man wies die drei Treppen auf und Treppen ab, durch Höfe und Gänge und Thüren, alle mit Nummern, mit gewöhnlichen und auch mit ungewöhnlichen, die sie gar nicht lesen konnten. Verschiedene Herren wiesen sie in Eile hierhin und dorthin, einmal standen sie eine Stunde in einem dunklen Vorzimmer, wo sie hinter vier Thüren zugleich sprechen hörten, hinter der einen gar deutsch. Dann war es plötzlich wieder das unrechte Vorzimmer gewesen und es hieß in den nächsten Hof hinübergehen, in ein anderes dunkles Vorzimmer, diesmal mit fünf Thüren, hinter

denen fünf Stimmen zugleich gedämpft sprachen. Ein Bienenstock, wenn nicht gar ein Wespennest!

Endlich gegen Abend standen sie wirklich und wahrhaftig vor Herrn Michael von Reznekỹ, dem guten Vetter Mihok von Anno dazumal. Dieser sperrte die Augen kreisrund auf, als Onkel Andrasch ihm heftig um den Hals fiel, und wandte behutsam den grauen Schnurrbart beiseite, so daß der verwandtschaftliche Kuß kaum seine Wange streifte. Onkel Andraschs Umarmung schien ihm wohl etwas herzlicher als nötig, denn er klopfte sich hinterher sorgfältig die Brust ab.

„So so so so so," sagte er einmal übers andere. „Also der Vetter Andrasch. Aber Ihr müßt ja längst tot sein. Ist mir nicht, als hätte ich vor zehn Jahren oder vor fünfzehn gehört . . .? Nun, gleichviel, Ihr seht, ich stecke jetzt in der dickſten Arbeit . . . Wann reist Ihr denn wieder heim nach Bereg? . . . Ach so, Dorog heißt es! Nun ja, ganz einverstanden . . . Und das sind die beiden Töchter, nicht wahr? . . . Wie? . . . Richtig, nur die eine ist die Tochter . . . So meint' ich's ja auch . . . Es ist recht schön in der Hauptstadt, nicht wahr? Seid hoffentlich gut untergekommen. Na, ich sehe Euch jedenfalls noch . . . und unterhaltet Euch recht gut."

Wo war er geblieben? Plötzlich war er nicht mehr

da. Die drei standen mäuschenstill und sahen erst den Fußboden an, dann die Wände, und zuletzt eines das andere. Es verging einige Zeit und alles war still im Gemach. Dann kam ein Herr, der die Dienstmütze aufhatte und einen Besen in der Hand, und sagte, das Amt werde nun geschlossen und sie könnten nicht länger da bleiben.

Und dann standen sie wieder auf der Straße und die fremden Leute wimmelten um sie herum. Und es war grauer Abend geworden, Laternen blinzelten einäugig, es fror und sie waren hungrig. Jener Zipfel aber in Tante Borischs bestem Sonntagstaschentuch war leer. Nur ein klein wenig roch er noch nach Silbergulden.

Sie wanderten mutlos und schweigsam durch Straßen, auf deren Namen sie nicht neugierig waren. Sie kamen an jene große Theiß hinab, welche Donau heißt, und hörten den Strom tief unter dem Quai rauschen. Ein dunkles Gitter umschloß einen finsteren Garten, kahle Bäume standen drin und feuchte Sitzbänke. Die beiden Alten sanken totmüde auf eine Bank und begannen traurige Sachen zu wispern, ganz leise, damit Jutka nichts höre, und die alte Frau wischte sich zuweilen die Stirne, — so sagte sie, denn es sei ihr heiß geworden, — aber es waren eigentlich die Augen.

Und das gewaltig hohe, nachtdüstre Haus gegenüber mit den weiten steinernen Bogen und den feuerflammenden Fenstern sah schweigend auf sie nieder. Sie wußten nicht, daß es die Redoute war. Zwei Flammen waren vorn aufgesteckt, in die konnte man nicht hineinschauen, denn sie waren wie zwei Tropfen glühendes Sonnenlicht, grellweiß, und hüllten den Platz wie in einen weißen Nebel, aus Nacht und Tag gemischt.

Jutka konnte sich nicht enthalten, unter die hohen Steinbogen zu treten. Wagen rollten ein und aus, überquellend von seltsamen, flimmernden Bauschen aus Schleiern, Pelzwerk und Gott weiß was. Herren kamen und gingen, hohe schwarze Röhren auf dem Kopfe und die Kragen bis an die Krämpen hinaufgestülpt. Alles eilte eine gewaltig breite Treppe hinan und von oben scholl verworrenes Tosen und Brausen herab, wie wenn Musik und Menschengelärm sich gegenseitig ersticken.

Jutka betrat die Treppe, kein Mensch hielt sie auf. Nur die Bilder des Treppenhauses wollte sie sich ansehen, sie spielten zu schöne Farben. Dabei kam sie immer höher; sie vergaß ganz, wie hell es ringsum geworden war. Jetzt spürte sie gar etwas unter ihrem Fuß. Sie hob es auf. Es war ein ganz spaßiges Ding, länglich rund, von schwarzem Samt, mit zwei

runden Löchern und einem Bändchen rechts und links. Was in aller Welt konnte das sein? Eine maskierte Dame strich just an ihr vorbei, mit einem ganz schwarzen Gesicht, aus schwarzem Samt. Sie taumelte zurück vor Schreck; sie glaubte, des Teufels Schwägerin begegnet zu sein, für seine Großmutter schien ihr dieselbe doch noch etwas zu jugendlich. Dann besann sie sich und sagte: „Aha.“ Ein Spiegel war auch in der Nähe und im nächsten Nu lachten zwei samtrabenschwarze Gesichter einander helllaut an, eins in den Spiegel hinein, das andere aus dem Spiegel heraus.

O Eva!

Und war das nicht ein köstlicher Spaß? Wenn das die guten Leutchen von Dorog sähen! Keinem fiele es ein, daß das die Reznekу Jutka sein könnte, hinter dem pechkohlenrabenteufelsschwarzen Ding da. Und sie lachte, daß ihr die Augen übergingen. Gerade kam eine Schar vermummter Gestalten die Treppe heraufgestürmt, der Wirbel ergriff sie und — das Herz stand ihr still — in der nächsten Minute stand sie mitten im Ballsaale.

Herr des Himmels! Ein Saal wie ein Haus. Das Dach mit feurigen Sternen besetzt und in allen Ecken ungeheure goldene Christbäume voll lodernder Kerzen. Keine Kirche kann so schön sein.

Aber das Getümmel! Es schob und spülte sie da und dorthin wie ein Strom, sie hatte gar keinen Willen. Und das sollen lauter lebendige Menschen sein, dachte sie, aus Fleisch und Bein. Unglaublich! Wie lauter Luftpölster und Schwimmblasen fühlten sie sich an, wenn sie sich so vorbeidrückten. Augenscheinlich sind die Stadtdamen zum größten Teil aus Fischbein und Roßhaar gemacht.

Dieser Ansicht schien auch ein Herr zu sein, der mit ihr zufällig hart zusammenstieß. Sehr hart. „Alle Wetter!“ rief er, „was ist denn das? Von welchem Sockel ist denn das steinerne Mädel herabgestiegen?“ Der Herr hatte eine abscheuliche, lange, krumme, rote, wie lackiert glänzende Nase im Gesicht, einen roten Schopf rechts und links und einen in der Mitte, und stak übrigens mit dem ganzen Leibe in einem bunten Strickstrumpf; dafür sah Jutka sein Trikot an.

Sie schauderte zurück, als der Herr sie mit der Spitze seiner fürchterlichen Nase auf den bloßen Arm tupfte, und eine unwillkürliche Bewegung ihrer Hand traf gerade diese unverschämte Nase. Wahrhaftig, nur mit dem kleinen Finger traf sie dieselbe, aber auch das war schon genug. Die Nase krachte jäh entzwei und ihre vorderen zwei Drittel fielen zu Boden. Jutka war starr vor Schreck. Sie hatte einem Menschen die

Nase abgebrochen! Sie war verloren, sie sah sich schon im Gefängnis, bei Wasser und Brod, auf Lebenszeit. Ein Halloh erhob sich, ein Johlen und Heulen, da und dort bellte es sogar. Alles drängte herzu, daß ihr angst und bange wurde. Der nasenlose Herr ergriff sie am Arme, schrie nach seiner Nase und wollte einstweilen die der Übelthäterin als Pfand behalten. Er zog ihren Arm durch den seinen, aber sie hatte glücklicherweise zwei Arme, und des anderen bemächtigte sich eine ehrwürdige gebeugte Gestalt in schwarzem Talar und spitzer Haube, alles ganz mit Sonnen, Monden und Sternen in allen Farben gesprenkelt. Das runzlige, bleiche Antlitz dieser blutleeren Persönlichkeit flößte Jutka Vertrauen ein, so daß sie ihr ins Ohr sagte: „Liebe, gute gnädige Frau, bitte, können sie mich wohl von diesem gnädigen Herrn mit der zerbrochenen Nase losmachen?“ Die Ehrwürdige ließ hierauf den Nasenlosen hart an. „Ich bin die Mutter dieses Mädchens; loslassen, sonst . . .“ Da ließ er los, aber er stieß zugleich ein wieherndes Gelächter aus. „Ihre Mutter! Ha, haha! Der Herr Sterngucker ist plötzlich Mutter geworden!“ Gelächter ringsum. Wüste Fratzen grinsten Jutka ins Gesicht, mit Gewalt riß sie sich von dem alten Sterndeuter los, den sie in ihrer Unerfahrenheit für eine alte Dame im Schlaf-

rock gehalten. Aber er stürzte ihr durch das Getümmel nach. In ihrer Angst wandte sie sich an einen jungen Herrn in kurzem Sammethöschen und prallen Strümpfen, ein keckes Barett auf dem linken Ohre. „Ach, bitte, gnädiger Herr, wo komm' ich denn am ehesten aus diesem Saale hinaus?“ Neues Gelächter rundum. Sie hatte einen weiblichen Debardeur für einen Mann gehalten.

„Sie spielt die Naive köstlich,“ sagte ein eleganter Herr, im schimmernden Seidenhut, indem er zwei kräftige Arme zu ihrem Schutze ausstreckte. Er war nicht maskiert und nicht kostümiert, und das flößte ihr ein merkwürdiges Vertrauen ein. Endlich ein Mensch mit einem echten Menschengesicht. Er war mit drei anderen Herren, alle ohne Larven. Sie umringten sie, wie eine Schutzwache, und machten einen Weg für sie frei. Wie sie da aufatmete.

„Sie spielt die Unschuld vom Lande,“ sagte einer der Herren zu dem von vorhin, „aber sie spielt sie gut. Seht Ihr, man trifft doch noch Geist auf den Mittwochs-Redouten; etwas selten freilich.“

„Und sogar ein echtes Kostüm,“ sagte der dritte, „das ist ja auch eine förmliche Rarität geworden auf unseren Maskeraden. Wo hast Du denn die Kleider her?“ wandte er sich an Jutka selbst.

„Hab' sie aus Dorog mitgebracht, gnädiger Herr," entgegnete sie.

„So, so, mitgebracht," lächelte jener, „kommst wohl geradenwegs aus Dorog hier an, auf dem Redoutenball? Natürlich!"

„Ja wohl, gnädiger Herr, bin erst vor zwei Stunden hier angekommen und ganz zufällig da hereingeraten," sagte sie, „aber bitte, seien Sie nicht böse, die Leute haben mich so hereingedrängt; ich wollte ja nicht, gewiß nicht. Will auch gleich wieder hinaus, die Eltern warten draußen, . . . sie werden sich recht ängstigen, wenn ich lange fortbleibe."

„So, so, die Eltern warten; warum sollten sie denn nicht, die guten Eltern? Weiß schon, mein Kind, man kennt das, . . . hast Du denn aber auch schon zu Nacht gegessen?"

„Zu Nacht?" schrie sie hell auf, denn dieses Wort öffnete ihr plötzlich die Aussicht in eine ganze Küche voll guter Sachen. Sie war so jung und hatte den ganzen Tag nichts gegessen, noch getrunken. Ihr siebzehnjähriger Hunger war es, der aus ihr sprach: „Zu Nacht? . . . Weiß Gott, nicht einmal zu Mittag."

„Selbstverständlich," lachte der eine ihrer Begleiter. „Das wußten wir im voraus. Man hat ja niemals

zu Mittag gegessen. Hast also einen rechtschaffenen Appetit, Kleine?“

„Wie ein Rudel Wölfe!“ platzte sie heraus.

„Ei freilich!“ sagte der von vorhin. „Im Winter gehen die Wölfe immer gleich rudelweise. Dir soll aber auch geschwind geholfen sein, Panna, mein Herz. Du heißt ja wohl Panna?“

„Panna? warum nicht gar!“ rief sie und warf stolz das braune Köpfchen mit dem dicken Zopf in den Nacken. „Panna heißt ja jeder Mensch. Ich heiße Jutka.“

Sie waren mittlerweile ins Buffet gelangt, in ein Nebengemach desselben. Ein äußerst feiner Herr in schwarzem Frack, mit weißer Serviette über dem Arm, tänzelte herbei und fragte Jutka höflich, was sie befehle. Er war wunderbar frisiert und hatte einen weißen Strich senkrecht über den Kopf hinauf, zwischen zwei schimmernden Scheiteln. „O, gnädiger Herr, bemühen Sie sich nicht,“ entgegnete sie so ehrfurchtsvoll, daß ihre Begleiter sich die Seiten hielten. Selbst der Kellner, der nicht gewohnt war, als gnädiger Herr behandelt zu werden, schmunzelte geschmeichelt.

„Sie spielt das Gänschen vom Lande ganz köstlich,“ sagte der eine Herr zu seinem Nachbar. „Wie froh könnte Fräulein Zora vom Nationaltheater sein, wenn sie diesen naiven Ton hätte.“

Und der andere darauf: „Offenbar nur ein gewöhnliches Mädchen, aber ein Talent für das naive Fach. Wie sie die Schüchterne und Unerfahrene giebt. Und wie reizend sie sich dieses Kostüm zusammengestellt hat. Übrigens auffallender Weise noch ganz junges Blut, ein strammes Ding, Sapristi!“

Er entkorkte mit lautem Knall eine Champagnerflasche. Sie stieß einen Schrei aus, ganz silberhell, und schrak so aufrichtig zusammen, daß die vier sie erstaunt ansahen.

„Siehst Du, liebe Jutka, so erschießt sich mein Freund Gyuri, wenn er verliebt ist,“ scherzte ihr linker Nachbar.

„Jesus Maria,“ sagte sie, als sie sich erholt hatte, „ich habe das Ding für eine Flasche gehalten und es ist eine Pistole.“

Die vier lachten schon wieder. „Köstlich gespielt!“ versicherten sie, „superb! Hast Du denn noch keine Champagnerflasche gesehen, Herzchen?“

„Was für eine Flasche?“ fragte Jutka.

„Ach, die Kleine ist nicht zu bezahlen!“ rief Herr Gyuri, indem er ihr das volle Glas reichte. „Auf Deine Gesundheit, schöne Jutka! Trink aus!“ Und er stieß mit ihr an und leerte sein Glas.

Sie aber hielt das ihre zitternd in der Hand,

nur mit zwei Fingerspitzen, am Stengel, ganz behutsam, und starrte ihn eine ganze Weile mit großen Augen an. „Jesus Maria," stammelte sie endlich im Tone echten Schauders, „er hat das siedende Wasser ausgetrunken!"

„Wa . . a . . as?" riefen die vier aus einem Munde. „Siedendes Wasser?"

„Nein, was diese Stadtherren für Kehlen und Magen haben müssen!" wunderte sie sich und schüttelte noch immer den Kopf, „unsereins würde sich mit dem kleinsten Schlückchen durch und durch verbrühen. Brr!" Und sie schauderte, mit einem ganzen Dutzend „r" zwischen Gaumen und Zunge.

„Aber so thu doch Bescheid, liebes Kind," redete ihr Herr Gyuri zu, „hast Du noch niemals Champagner gesehen?"

„Cham . . .," wiederholte sie.

„ . . . pa . . ." fuhr er fort.

„ . . . pa . . ."

„ . . . gner . . ."

„ . . . gner . . ."

Sie sagte ihm die Silben aufmerksam nach, ganz behutsam, um sie nicht zu fehlen, aber dann, als sie das ganze Wort auf einmal aussprechen sollte, kollerten die Buchstaben doch wieder durcheinander. Die vier

Herren lachten wieder. Was die aber auch immer zu lachen hatten! Und dann sollte sie wirklich trinken, das rosenrote, siedende Wasser da, das überfloß wie die Suppe am Herd . . . Nun, es schien mittlerweile etwas ausgekühlt zu sein, denn es schäumte nicht mehr so heiß wie zuvor und warf nur Garben winzig kleiner Stecknadelköpfchen auf, die aber doch was anderes sein mochten, vielleicht gar Luft. Und, da die vier gnädigen Herren ihr gar so zuredeten, von vier Seiten auf einmal, . . . husch, hatte sie auf einen Zug das Glas voll geschluckt. Wo sie nur die Keckheit dazu hergenommen, fragte sie sich und saß nun da, die Augen fest geschlossen, die eine Hand mit dem kunstvoll zerlöcherten Tüchlein fest vor die Herzgrube gepreßt, und wartete mäuschenstill. Als sie dann doch merkte, daß sie innerlich nicht verbrüht war und daß im Gegenteil ein seltsames Prickeln, wie Kälte und Wärme zugleich, durch ihre Adern rieselte, bis in ihre Fingerspitzen hinein, that sie plötzlich die Augen wieder auf und lachte wie ein Kind.

„Sie ist zum Anbeißen,“ murmelte Herr Gyuri und rückte ihr noch näher, obgleich er ihr schon vorher nicht gar fern gesessen.

Und das erste Glas that Wunder. Jutka aß und trank und lachte dazu. Und dann wurde ihr heiß und

sie riß sich die Sammetlarve, die sie bisher nicht um die Welt hatte ablegen wollen, mit eigener Hand vom Gesichte. Das war wie ein Sonnenaufgang, als dieses sprühende, jugendfrische Antlitz sichtbar ward, mit seinen unberührten, jetzt feurig erhöhten Farben. Die viere saßen ordentlich betroffen da und stießen sich unter dem Tisch mit den Knieen.

„Alle Wetter!“

„Alle Hagel!“

„Alle Teufel!“

„Alle guten Geister!“

Sie murmelten diese vier Empfindungslaute nur leise vor sich hin, gleichzeitig; sie hätten ebensogut das nämliche sagen können. Nein, darauf waren sie nicht gefaßt gewesen. Nein, dieses Gesicht log nicht. Das war keine gespielte Einfalt vom Lande, sondern die wirkliche Unschuld, vom Himmel gefallen mitten hinein in diesen Sündenwust, um eine Schürze voll gebesserter Männerherzen zu sammeln und mitzunehmen, da hinauf, über die Wolken . . .

Und Jutka lachte noch immer. Hatte freilich auch die Zähne dazu, lauter echte Perlen, mit harter Brod-rinde poliert. Die Zigeuner draußen stimmten eben einen Csardas an, unter hundertstimmigem Juchhe des Maskenpöbels. Schon dröhnte der Takt stampfen-

der Sohlen und Hacken durch den Saal. Der Taumel griff durch die Thüren herein, über die spanischen Wände herüber . . . Jutka fühlte sich von acht Armen zugleich ergriffen, aber sechs fielen wieder ab und auf zweien schwebte sie davon. Sie glaubte nicht auf dem gewichsten Boden zu tanzen, sondern auf rosenfarbenen Wolken, wie die Heiligen des großen Altarbildes daheim in Dorog, zweihundert Meilen, zehntausend Meilen von ihr, — was wußte sie noch, wie weit. Und dann schwiegen die Zigeuner wieder, nach einer halben Stunde erst, nach dreimaligem „Ujra,“ [1] und als Herr Gyuri sie wieder zu ihrem Sessel führte und ihr vorlog: „weißt Du aber auch, liebe Jutka, daß man in der Hauptstadt das erste Tänzchen mit einem Kusse bezahlt?“ da schien ihr das fast natürlich und nur ein Etwas in ihr regte sich unwillkürlich, daß sie nur geschwind noch vorher die Sammetmaske vor das Gesicht band. So bot sie ihm den Mund, . . . da das doch in der Hauptstadt so Sitte sei.

„O Eva!“

Ihr schwindelte, . . . vom langen Tanz oder vom kurzen Kuß? . . . und Herr Gyuri drehte sich den vollen Schnurrbart mit der rechten Faust und

[1] „Ujra“ (von neuem), der Ruf, mit dem ein Tanz zur Wiederholung begehrt wird.

schnalzte dann mit den Fingern so laut, daß der Kellner hereingestürzt kam und fragte: „Befehlen, Herr Ballordner?“

Ungeschickter Bursche! In einem solchen Augenblick die amtliche Würde des Ballordners zu verraten!

Nun war der ganze Zauber gebrochen. Das strenge Wort „Ordner“ zerstreute in Jutkas Seele sofort den ganzen schönen, rosenroten, taubengrauen, silberblauen Dusel. Nüchtern, wie am frühen Morgen, stand sie da und rief angstvoll:

„Jesus, meine Mutter, mein Vater! Wo sind sie? Wie spät es geworden ist! . . . Ach Gott, ich muß fort, fort, ich muß sie suchen, sie werden schon in Verzweiflung sein, weil sie mich verloren haben . . . O, bitte, bitte, halten Sie ein armes Mädchen nicht zurück, zeigen Sie mir den Ausgang. Gewiß, meine Eltern erwarten mich noch immer, auf der Bank, im Garten, vor diesem großen Hause.“

Und aus ihren großen, ängstlichen Augen stürzten schwere Tropfen, einer nach dem anderen, über den schwarzen Sammet ihrer Larve hinab, daß es schien, als wären diese Augen so schwarz, daß sie auch nur schwarze Perlen weinen könnten.

„Thränen, das ist nichts für mich,“ sagte einer

der Herren achselzuckend und wollte sich drücken. Aber Herr Gyuri befahl ihm, hinunter zu gehen in den kleinen Park und Jutkas Eltern zu suchen und zu beruhigen.

„Und bringe sie gleich mit herauf,“ rief ihm ein dritter nach. Dann trösteten sie die Verwaiste mit den thörichtesten Vernunftgründen, alle drei, am eifrigsten der Herr Ballordner, so daß Jutka nach und nach einen beträchtlichen Teil ihrer Angst vor diesem gewaltigen Herrn verlor. Nur die Besorgnis blieb noch, ob jener gute gnädige Herr (Nummer vier) die beiden Alten auch noch finden würde. Aber Herr Gyuri nahm die Amtsmiene vor und beruhigte sie: der Bote eines Ballordners wisse jeden Menschen in jedem Augenblicke zu finden.

Und sie kamen. Sie waren da. Halb verstört, halb entzückt. Sie hatten erst lange Zeit da unten still gesessen, weil sie nicht wußten, wo sie Jutka suchen sollten, und dann wieder eine lange Zeit, damit Jutka sie fände, wenn sie etwa zurückkehren sollte. Und nun hatten sie sie wieder, so viel wie unversehrt und sogar satt. O, diese Hauptstadt, so grausam und so liebenswürdig, wie schön nahm sie so eine wildfremde Familie vom Lande auf! Nein, so eine Stadt giebt es auf der ganzen Welt nicht wieder, in Dorog am allerwenigsten.

Und der feine Herr mit den ölglatten Scheiteln, dem fliegenden Schwalbenschwanz hinter sich und der Serviette über dem Arm, schenkte nun auch ihnen fleißig ein und tischte ihnen auf, was gar keinen Namen hatte, und sie befahlen ihre Seele Gott, von wegen der Bezahlung, und aßen und tranken.

War es das Glück, war es der Cham-pa-gner, was Jutka den Kopf so schwer machte und das Herz so leicht? Sie neigte die glühende Stirne auf ihre beiden weißen Arme, denn der Schlaf wollte sie erdrücken. Doch da, im Buffet, war kein Ort zum Schlafen. Herr Gyuri wußte einen besseren. Nur ein paar Schritte, bis zum Komiteezimmer; die schöne Maske sei unwohl, da könne sie sich ungestört erholen, niemand werde sie stören, er selbst stecke den Schlüssel in die Tasche.

Die beiden Alten aber sollten sich nur in Ruhe den Maskenball ansehen, nach Herzenslust, er und seine Freunde wollten sie geleiten und ihnen alles erklären.

Das prächtige alte Paar in seiner urwüchsigen Bauerntracht machte, als man erfuhr, dies seien die Eltern jenes wunderbaren Doroger Mädchens, kein geringes Aufsehen. Man bedauerte nur, daß das Töchterlein sich einstweilen zurückgezogen habe. Sie wurden von dem buntscheckigen Janhagel arg umdrängt und

mußten hundert Hände schütteln, darunter sogar etliche behandschuhte, und aus hundert Gläsern Bescheid thun, darunter sogar aus etlichen vollen. Alles war einstimmig darin, die drei seien die Krone des Festes, die waschechtesten Kostümfiguren, die man im heurigen Fasching zu Gesicht bekommen. Ein alter Herr besonders hatte sie ganz und gar in sein Herz geschlossen. In einem Augenblick, als sie ihre frühere Begleitung im Gedränge verloren hatten, nahm er sich ihrer an und rettete sie ins Buffet, wo er flugs den besten Tokayer auffahren ließ. Reines Gold, gelbes Feuer. Und der Mann konnte es thun, denn er war Direktor der Singspielhalle „Zum lachenden Ferkel," ganz weit draußen in der feinsten Vorstadt, wo die lustige Welt ihr Stelldichein hat, so sagte er, und der noble Herr mit dem Schwalbenschwanz und der Serviette beschwor es französisch. Und nach dem zweiten Glase Tokayer ließ er sich vom Alten in alle seine Verhältnisse einweihen. Und nach dem dritten schlug er ihm ein Engagement vor; sie sollten jeden Abend in ihrem eigenen prächtigen Kostüm bei ihm auftreten, und die schöne Jutka sollte nichts als ein Lied singen und einen Tanz tanzen, und dafür wollte er ihnen jeden Abend zehn Gulden bezahlen, oder in Gottes Namen zwanzig. Und nach dem vierten Glase drückte er ihm sogar eine

Note von fünfzig Gulden in die Hand, als Angabe; dem Alten gingen die Augen über und er dachte sich: am Ende ist sie gar nicht echt. Aber der noble Herr mit Schwalbenschwanz und Serviette wechselte sie ihm augenblicklich in fünf blaue Zehnernoten um, so daß jeder Zweifel schwand. Und nach dem sechsten Glase schrieb der Alte richtig seinen Namen auf ein Papier, ganz breit und leserlich: Rezneky Andrasch, und machte mit der Feder einen großen Zug darunter, daß die kugelrunden schwarzen Kleckschen weithin über das Papier sprühten.

Ein gewaltiges Gefühl des Gerettetseins, des Glücks, erfüllte sein Herz. Er umarmte seine alte Borisch und sie weinten eine Thräne aus vier Augen, eine recht ausgiebige, wie billig, wenn es einem recht gut geht auf Erden. Und dann wollten sie das ganze heidenmäßige Chinesenglück, das sie betroffen, der Jutka mitteilen, damit auch sie ihren Luftsprung thue auf einem Beine oder keinem. Aber wo war Jutka? Wo, ja wo? Wo, bei allen Engeln, oder Teufeln? . . . Jutka! Jutka! . . . Sie durchirrten alle Säle und suchten ihre verlorene Stecknadel; sie fragten jede Steinfigur auf ihrem Sockel, ob sie die Jutka nicht gesehen. Es war sehr spät geworden, oder sehr früh, wie man's nimmt; die Säle leerten sich zusehends; man sah nur

noch Pärchen, Pärchen und wieder Pärchen umherflattern, noch immer oder schon wieder.

Der Herr Direktor suchte die alten Leute zu trösten, mit einem Gesicht, als ob er ein großes Stück Zucker im Munde hielte: der Herr Ballordner selbst habe ja die Gesuchte unter seinem mächtigen Schutz, es könne ihr unmöglich das Geringste zustoßen. Aber die Alten gaben nicht nach, besonders Mutter Borisch, welche durchaus den Herrn Ballordner sprechen wollte. Aber der war schon fort, so sagte der Thürsteher, und der log schwerlich, denn er war in den Hausfarben verschnürt, an allen wichtigeren Stellen seiner Person. „Gut," sagte Tante Borisch, „im gelben Hause muß er zu finden sein, ich gehe ins gelbe Haus." Der Herr Direktor mußte sie führen und sie gelangten in dasselbe große Gebäude, in dem sie den Vetter Mihok gesprochen. O, das traf sich vorzüglich; Vetter Mihok war ja allmächtig in dieser Gegend. Wo er denn sei, der gute Mihok? . . . Der schlafe jetzt zu Hause, in seinem Bette . . . Ob man ihn nicht wecken könne? Der Fall sei dringend . . . Welche Idee, das gäbe einen schönen Tanz, der Bote käme nicht zur Hälfte wieder.

Es hieß warten, bis zum Morgen. Der Nachtbeamte riet es gutmütig und stellte sogar ein ledernes Kanapee zur Verfügung und drei Rohrsessel, da könnten

die beiden schlafen. Und Onkel Andrasch schlief wirklich, Tante Borisch aber saß neben ihm und schüttelte die ganze Zeit nur den Kopf und murmelte stundenlang nur: „O Du mein Gott, o Du mein Herr und Gott,“ und dann wieder umgekehrt.

Es dauerte länger als lang, bis Vetter Mihok kam. Die beiden Alten erzählten unterdes ihren Fall wohl ein dutzendmal den verschiedensten Beamten. Als Vettern des hochmögenden Michael von Rezneky fehlte es ihnen nicht an teilnehmenden Zuhörern. Endlich kam der Ersehnte an und sie wurden ihm schleunigst vorgeführt. Der Herr Direktor des „lachenden Ferkels“ humpelte bescheiden hinterdrein.

Das war ein essigsaurer Empfang. Vetter Mihok schien an rauhem Hals zu leiden, denn er sprach lauter Raspeln und Sägefeilen. Er nahm erst gar keine Notiz von den dreien, sondern schellte nur und befahl, sobald sein Sohn im Amt erschiene, ihn hereinzuschicken. Und dann ging der Sturm los. Er donnerte und wetterte, was nicht einmal im hundertjährigen Kalender stand, so daß der Herr Direktor hinter den Alten immer kleiner wurde.

„Schöne Geschichte das, mit dem Mädchen! Sich so wegzuwerfen. Pfui! (Er spuckte auf den Boden.) Und wieder Pfui! (Er spuckte wieder auf den Boden.)

Auf einem gemeinen Maskenball, wo gar kein anständiges Mädchen hingeht. Und sich vom ersten besten füttern und tränken lassen, wie das liebe V . . .! Skandal! Und das trägt meinen Namen! Hoffentlich habt Ihr wenigstens Euren Namen keiner Seele gesagt, he?"

„Unseren Namen," stammelte Onkel Andrasch, „nein, nein, keiner Sterbensseele."

„Das ist Euer Glück, sonst . . ."

„Das heißt, nur . . . aufgeschrieben hab' ich ihn."

„Aufgeschrieben? Ei, da soll ja doch gleich der kreuzweis geflochtene Himmelsdonner . . ."

„Aber nur ein einziges Mal, lieber Vetter Mihok, dem Herrn Direktor da, unter den Vertrag . . ."

„Direktor? Vertrag? . . . Was soll das heißen? Du wirst doch nicht . . . Wo ist dieser Vertrag? . . ."

Der Herr Direktor aus der feinsten Vorstadt zog das Schriftstück aus der Brusttasche und reichte es ihm mit einer Art von bescheidenem Trotz. Der Hochmögende warf nur einen Blick darauf und wurde puterrot und puterblau am ganzen Kopfe. Er preßte sich beide Fäuste auf die Brust und rang nach Fassung. Endlich konnte er wieder sprechen, mit versagender Stimme.

„Und unter Eurem Namen wollt Ihr auf dieser Schandbühne auftreten? Unter m e i n e m Namen?

Nimmermehr! Ihr werdet einen falschen Namen auf den Zettel setzen. Der Name Reznekÿ wird nicht auf dem Pranger stehen."

„Auf dem Pranger, Vetter Mihok? Ich trage den Namen Reznekÿ in Ehren seit 65 Jahren; wo ich bin, ist auch mein Name gut aufgehoben," sagte Onkel Andrasch und richtete sich stolz auf, fast drohend, denn man hatte seinen Namen anzutasten gewagt.

„Pfui," rief Vetter Mihok und spuckte schon wieder auf den Boden. „Ein ungarischer Bauer und auf dem Pranger! Hundertmal pfui!"

„Ich bin kein Bauer," rief Onkel Andrasch, jetzt schon aufs höchste gereizt. „Nicht mehr. Um lumpige tausend Gulden hat Nachbar Fekete mein belastetes Erbe gekauft, bei der Versteigerung. Er ist freilich ein Ehrenmann und bleibt mir acht Tage im Worte, falls ich's ihm noch irgendwie ablösen kann, um fünfzehnhundert. Heda, Herr Direktor von der lustigen Vorstadt, kann ich mir bei Ihnen in acht Tagen fünfzehnhundert Gulden verdienen?"

Der Direktor des lachenden Ferkels kratzte sich grinsend den Kopf: „Fünfzehnhundert Gulden sind ein rundes Geld. Aber . . . wissen Sie, Herr von Reznekÿ, solche Leute pflegen mit sich reden zu lassen. Vielleicht giebt er zu den acht Tagen noch sechs Monate

zu . . . und läßt von den Fünfzehnhundert noch etwas nach. Versuchen kann man's auf jeden Fall."

„Topp!" rief Onkel Andrasch freudig. „Herr Direktor, Sie sind ein Mann. Sie machen mich wieder zum Bauer . . . und einstweilen wollen wir für Sie singen und tanzen, alle drei; Mutter Borisch muß auch tanzen!"

„Schweig, alter Faselhans!" donnerte ihn Herr Michael an. „Was weißt Du davon? Diese Singspielhalle ist eine Höhle des Lasters. Kein anständiger Mensch setzt den Fuß da hinein, am allerwenigsten ein Mädchen."

„Jesus Maria und heiliger Josef!" schrie Mutter Borisch auf. „Meine arme Jutka!" Und ein schluchzender Krampf ging durch ihre Brust.

„Übrigens," fügte Herr Michael hinzu, „das wäre auch umsonst, den Namen zu fälschen; alle Welt wüßte doch, wer Ihr seid."

„Rettung! Liebster Vetter Mihok, rettet meine Jutka!" flehte Mutter Borisch und warf sich dem Großmächtigen zu Füßen.

Dieser sah sie gar nicht an und studierte nur den Vertrag. Dann sagte er: „Da ist ein Reugeld von zweihundert Gulden stipuliert, für etwaigen Rücktritt." Er griff in die Brieftasche . . . „Hier, Herr Dingsda,

nehmen Sie das Reugeld. Der Vertrag ist null.“ Und er riß ihn mitten auseinander.

Das alte Paar staunte sprachlos seine Hände an, wie die eines Zauberers. Der Direktor griff zögernd nach dem Gelde und kratzte sich am Hinterkopf. „Und fünfzig Gulden Vorschuß hab' ich dem Herrn Reznekу gegeben,“ sagte er dann leise, als wolle er das nicht an die große Glocke hängen. Da griff Onkel Andrasch hastig in die Tasche, holte mit bebenden Fingern die fünf blauen Noten hervor und stopfte sie dem Manne in die offene Hand. „Da, da, da; nehmt, geht, . . . geht,“ stotterte er und wandte sich taumelnd von ihm.

Der Herr Direktor schlich unter Bücklingen der Thüre zu, die er geräuschlos hinter sich schloß.

„Und Eurem Nachbar Fekete will ich schreiben, noch heute,“ brummte Vetter Mihok.

Sie dankten ihm nicht. Sie fanden das Wort nicht. Aber sie sanken einander in die Arme, Onkel Andrasch und Mutter Borisch, und umarmten sich so fest, als müßten sie sich gegenseitig stützen, um nicht hinzufallen.

Eben ging die Thür auf und herein trat Herr Gyuri. Er schien ein längere Rede in raschestem Fluß halten zu wollen und auf dieselbe gründlich vorbereitet

zu sein, aber sein Vater winkte ungeduldig mit der Hand und er schwieg.

„Wo hat Jutka die Nacht verbracht?“ fragte Herr Michael. Nicht recht heil kamen die Worte zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Auf dem Komiteezimmer,“ sagte Gyuri fest.

„Allein?“ fragte sein Vater scharf.

„Allein“, entgegnete der junge Mann, etwas weniger fest.

Herr Michael stampfte mit dem Fuße und warf ihm einen durchbohrenden Blick zu. „Und wo ist sie jetzt?“ schrie er leidenschaftlich, denn die Selbstbeherrschung verließ ihn und er trat heftig einen Schritt näher.

„Bei meiner Mutter,“ sagte Herr Gyuri sehr gefaßt und bestimmt; nur war ihm das Blut plötzlich bis unter die dunklen Stirnlocken gestiegen und die linke Spitze seines Schnurrbarts zuckte merklich.

„Bei . . . meiner Frau?“ stieß Herr Michael schwer hervor.

„Ja,“ sagte Herr Gyuri, „die Mutter weiß alles und hat sie umarmt und geküßt.“

„Meine Frau hat sie geküßt?“ schrie Herr Michael außer sich. „Du lügst, das ist nicht wahr!“

„Vater!“ rief der junge Mann drohend, „ich

lüge nie, ich bin Dein Sohn.“ Er holte tief Atem. „Und am wenigsten lüge ich vor den Eltern meiner Braut.“

Sprachlos, mit offenem Munde starrte ihm Herr Michael ins Gesicht. Er fuhr sich mit der Hand über das eine Ohr, das schwächer hörte, und räusperte sich und schluckte ein großes Wort hinunter; man sah es deutlich, es war ein sehr dickes, schweres Wort, mit Widerhaken.

Er sagte nichts und ging langsam, mit steifen Beinen, als hätte er ein wildes Fohlen geritten, ins Nebenzimmer, dessen Thür er hinter sich schloß. Die drei sahen ihm gespannten Auges nach und konnten auch, nachdem er verschwunden war, die Augen nicht von der geschlossenen Thüre lösen. Aber im Nebenzimmer war alles still; dann, nach einer Weile, hörte man den Alten auf und nieder stapfen, am Fenster blieb er ab und zu stehen und trommelte auf den Scheiben, man vernahm es deutlich, immer ein Paar Takte vom Zapfenstreich. Einmal hörte man ihn mit Wasser hantieren und er ließ dabei etwas fallen, was in Scherben ging, er fluchte darauf laut, aber nicht allzu arg.

Dann öffnete er die Thüre und wollte heraustreten, aber er that es nicht, sondern warf die Thüre wieder zu.

Nach einigen Minuten erschien ein Amtsdiener und entbot den jungen Herrn „hinüber“ zu seinem Herrn Vater.

Herr Michael stand aufrecht in der Mitte des Zimmers. Sein Antlitz war ernst, aber nicht finster. Er trat hart vor seinen Sohn hin, der fast an der Thüre stehen geblieben war, und sagte, Aug' in Auge, jede Silbe betonend:

„Jetzt, von Mann zu Mann, mußt Du?“

„Ich muß,“ antwortete Herr Gyuri ohne Zaudern.

„Ah!“ entfuhr es dem Alten und unwillkürlich ballte er die Faust.

„Denn ich liebe sie und sie ist ein Schatz,“ ergänzte Herr Gyuri.

„Wir wollen sehen,“ sagte Herr Michael, „bringe die Alten zu ihrem Kinde.“



Anna.

(1887.)

In dem eleganten Speisesaale, der an das stadtbekannte Atelier des großen Malers Karl Riese stieß, ging es hoch her. Seit Stunden schon klangen die Gläser und weinfröhliches Lachen erschütterte die Flammen des Kronleuchters. Eine angenehme Tollheit hatte sich der Gemüter bemächtigt und jedermann hatte die Empfindung, unter so vielen Glücklichen der Glücklichste zu sein. Wenn man dieses Dutzend sprühender, glänzender Leutchen ansah, mußte man unwillkürlich ausrufen: Nein, das Leben ist doch schön! Glück und Freude ist alles hienieden! Das Unglück ist ein Märchen, um Kinder zu schrecken, und Thränen fallen nur im Traume, wie Tau nur in der Nacht.

Ach, hätten diese Fröhlichen nur einen Schritt über die Schwelle des schwach erleuchteten Ateliers gethan. Sie hätten sich beschämt gestehen müssen: ja,

es giebt auch Unglückliche, Verlassene; hart bei der Geselligkeit wohnt die Einsamkeit; Lust und Trauer sind Wandnachbarn.

In einer Ecke des Ateliers, als hätte sie sich vor dem Lustgetöse dahin geflüchtet, stand ein junges Mädchen. Sie war hoch und schlank gewachsen, ein venetianisches Sammtkleid umspannte ihre frischen Formen. Aber ihr Antlitz war blaß und still; über das edle Oval desselben glitt nicht der Schimmer eines Lächelns, wenn durch die offene Doppelthür ein stürmisches Gelächter hereinscholl. Halb abgewandt und doch mit einem Ohre hinaushorchend stand sie da, wie zwischen Furcht und Verlangen ... und keine Thräne glänzte im Auge der Verlassenen, kein bitterer Zug kräuselte die roten Lippen der Vergessenen. Sie hätte nur hinauszutreten gebraucht in ihrer sammtenen Fürstenpracht und sie wäre die Königin des Festes gewesen, ... aber sie trat nicht hinaus, sie stand und schwieg.

Da plötzlich entstand ein Getümmel im Speisesaale. Aufgeregte Stimmen kreuzten sich, darunter eine neue, seltsam schwankende Baß-Tenorstimme. Wer sollte diese nicht kennen in der Künstlerschaft? Der Prophet Bezechiel war soeben eingetreten, mit dem Ausruf: „Kinder, heut wollen wir einmal animalisch sein!“ Eigentlich hieß er Hans Jung und war Hunde-

maler, der größte Hundemaler seiner Zeit, aber weil er immer gleich vom ersten Glase Wein bezecht war, hatte man ihm jenen prophetischen Beinamen gegeben. Er galt übrigens wegen der Unordnungen, die er in diesem Zustande anrichtete, für einen in den weitesten Kreisen hinausgeworfenen Menschen.

„Um aller Propheten willen, Bezechiel," erscholl die Stimme der Hausfrau, „mit Ihnen sind wir ja dreizehn am Tische."

„Gut," entgegnete er mit schwerer Zunge, „so zählen wir von rechts nach links, . . . nein, von . . . links nach rechts, dann sind wir einunddreißig." Unsicheren Schrittes ging er auf einen Sessel los, er wußte trotz seines Nebels den rechten zu finden. Denjenigen nämlich, auf welchem Fräulein Susanne saß, die Schwester des Hausherrn, eine Seele von einem Mädchen, . . . das hatte er ja längst heraus. In der That erhob sie sich sofort und ließ ihn niedersitzen. Kein Mensch hörte, wie sie ihm dabei ins Ohr flüsterte: „Aber, Hans, schon wieder!" Er wollte darauf antworten, vergaß aber nur seinen Mund auf ihrer Hand, die sie auf seiner Stuhllehne vergessen hatte.

Fräulein Susanne wollte sich nun nicht wieder an den Tisch setzen, wegen der fatalen Dreizehn, . . . nein, durchaus nicht, . . . sie wolle an nichts schuld

sein, sie würde sich für eine Mörderin halten. Man sann auf einen Ausweg und da rief der Hausherr plötzlich: „Wie wär's denn, wenn wir Anna zur Tafel zögen?"

Allgemeines Gelächter folgte. „Anna! Lächerlich! Wer hat schon solches erlebt?"

„Warum nicht?" meinte Riese, „Anna ist eine hochanständige Person, kann ihr irgend jemand böses nachsagen?"

Neues Gelächter. „Nein, nein, gewiß nicht! Böses? Ha ha ha!"

„Hat sie je ein unerlaubtes Verhältnis gehabt?" fuhr Riese fort.

„Ha ha ha! Anna ein Verhältnis! Wie käme diese steifleinene Tugend zu einem Geliebten?"

„Wohlan," rief Riese entschlossen, „so mag sie unsere Vierzehnte sein!"

Er stand auf und begab sich ins Atelier. Das stille Mädchen stand noch immer in derselben Ecke. Sie rührte sich nicht, als er herantrat, sie schien geistesabwesend. Ohne ein Wort zu sagen, zog er ihren Arm durch den seinen; ohne ein Wort zu sagen, ließ sie es geschehen. Sie folgte nicht freiwillig, aber sie sträubte sich auch nicht.

Er hatte den Arm etwas keck um ihre Taille

gelegt, als sie in den Speisesaal traten. Sie duldete es; sie wußte ja gar nicht, wie ihr geschah. Er stellte sie vor: „Meine liebe Hausgenossin, Fräulein Anna von Werg.“ Alles stand auf und begrüßte sie mit großer Herzlichkeit, man rückte ihr einen Stuhl an Bezechiels linke Seite, während Susanne sich zu seiner Rechten niederließ.

Niemals in ihrem Leben war Anna diese Ehre widerfahren, denn sie war nur eine Gliederpuppe. Eine auffallend wohlgebildete Gliederpuppe freilich, von einem geschickten Plastiker ausgestopft und mit feinem, rosenrotem Trikot überzogen. Man hatte ihr im Hause den Namen Anna gegeben, denn es ist stets unangenehm, jemanden nicht beim Namen rufen zu können.

Anna war anfangs förmlich betäubt von den Gefühlen, die auf sie einstürmten, und von den Liebenswürdigkeiten, mit denen man sie überschüttete. Ja wohl, sie hatte nur zu erscheinen gebraucht, und war der Mittelpunkt des Festes. Wie herrlich stand ihr aber auch das Prachtkleid, in dem sie Herrn Riese seit acht Tagen für eine Beatrice Cenci zu Modell saß. Welcher majestätische Anstand, welcher . . .

Selbst der Prophet Bezechiel war durch seine neue Nachbarin förmlich elektrisiert. Er, der anerkannte Meister der Hundemalerei, warf zum erstenmal

sein Auge auf das Modell zu einem Historienbild. Allerdings hatte er auch bisher schon viel Seltsames getrieben, so daß wiederholt in pleno über seine Verbannung von der Tafel verhandelt worden war, — nur Susannens eifrige Verwendung hatte immer wieder das äußerste verhütet. Schon daß er den mit einem großen Löffel kredenzten Punsch für Suppe hielt und demgemäß aus einem heruntergeholten Majolika-Wandteller mit einem Löffel schlürfte, erregte einiges Mißfallen. Er entschuldigte sich zwar mit der leeren Phrase, daß er „teils ca, teils put“ sei, aber trotzdem wurde es übel vermerkt, daß er, um besser zu hören, die jeden Winter getragene Baumwolle aus dem Ohre nahm und einstweilen neben seinen Teller legte. Auch daß er, in einem heftigen Anfall von Ordnungssinn, den eben benützten Zahnstocher hübsch wieder in das allgemeine Behältnis zurücksteckte, brachte die Nachbarschaft gegen ihn auf. Sein Sologesang von „drei Elementen, innig gesellt,“ rief vollends eine solche Bestürzung hervor, daß er in der richtigen Erkenntnis, zu wenig Elemente genommen zu haben, die Zahl derselben schleunigst verdoppelte, — Fräulein Susanne hielt ihm mit ihrer eigenen warmen Hand den liederfrohen Mund zu, um ihn nur vor Prügeln zu schützen. Er küßte ihr zwar bei dieser günstigen Gelegenheit

beinahe ein Loch in die flache Hand, worüber sie hoch erfreut war, aber ach, diese Befriedigung sollte nicht lange dauern.

Denn dieser Augenblick war es, in dem sich Fräulein Anna von Werg an seine linke Seite setzte. Diese Nähe machte ihn ganz und gar toll. Ein schüchterner Streifblick über die verheißungsvolle Profillinie ihrer Figur, dann ein voller Blick in ihr klares, ruhiges Antlitz . . . und er machte eine halbe Wendung um seine eigene Achse. Er wandte Susannen den Rücken und ergriff Annas Hand, die er zärtlich an seine Lippen drückte.

Ein „Ah!“ des Aufsehens und der Entrüstung ging durch den Saal.

Anna saß starr vor Überraschung da und hatte nicht die Kraft, ihm ihre Hand zu entziehen. Nie, nie in ihrem Leben war ihr das zugestoßen. Der Atem stockte in ihrer Brust und ihre andere Hand, die auf dem Tische lag, wurde feucht, denn Bezechiel hatte bei seiner raschen Wendung ihr Punschglas darüber ausgegossen.

Und das mußte Susanne mit ansehen! Auch in ihrer Brust stockte das Herz und zwei glänzende Punkte erschienen in ihren Augenwinkeln. Sie stand auf und ging hinaus.

Da standen auch alle anderen auf. Wie aus *einem* Munde scholl es jenem flatterhaften Bezechiel entgegen: „Nichtswürdiger!“ Diese allgemeine Bewegung und dieses einstimmige Verdammungsurteil ernüchterten den Unglücklichen so weit, daß er Annas Hand ziemlich be-behutsam wieder auf ihr Knie deponierte. Er suchte nach seiner Baumwolle, die er nicht fand, und wollte eben Susannen fragen, ob sie derselben nicht irgendwo begegnet wäre. Da bemerkte er, daß sie nicht da war.

Ihr Sessel stand leer, sie war verschwunden. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und stammelte etwas Unverständliches.

„Ja, ja, das sind die Folgen der Untreue,“ donnerte ihm sein Gegenüber, ein Marinemaler zu. „Geh nur hinaus, Du loser Vogel, geh augenblicklich und sieh zu, daß Du unsere liebe Suse wieder gut machst.“

Da ging er hinaus . . . und machte sie wieder gut.

Sie schmollte zwar anfangs, und das nachdrücklich genug, denn wie groß — sagte sie — müsse seine Flatterhaftigkeit sein, wenn schon eine Gliederpuppe sein Herz von ihr ablenken konnte, und was hätte er erst gethan, wie weit hätte er sich vergessen, wenn Anna ein schönes Weib aus Fleisch und Bein wäre!?

Bezechiel war in hohem Grade zerknirscht und bat sie auf seinen Knieen um Verzeihung.

Sie kamen Arm in Arm in den Saal zurück und die Gesellschaft ließ sie um Mitternacht stürmisch leben, alle beide, in Gemeinschaft.

Nur Anna saß dabei und stimmte nicht mit ein. Die Unglückliche! Ein Augenblick der Seligkeit . . . und dann wieder alles kalt, leer, stumm. Es giebt Wesen, die geboren sind, einsam und ungeliebt durch das Leben zu gehen. Ein solches Wesen war Anna von Werg.





Die drei Eismänner.

Eine kühle Geschichte.

(1886.)

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet."
Scheffel.

Man sollte sich immer hüten, auf den ersten Schein hin jemanden ungünstig zu beurteilen. Besonders eine Dame, und ganz besonders ein Mädchen, wenn dieses auch gar nicht schön ist und gar nicht so jung, wie sie sein könnte. Nein, man würde entschieden geirrt haben, wenn man unser gutes Fräulein Betty für eitel gehalten hätte, d. h. für eitler, als nun einmal jedes weibliche Wesen sein muß und soll. Es ist wahr, sie trank den ganzen Winter des Morgens bitteren Kaffee, welche Flüssigkeit bei innerlichem Gebrauche bekanntermaßen in hohem Grade schönheitbefördernd ist, aber die wenigsten, denen diese Thatsache bekannt geworden, wissen den wahren Grund davon. Nicht um schöner zu werden, that sie das, o beileibe! Denn schön genug ist sie sich immer gewesen, sie that dies vielmehr aus zweien der seltensten

und ehrenwertesten Eigenschaften des Weibes: aus Selbstverleugnung und Opfermut. Eigentlich aus dreien, denn auch die Verschwiegenheit ist hoch zu rühmen, mit der sie diesen ganzen Sachverhalt als unverbrüchliches Geheimnis bewahrte.

Ihre gute Mutter, in deren Hotel garni wir so und so viele Studenten wohnten, war nämlich merkwürdig knapp mit dem Zucker und lebte in der volkswirtschaftlichen Einbildung, daß an diesem zur Versüßung des menschlichen Lebens bestimmten Mineral am leichtesten ein bedeutendes Vermögen zu ersparen sei. Wir freilich verurteilten dieses System als ganz unwissenschaftlich, unser Frühtrunk wurde aber dadurch keineswegs süßer. Mit einer Ausnahme allerdings. Um nämlich der Wahrheit die Ehre zu geben, sei immerhin eingestanden, daß täglich einer von uns den Kaffee weit süßer bekam, als alle anderen. Ganz ungewöhnlich süß sogar. Ach, wir ahnten es damals nicht, daß die gute Betty auch ihren Zucker zu dem seinigen that; wir waren eben noch zu jung, um den richtigen Einblick zu haben in die Zusammenhänge des Lebens. Nur fiel es uns nach und nach auf, daß der Kaffee jenes einzigen immer gleich acht oder vierzehn Tage lang süß blieb und dann auf einmal wieder ebenso bitter wurde wie der allgemeine Kaffee, während die Süßigkeit sich urplötzlich

in eine andere Tasse verschlug, um auch da längere oder kürzere Zeit hindurch ständig zu bleiben. Es fiel uns ferner auf, daß diese interessante Naturerscheinung sich stets nur im ersten Stockwerk ereignete, wo auf den Nummern 12, 13 und 14 drei Bevorzugte wohnten, gegen höhere Pension, als wir Oberen. Und nicht minder wurde beobachtet, daß die Versüßung stets noch gewisse andere Vorteile im Gefolge hatte: blanker geputzte Schuhe zum Beispiel und einen eigentümlichen Wohlgeruch, der von einer gewissen feineren Seife herrührte, namentlich aber die besondere Zierde, daß dem jeweiligen Günstling meistens etliche feine Flaumfederchen da und dort an der Kleidung hafteten. Mit diesen hatte es nun seine eigene Bewandtnis. Der erste Stock verfügte unter anderen Annehmlichkeiten über ein seidenes Sofakissen, das mit den feinsten Dunen gefüllt war und jedes Nachmittagsschläfchen zu einem hohen Genuß machen mußte. Daß es ein wenig Fläumchen ließ, that keinem Menschen weh, es freute sich doch jeder, das liebe Kissen auf seinem Ruhebett zu haben, und vermißte es schmerzlich, wenn es nach einem gewissen Zeitraum, gleichzeitig mit der Süße des Kaffees, plötzlich verschwand, um in einem anderen Zimmer aufzutauchen.

Wie kurzsichtig ist doch die Jugend, oder wie unbekümmert! Alle diese seltsamen Erscheinungen nahmen

wir nur ganz allmälig wahr und es dauerte Monate, bis wir den Schlüssel dazu fanden. Freilich war dieser Schlüssel in einem gar geheimen Schrein versteckt, im Herzen unserer guten Betty. Sollte man es für möglich halten, daß das Leben dieser sonst musterhaften Haustochter ganz und gar im Banne eines unbegreiflichen Vorurteils stand? Sie ging, bei allem was sie that und ließ, von der in dieser Allgemeinheit schwerlich gerechtfertigten Annahme aus, daß die Besitzerin eines Hotel garni die Schwiegermutter eines der Mietsherren werden müsse. Auf welchen, vielleicht uralten Überlieferungen dieser bei damaligen Zeitläuften schon etwas unverläßlich gewordene Grundsatz beruhte, war und ist unsereinem unerfindlich; sicher scheint nur, daß die Sache sich so verhielt. Dabei mag es auf einen gewissen romantischen Idealismus gedeutet werden, daß Fräulein Betty nur die Insassen des vornehmen Stockwerkes ins Auge faßte und es verschmähte, ihren Empfindungen ein höheres Ziel zu geben, welches in diesem Falle das niedrigere gewesen wäre. Daß sie dabei praktischeren Erwägungen, z. B. der betreffenden Vermögensverhältnisse, gefolgt sei, möchte doch nicht so ohne triftige Beweisgründe anzunehmen sein.

Die Schwierigkeit einer solchen Stellung zu drei jungen Leuten, und doch wieder zu keinem von ihnen,

leuchtet wohl jedermann ein. Sie war um so größer, als unser Fräulein Betty für ein anständiges Mädchen galt, hinauf und hinab, soweit unsere Gasse reichte. Man konnte ihr wahrhaftig nicht so bald etwas Verfängliches nachsagen; in den oberen Stockwerken wenigstens hätte man dazu entschieden lügen müssen, eine Kunst, mit der sich doch, ganz unter uns gesagt, nur der Bewohner von Nr. 25 befaßte. Zu dergleichen Verdrehungen, Schnüffeleien und Geheimnisriechereien gehört denn doch eine eigene Nase und ein Herz mit Krallen. Unser Kollege auf Nr. 25 allerdings war weit und breit berühmt als Couleur-Diplomat. Er wußte alles und erriet noch mehr als alles. Er und kein anderer war es auch, der uns zuerst mit einem Strahl aus der Diebslaterne seiner Logik hinableuchtete in die dunkeln Umtriebe des ersten Stockwerks.

Nun denn, man darf wohl sagen, daß Fräulein Betty sich in den Ungewißheiten und Spannungen ihrer Stellung verzehrte. Die Bewohner des ersten Stockwerkes waren auch gerade in diesem Jahre schlecht geraten. Sie waren von einer Gleichgültigkeit und Hochnasigkeit, wie sie zum Glück in jenen Kreisen nicht oft vorkommen. Auf Nr. 12 wohnte ein Amerikaner, welcher chirurgische Spezialkurse hörte, vermutlich im Skalpieren und dergleichen Künsten, die er daheim

brauchen kann. Dieser Herr drückte seine Gedanken immer entweder durch „Yes“ oder „No“ aus, roch abscheulich nach Karbol und brachte täglich irgend einen höchst verdächtig aussehenden Packen mit nach Hause, an dem sich hie und da rötliche Flecken zeigten. Wenn er beim Ausgehen an Fräulein Betty vorbeikam, stieß er regelmäßig einen zusammengesetzten Laut aus, der ungefähr wie „Heooooh!“ klang. Begegnete er ihr aber auf dem Heimweg, so kehrte er die Geschichte gänzlich um und äußerte sich folgendermaßen: „Hoeeeh!“ Einen eingehenderen Meinungs- oder gar Gefühlsaustausch mit ihm hatte unsere gute Betty bisher vergeblich angestrebt.

Der Jüngling auf Nr. 13 war, wie wir alle bezeugen können, ganz anders geartet. Er war von einer seltenen Kurzsichtigkeit und dies mag der Grund sein, warum er täglich bis Mittag schlief; hätte er doch mit offenen Augen kaum viel mehr gesehen als mit geschlossenen. Er gedachte sich der Geologie zu widmen und hatte die Taschen meist voll mit interessanten Gesteinproben, welche ein bedeutendes Gewicht ausmachten. Geologie giebt aber mit Kurzsichtigkeit keine sonderlich empfehlenswerte Mischung, das erfuhr Fräulein Betty einst mit nicht geringem Schrecken. Sie stand eines Tages im Vorsaale, nahe bei der Stube Nr. 13, als deren Be-

wohner bei strömendem Regen von einem geologischen Ausflug heimkehrte. Er hatte einen triefnassen Gummimantel an und warf denselben mit einer kecken Schwenkung um die Schultern der Haustochter, die er in seiner Blödsichtigkeit für den Kleiderstock hielt, — und dieser stand doch auf der anderen Seite der Thür. Der nasse Gummirock, dessen Taschen etliche Pfund Geologie enthielten, war so schwer, daß das arme Mädchen unter der Last in die Kniee sank, ohne daß der Gelehrte es auch nur bemerkt hätte. Man darf wohl die Behauptung wagen, daß dieser Herr seit Monaten täglich an unserem Fräulein vorüberging, ohne sie jemals gesehen zu haben.

Was Nr. 14 betrifft, war diese Stube von einem Beflissenen der Archäologie bewohnt, der sich auf eine Museallaufbahn vorbereitete. Der Übung halber hatte er sein Zimmerchen als archäologisches Museum eingerichtet, in dem jedes Gerät mit einer laufenden Nummer beklebt war. Er hatte dazu einen beschreibenden Katalog nach den neuesten Grundsätzen der Museenkunde angelegt. Es war dies eine merkwürdige, ja bahnbrechende Arbeit über einen bis dahin ganz vernachlässigten Bezirk der Altertumsforschung. Sein Waschbecken war darin folgendermaßen geschildert: „184. Antikes Thongefäß zu Tempelzwecken, auf der Töpfer-

scheibe gedreht, mit weißer Glasur; 4. Jahrh. vor Chr., Eleusis. Aus der Sammlung Scherbenberg.“ Sein Tisch war eingetragen wie folgt: „93. Tisch mit geschweiften Füßen. Nußbaumholz. Vermutlich 17. Jahrh. Platte, Schublade und Füße sind neu, leider von geringer Hand. 1834 aus der fürstl. Trödlerschen Sammlung erworben.“ Über seine Bettdecke äußerte sich der Katalog in folgender Weise: 114. Prunkdecke in charakteristischer Stepparbeit. Mitte des 19. Jahrh. Scheint ursprünglich mit Purpur gefärbt gewesen zu sein. Herkunft unbekannt.“ Dieser Katalog umfaßte über dreihundert Nummern und wurde fortwährend verbessert, je nachdem die Forschung neues über die verschiedenen Gegenstände ans Licht brachte. An der Thüre aber war ein Zettel befestigt mit der Kundmachung: „Die Sammlung ist dem Publikum jeden Tag von 8 Uhr morgens bis 10 Uhr abends gegen Anmeldung beim Kustos zugänglich; in den Ferien bleibt dieselbe geschlossen.“ Die große Liberalität, mit welcher das sehenswerte Museum allen Gebildeten eröffnet war, verdient gewiß die höchste Anerkennung, obgleich es sich etwas sonderbar traf, daß der Kustos gerade von 8 Uhr morgens bis 10 Uhr abends niemals zu Hause war, was das Studium der von ihm so gewissenhaft verwalteten Kunstschätze einigermaßen erschwerte.

Unsere gute Betty hatte die Bewohner des ersten Stockwerkes, als sie einzogen, mit nicht geringen Erwartungen begrüßt, diese aber im Laufe der Zeit wohl mehr und mehr herabgestimmt. Daß Nr. 12 nicht deutsch verstand, Nr. 13 so kurzsichtig war und Nr. 14 den ganzen Tag abwesend blieb, das ließ ihre Beziehungen zu diesen Nummern nicht recht warm werden. Vergebens sorgte sie in musterhafter Weise für die Bequemlichkeit der drei, sie bemerkten es gar nicht oder hielten das für selbstverständlich. Die gute Seele war aber auch gar zu bescheiden und stellte ihr Lichtchen, das ohnehin nicht brannte, auch noch unter den Scheffel. Sie seufzte stets nur auf ihrem Stübchen, wo das erste Stockwerk es schlechterdings nicht hören konnte, denn es lagen zwei Stockwerke dazwischen. Auch die fehlenden Knöpfe nähte sie immer an, wenn die Personen, denen der Fruchtgenuß derselben zufiel, nicht zugegen waren, so daß in diesen die Meinung entstehen mochte, die Knöpfe wüchsen so von selbst nach, wie sie von selbst abfallen, gleich den Blättern an den Bäumen. Und wenn sie abends vor dem Schlafengehen, im Stockdunkeln, ganz leise in das große Vorzimmer schlich, welches zu den Nummern 12—14 führte, und an allen drei Thüren horchte, um sich zu überzeugen, daß die drei nach ihrer leidigen Gewohnheit auch diesmal noch

nicht zu Hause waren, so vergaß sie dabei, daß diese zarte Sorgfalt, welche bei genügender Beleuchtung einen persönlich anwesenden Mietsmann vielleicht gerührt haben könnte, im Dunkeln, wo man nicht die Hand vor den Augen sah, von drei Mietsleuten, die überdies nicht einmal zu Hause waren, schlechterdings nicht bemerkt werden konnte.

Nichtsdestoweniger hatte Fräulein Betty ihre zuversichtlichen Tage, mit gewissen Augenblicken, in denen plötzlich etwas Unbestimmtes in ihr aufloderte, etwas Ahnungsvolles, ja Verheißendes. Die äußeren Anlässe dazu möchten freilich dritten Personen kaum wichtig genug erscheinen, wie es denn überhaupt geraten ist, lieber aus großen Thatsachen kleine Schlüsse zu ziehen, als aus kleinen große. Nach diesem Verfahren hätte wenigstens unsere liebe Haustochter nicht alsobald, nachdem Nr. 13 ihr jenen Kautschukmantel umgehängt, darin ein Zeichen von Gott weiß was erblickt und ihr Zuckeropfer an diese Adresse gerichtet. Jedesmal, wenn im Zuckergehalt der Kaffeeportionen wieder einmal ein unerwarteter Umschlag eintrat, scheint etwas Derartiges vorhergegangen zu sein, was sich aber in den meisten Fällen der auf Nr. 25 betriebenen geschichtlichen Forschung entzog.

Nr. 25 war übrigens so ziemlich der einzige unter

uns, der Zeit für solche Dinge hatte. Er war schon seit fünf oder sechs Jahren Rigorosant und schien es bis an sein Lebensende bleiben zu sollen. Immer mehr Moos wuchs auf seinem Haupte und er war bereits eines der ältesten Häuser an der Universität. Es scheint auch aus mancherlei Anzeichen hervorzugehen, daß er in dem hier in Frage kommenden Semester nicht eigentlich mit gelehrten Absichten umging. Wenigstens machten wir eines Tages die Entdeckung, daß er genau wußte, welche Farbe das Haar unserer gemeinsamen Haustochter habe, während wir anderen über diesen Gegenstand, der uns nicht „obligat" schien, gar keine verläßlichen Beobachtungen gesammelt hatten. Ein eigentümlicher Vorfall, der kurz darauf stattfand, rückte dann diesen Punkt der Farbenlehre in ein etwas helleres Licht. Eines Tages ging Nr. 25 die Treppe hinab und begegnete im ersten Stockwerk Fräulein Betty. Sie stand an der Thüre jenes Vorzimmers dreier Stuben und hatte, als Nr. 25 in Sicht kam, den unglücklichen Einfall, die Thüre rasch so weit zu öffnen, daß sie im Winkel hinter derselben verborgen blieb. Warum sie an dieser Stelle nicht gesehen sein wollte, wäre schwer mit Sicherheit zu ermitteln, Mutmaßungen aber sind in solchen Dingen nie ganz unbedenklich, dürften also hier besser unterbleiben. Auf alle Fälle war ihre

Handlungsweise, um keinen bestimmteren Ausdruck zu gebrauchen, etwas auffallend; Nr. 25 wenigstens mochte dies finden und war unzart genug, statt ruhig vorbeizugehen und zu thun, als ob er nichts bemerkt, gerade vor die Verborgene hinzutreten und scherzenderweise zu sagen: „Ei, Fräulein Betty, Sie haben hier wohl gar ein Stelldichein?“ Darüber ist wohl alle Welt einig, daß solche Scherze in nicht geringem Grade unpassend sind, und schwerlich hätte irgend ein anderer Mieter des Hauses sich eine solche Frage gestattet. Man denke sich Fräulein Bettys Zustand, oder vielmehr ihre Farbe. Ein hohes Rot übergoß ihr Antlitz, sie warf die Thüre laut zu und sagte im Davongehen streng: „Ich werde doch ersuchen, mich nicht zu duzen.“

Einer von uns Oberen, der hinter Nr. 25 die Treppe hinabstieg, war unfreiwilliger Zeuge dieser Begebenheit gewesen und hatte auch alles Gesprochene deutlich vernommen. Er hätte es vielleicht nicht ausgeplaudert; gewiß, die Möglichkeit einer solchen Diskretion ist nicht ausgeschlossen; aber er mußte wohl, denn Fräulein Bettys Antwort erschien ihm rätselhaft, um nicht zu sagen unverständlich. Er mußte uns den seltsamen Fall vorlegen, mußte ihn mit uns durchberaten, um vielleicht doch eine annehmbare Deutung des dunklen Ausspruchs zu erzielen. Auch wir waren zu-

erst von der unlogischen Antwort betroffen und nicht ungeneigt, einen Hörfehler unseres Berichterstatters anzunehmen. Dieser aber verteidigte sein Gehör, das durch zweijähriges Auskultieren auf der Klinik für Brustkrankheiten noch besonders geschärft sei, und bestritt eifrig die Möglichkeit, daß er falsch gehört hätte. Von anderer Seite wurde daher die Mutmaßung aufgestellt, daß ja auch Fräulein Betty unrecht gehört haben könnte. Glücklicherweise hatten wir einen Germanisten und einen Philosophen unter uns, welche mit gleichem Scharfsinne an die Lösung des Problems gingen und die Sache schließlich in ganz annehmbarer Weise klarstellten. Der Germanist, in moderner Textkritik aufgewachsen, unterzog vor allem die Anrede von Nr. 25 einer genauen Untersuchung. Sie hatte gelautet: „Ei, Fräulein Betty, Sie haben hier wohl gar ein Stelldichein?“ Ein Wort nach dem andern stellte er unter die philologische Lupe und fand richtig im Worte „Stelldichein“ ein unverkennbares „Dich“. Wir waren darüber nicht wenig betreten und wollten nicht zugeben, daß Nr. 25 dadurch Fräulein Betty wirklich geduzt habe. Hätte er etwa, wendeten wir ein, im Widerspruch zum anerkannten Sprachbrauch, fragen sollen: „Sie haben hier wohl gar ein Stellensiesichein?“ Dieses schien allen unthunlich, auch dem Germanisten mit der

Lupe. Da legte sich unser Philosoph ins Mittel, der ein Semester Psychologie gehört hatte und bereits Verfasser mehrerer bei Familienblättern eingereichten Novelletten war. Er legte die Seele unserer lieben Haustochter vor uns auf den Seciertisch und zergliederte sie nach allen Regeln der Kunst. Niemals hatten wir anderen auch nur von ferne geahnt, wie es in einem solchen ätherischen Organismus zugehe. Und er schilderte uns die erwartungsvolle Bangigkeit einer solchen Seele, wie sie so zum Überquellen voll von allerlei Unausgesprochenem, ja Unartikuliertem, vielleicht ein lang erwartetes, seit Jahren still ersehntes „Du“ gleich einer fernen Musik in den Ohren, nun plötzlich, gerade in einem so leicht zu mißdeutenden, peinlichen Augenblicke, überreizt und eingeschüchtert zugleich, eine kecke Frage hört, deren Bedeutung sie in solcher Stimmung und Verstimmung vermutlich gar nicht auffassen kann und von der ihr nur eine Silbe, die ihrem Denken und Träumen geläufigste, verständlich ins Ohr tönt: die Silbe „Dich“ . . . Mit offenem, weit offenem Munde saßen wir und hörten unserem Psychologen zu, der sich darüber ganz warm sprach, sich und sein Bier, und beifälliges Gemurmel erhob sich, als er den letzten psychologischen Skalpellschnitt führte, und wir kamen schließlich überein, daß er zwar wissenschaftlich nichts

bewiesen habe, aber doch eine Hypothese aufgestellt, der ein gewisser Grad von Annehmbarkeit nicht zu bestreiten sei. Auf alle Fälle habe wieder einmal das Sprichwort recht behalten, daß es gar nicht ratsam sei, zwischen Thür und Angel zu stehen . . . .

Wie wäre es, wenn der Leser hier annähme, daß in den Wochen, welche nun folgten, eine gewisse Spannung zwischen der guten Betty und Nr. 25 eingetreten sei? Vielleicht sogar eine gewisse Feindseligkeit des gekränkten Mädchens, von der anderen Seite möglicherweise erwidert durch unerwünschte Neckereien, vielleicht gar hie und da durch einen kleinen Schabernack, dessen man Nr. 25 gar wohl für fähig halten könnte? Denn Nr. 25 war ein schneidiger Gesell, mit drei höchst reputierlichen Schmissen im Angesicht und einer schweren Menge von Semestern auf dem Rücken, der nachgerade etwas breit geworden war. Man munkelte sogar, daß er voriges Jahr Fräulein Schnittling, die Soubrette des Josefstädter Theaters, sehr gern gesehen habe; ob auch sie ihn, darüber waren die Meinungen geteilt.

Einer Annahme wie der oben angedeuteten seitens des Lesers stünde also nichts im Wege; nur müßte er sich dazu aus freien Stücken entschließen, denn unsererseits kann die Verantwortung, ihn zu solchen,

immerhin kühnen Deduktionen veranlaßt zu haben, im Sinne der induktiven Forschungsmethode gar nicht entschieden genug abgelehnt werden. Was uns Anderen von der Sache weiter zu Augen und Ohren kam, war ja viel zu wenig, um Rückschlüssen dieser heiklen Art den erforderlichen Grad von Sicherheit zu geben. Ja, wenn der Verlauf der Angelegenheit wenigstens in seinen Hauptpunkten so sicher festzustellen wäre, wie die Thatsache, daß im Laufe des Monats Mai an drei aufeinanderfolgenden Tagen der 12., 13. und 14. Mai geschrieben wurde! Und daß unser Hausgermanist, als er früh morgens im Hinuntergehen an jenem Vorzimmer im ersten Stock vorbeikam und zufällig einen Blick nach jenen drei Thüren warf, über jeder derselben eine Inschrift bemerkte, welche in dicken Kreidezügen vom dunkelbraunen Anstrich abstach und allem Anscheine nach ausdrücklich gelesen zu werden wünschte! Und daß unser Hausphilosoph, als er drei Viertelstunden später desselben Weges ging und einen Blick in denselben Raum warf, diese Inschriften nicht mehr sah! Aber ach, für wie wenige Begebenheiten der Weltgeschichte lassen sich solche klassische Augenzeugen anführen!

Jene drei Inschriften waren also gar nicht lange vorhanden, und nur das vorzügliche Gedächtnis unseres

Germanisten hat sie für die Nachwelt bewahrt. Ihm verdanken wir auch den Wortlaut des Textes, für dessen Genauigkeit der philologische Drill seines Auges wohl hinreichend bürgt. Er lautete folgendermaßen:

„12. Mai. Pankratius."

„13. Mai. Servatius."

„14. Mai. Bonifazius."

Die drei Nummern waren nicht mit Kreide geschrieben, sondern standen auf Metall geprägt seit jeher über jenen Thüren; nur Monat und Name waren in Handschrift hinzugefügt.

Wir andern fanden, schwerlich mit Ungrund, in diesem seltsamen Vorkommnis Stoff zu mannigfachem Gedanken-Austausch. Unsere Erörterungen gingen in die Kreuz und Quere und, es kann leider nicht verschwiegen werden, so mancher ließ sich durch den Mangel an verbürgten Thatsachen verleiten, mehr oder weniger romantische Aufstellungen zu machen, deren durchaus hypothetische Natur auf der Hand liegt. Es wäre vor dem nüchternen Verstand, ja vor dem Geiste der bürgerlichen Schicklichkeit gar nicht zu rechtfertigen, wenn all dieses Hin und Her und Für und Wider so unberufener Zungen hier im einzelnen wiederholt würde. Es muß jedoch im Hinblick auf eine große und heilsame Lehre, die daraus hervorgeht, berichtet

werden, welche der vielen Vermutungen schließlich allen als die annehmbarste erschien. Die gerichtliche Seelenobduktion, welche unser Philosoph vor einiger Zeit vorgenommen, mußte die Grundlage zu der Annahme bieten, daß unser gutes Fräulein Betty selbst es gewesen sei, welche nach so vielen Monaten vergeblicher Liebesmühe und unscheinbar stiller Bewerbung nach drei Richtungen, schließlich in einem Augenblicke dreifacher Entmutigung ob der ersichtlichen Hoffnungslosigkeit ihres Strebens, auch wohl eines erklärlichen Rachegefühls, jene drei in ihrer Schlichtheit so vielsagenden Epigramme verfaßt und an die Thüren jener drei gleichgültigen Mieter geschrieben habe, jener drei Blinden und Tauben am Herzen, welche ihr wahrlich als die rechten „drei Eismänner“ des Maimonats erscheinen mußten, als Pankraz, Servaz und Bonifaz, die berüchtigten Frostheiligen des 12., 13. und 14. Mai, durch geheimnisvoll weise waltende Schicksalsfügung gleich von allem Anfang an auf den Stuben Nr. 12, 13 und 14 einquartiert, gleichsam zur Warnung für ein thörichtes Mädchenherz, das diesen Wink eines namenlosen Schutzgeistes nicht verstand. . .

Schmach über uns studierte Jünglinge! Viel später erst sahen wir ein, daß diese unsere Auffassung grundfalsch gewesen war und daß die angebliche Schrei-

berin auch nicht aus Reue und Furcht vor Entdeckung bald darauf mit eigener Hand ihre Schrift wieder verwischt habe, wie unser Philosoph mit tadelnswerter Zuversicht behauptete. Ja wohl, Schmach über uns und die Anmaßlichkeit eines lückenhaften Wissens, das sich nicht entblödet, auf nichts etwas bauen zu wollen!

Nach einigen Wochen, da mittlerweile noch etliches andere vorgefallen war, gestand uns Nr. 25 offen, er und kein anderer habe jene Worte über jene Thüre geschrieben, um unser armes Fräulein zu hänseln, aber auch, um ihr nebenbei einen praktischen Wink zu geben, wie ihr unerhört leises Klopfen an den verschlossenen Thüren dieser drei Eismänner ganz vergeblich sei. Und gar wohl müsse sie es gemerkt haben, wer der Urheber dieses Streiches gewesen, und sie selbst habe schleunigst die gefährliche Schrift gelöscht, welche so geeignet war, unberechenbare Verwicklungen hervorzurufen. Als wir alle diese Dinge erfuhren, ging ein gemeinsames Erröten über unsere Gesichter. Nur unser Philosoph wurde um eine Schattierung weniger rot, weil er doch wenigstens den Vernichter der Schrift richtig „konstruiert“, d. h. erraten habe; er hatte jedoch unrecht, darauf stolz zu sein, denn auch dieser scheinbare Erfolg war ja das Ergebnis einer falschen Rechnung. Ja wohl, wir hatten uns ganz und gar verrechnet. Wie ein

Kartenhaus fiel der ganze, hochgetürmte Trugschlußbau unserer Gesamtweisheit in sich zusammen. Vermiß dich nur wieder einmal, blödsichtiger menschlicher Witz, die Welt zu begreifen, ehe du ihre Atome verstehst und deren Zusammenhang!

Vielleicht wären uns übrigens diese wichtigen Aufklärungen gar nicht geworden, hätte nicht die ganze Angelegenheit unversehens eine Wendung genommen, welche einige von uns für geradezu dramatisch erklärt haben. Eines Abends, als die Uhr soeben fünf Minuten nach halb zehn geschlagen hatte . . . doch nein, kein leichtfertiger Scherz soll diese hochernste Episode um ihre entsprechend düstere Stimmung bringen. Es kann nur so ungefähr angegeben werden, daß es schon neun Uhr vorbei, aber noch nicht zehn war. Das Treppengas war jedoch schon ausgethan, es war still und dunkel im Flur, noch mehr auf der Treppe, am stillsten und dunkelsten aber in jenem Vorzimmer des ersten Stockwerks. Und doch hätte es in diesem Raume ganz anders sein sollen, denn unruhig hämmerte darin ein unsichtbares Herz, und dazu brannte eine zarte Flamme, welche keinen Namen hat. Es war nämlich die Stunde, zu welcher unsere sorgsame Haustochter auf ihrem abendlichen Rundgange durch das ganze Haus auch in dieses Vorgemach ihres dreithorigen und dennoch

verschlossenen Himmelreiches kam und nach einander an allen drei Pforten horchte, ob sich nicht innen etwas Unregelmäßiges rühre, was aber dank der viel späteren Heimkehr der drei Eismänner niemals geschah. Da stand sie denn im Dunkeln und spannte mit einer Art Inbrunst das Gehör. Plötzlich fühlte sie die Beine unter sich erstarren und ihre Arme sanken schlaff herab, sie waren keiner Bewegung mächtig.

Sie hörte Schritte.

Zwar nicht da innen in einer dieser Stuben, was übrigens noch die mindere Gefahr gewesen wäre, aber unten im Flur, und dann die Treppe herauf, trapp, trapp, fest und schwer, von unverkennbaren männlichen Schuhen. Im ersten Stockwerk angelangt, hörten die Tritte einen Augenblick auf und ein tiefer Seufzer ließ sich vernehmen, als habe der Betreffende etwas schwer geladen und müsse ein wenig verschnaufen, ehe er weitersteige. Und dann wieder, trapp, trapp, trapp, aber nicht mehr die Stiege hinan, sondern — hilf Himmel! — gerade herein in das Vorzimmer. Fräulein Betty stand wie festgewurzelt in der Mitte des Gemaches und die Brust wollte ihr zerspringen vor Herzklopfen und zurückgepreßtem Atem, denn das Niegeschehene war soeben im Begriff zu geschehen, einer der drei kam nach Hause und mußte sie da vor seiner

Thüre ertappen, wenn sich nicht noch im letzten Augenblick ein Wunder ereignete und der Frost ihrer Glieder sich löste, daß sie seitwärts in eine Ecke huschen konnte. Aber kein Wunder begab sich, sie blieb gelähmt und vermochte nicht zu fliehen. Schwarze Finsternis ringsum; wer da kam, sie sah es ebenso wenig, als er sie unterscheiden konnte.

Aber er kam.

Trapp, trapp, trapp; in drei Schritten war er bei ihr, hinter ihr, jetzt hart an ihr. Sie wollte schreien und brachte keinen Ton aus der Kehle. Sie fühlte eine fremde Hand, . . . noch eine fremde Hand, und hörte gebrummte oder gewisperte Worte, die sie nicht verstand, weil ihr eigenes Blut ihr in beiden Ohren summte und rauschte und mit seiner heißen Brandung alles Gesprochene übertäubte. Zwei Arme schlossen sich um ihre Gestalt, sie konnte sich nicht wehren, sie konnte nicht rufen und auch nichts denken, nur den einen Eindruck hatte sie, als sähe sie vor sich in der schwarzen Luft ein wohlbekanntes Bild schweben, bald näher, bald ferner, einen alten, verstaubten Kupferstich, der seit ihrer Geburt ins Gesindezimmer verbannt war und auf dem eine schwarze Wolke mit unheimlich lüsternen Nebelarmen eine mythologische Frauensperson umschlang, welche laut Unterschrift Jo hieß.

Sie taumelte, . . . jetzt saß sie gar auf dem Schoße jenes Unsichtbaren, immer von jenen Armen umfaßt, deren immer mehr zu werden schienen, als hätte er vier, sechs, acht Arme am Leibe, die er wie lauter eiserne Reifen um sie schlug, einen nach dem anderen. Und jetzt, . . . nein, das war zu viel, . . . ein unvorhergesehener Brand auf ihren Lippen. Hatte er sie wohl gar geküßt? Ei, das wäre doch . . .! Und es konnte doch nur ein Kuß gewesen sein. So hatte sie sich ja das immer vorgestellt, ungefähr so. Ein Kuß! Ein Kuß! Und noch eine ganze Menge ähnlicher hinterdrein . . . Und das wäre ein Eismann? Ach, wie freute sie sich jetzt, daß sie damals jene häßlichen Aufschriften früh genug bemerkt und verlöscht hatte! Ach, dieser liebe, wackere Eismann! Es wurde ihr jetzt so wohl und traut bei ihm, sie hatte schier alle Furcht verloren und lehnte ihr Haupt an seine Brust und war selig, und schwieg, und jubelte dabei in ihrer Seele: endlich! endlich! . . .

Diese Schilderung macht natürlich keinen Anspruch darauf, in allen Einzelheiten zuverlässig zu sein. Die Scene hatte eben keinen Zeugen, und wäre einer zugegen gewesen, er hätte müssen eine Nachteule sein, um in solcher handgreiflichen Finsternis die Vorgänge genau unterscheiden zu können. Ob also in dieser

Darstellung mehr, oder wohl gar, was aufrichtig zu bedauern wäre, weniger gesagt wurde, als damals wirklich geschehen, ist begreiflicherweise nicht zu ermitteln; doch sei verschämten Lesern geraten, immerhin etwas weniger, begehrlicheren aber, auf ihre eigene Verantwortung etwas mehr anzunehmen.

Als Thatsache kann hingestellt werden, daß unsere gute Betty während dieser lang und schwer ersehnten Augenblicke, deren Dauer nicht mehr genau zu berechnen ist, in all dem Meer von Süßigkeit auch einen . . . nicht gerade bitteren, aber doch säuerlichen Tropfen spürte. Der nur zu allgemeine Mißbrauch, das Gas auf den Treppen so früh schon abzudrehen, rächte sich jetzt empfindlich genug an ihr. Sie fühlte sich, ach, so heiß geliebt, und hatte bei der herrschenden Dunkelheit keine Ahnung, von wem! Der wackere Mann, der ihr so zärtlich entgegengekommen, war nach alledem, was vorgefallen, doch nur ein Unbekannter, in schwarzes Gewölk gehüllt, wie jener da unten im Gesindezimmer, der freilich diesem nicht das Wasser reichen konnte. Vergeblich strengte sie sich an, die schwarze Sammtlarve zu durchschauen, welche die Nacht vor sein Antlitz gelegt hatte. Er sagte kein einzigesmal „Heooooh“ oder „Hoeeeeh“, wie Nr. 12; er hatte auch, wovon sie sich eigens überzeugte, keine Steine in

der Tasche, wie Nr. 13; hingegen aber war er vor zehn Uhr zu Hause, was bei Nr. 14 noch niemals der Fall gewesen. Und dennoch, dennoch mußte es einer von diesen Dreien sein! Es wäre mißlich, Fräulein Bettys Verlegenheit in Worten darzustellen, denn das geschriebene Wort hat etwas so Sicheres, Unbezweifelbares, während im Gegenteil jene Ärmste, in anonymen Armen gefangen, ihres Glückes von Augenblick zu Augenblick weniger sicher zu sein glaubte.

Gewiß, sie hätte den Unsichtbaren geradehin fragen können: „Mein Herr, wer sind Sie?“ Aber . . . sie hatte ihn ja wiedergeküßt und hielt seinen Nacken fortgesetzt mit ihren Armen umschlungen. Wie durfte sie ihn merken lassen, daß sie so Unerhörtes gethan hatte und noch that, ohne ihn auch nur zu kennen? Ein neuer und, man mag kühn behaupten, unwiderleglicher Beweis, daß — Mädchen im Dunkeln bei so verfänglichen Äußerungen ihres Herzens so vorsichtig als möglich verfahren sollen.

Da plötzlich ereignete sich ein Zwischenfall, der die Erwartung berechtigt erscheinen ließ, daß diese Zweifel noch in absehbarer Zeit geklärt werden möchten. Unten ging das Hausthor, . . . trapp, trapp, trapp, kam abermals jemand die Treppe herauf. Die beiden fuhren zusammen und umschlangen sich enger. Himmel, er

blieb im ersten Stock und kam mit knirschenden Schuhen, denn die Treppe war nachmittags mit Sand gescheuert worden, gerade zu ihnen herein. Mäuschenstill saßen sie in ihrer Ecke, auf dem alten Divan. Jener merkte nichts und schritt durch das finstere Vorzimmer, ein Liedchen summend, auf Thüre Nr. 14 zu. Der Schlüssel tappte ins Loch, die Thüre ging auf und wieder zu, der Ruhestörer war daheim. Die beiden atmeten auf, am tiefsten unsere gute Betty; nun wußte sie doch wenigstens, daß ihr Unsichtbarer nicht Nr. 14 war und nur noch Nr. 12 oder 13 sein konnte. Wenn es ihr gelang, noch einen zu „eliminieren“, wie man bei den Diagnosen sagt, so war sie glücklich, denn sie wußte dann endlich, w e n sie da eigentlich so im Dunkeln so aus tiefstem Herzensgrunde liebte. Der Unsichtbare jedoch schien seinerseits auf diesen Punkt nicht besonders neugierig und traf unverkennbare Anstalten, der Situation ein Ende zu machen. „Geh, geh,“ flüsterte er der Geliebten immer dringender zu und verabreichte ihr schon den zehnten Abschiedskuß. Sie aber schien sich jetzt gar nicht losreißen zu können von ihrem Glücke und verzögerte das Scheiden in einer für ihn zwar schmeichelhaften, aber gerade jetzt unzweckmäßigen Weise. Und was gelingt nicht einem liebenden Weibe?... Trapp, trapp, trapp, ging es wieder auf der Treppe.

Nochmals Mäuschenstille, und dann wieder die knirschenden Schuhe, und dann geradenwegs zur Thüre herein und ... Welch ein Augenblick der Spannung für dieses arme Fräulein Betty! Diese drei Schritte, die der Ankömmling nun thun wird, zu dieser Thüre hin oder zu jener, werden ihr alles sagen, und diese fürchterliche Dunkelheit wird plötzlich taghelles Licht werden!

Himmel! Er ging zu Nr. 13 ...

Sie erschauderte am ganzen Leibe vor Entzücken und zugleich Befremdung. Also er war es, er! Der Amerikaner! Nr. 12! ... Wer hätte das gedacht? wer, wer? Der grausame Mann mit den verdächtigen Päckchen, an denen die unheimlichen roten Flecke zu sehen waren. O, wie schauerlich! Und doch, wie zärtlich war er, wie lieb. Und wie hatte ihm die Liebe sogar die Zunge gelöst, daß er jetzt so fließend und verständlich deutsch zu wispern vermochte. Und nicht einmal nach Karbol duftete er heute, nein, nicht im geringsten. O Gott, welche Enthüllung! ... Freilich, nach Amerika werde sie jetzt reisen müssen, in seine Heimat, über das große Wasser, auf dem die Seekrankheit zu Hause ist, aber ... o alles, alles wollte sie für ihn thun.

Wie Spreu im Winde wirbelten diese Gedankensplitter in ihrem verwirrten Hirne durcheinander, und

weniger als je dachte sie daran, den unsichtbaren Geliebten, der nun plötzlich eine Nummer, einen Namen erhalten hatte, aus ihren Armen zu entlassen. Es war auch gerade jetzt nicht der Zeitpunkt dazu, denn... trapp, trapp, trapp, kam es draußen schon wieder die Treppe herauf. Diesmal blieb Fräulein Betty ruhig, o ganz ruhig; das ging ja hinauf in den zweiten oder dritten Stock, da herein kam es nicht.

Aber welcher Schreck; es kam doch da herein! Alles Blut stockte in ihr; sie glaubte nie wieder aufstehen zu sollen von diesen unsichtbaren Knieen, auf denen sie noch immer saß. Entsetzlich! Wie wird das enden! . . . Die Schuhe knirschten wieder und kamen ohne alles Besinnen so recht gewohnheitsmäßig ins Vorzimmer herein, durchschritten es ruhig in der Richtung nach links, zu Thür Nr. 12, ein Schlüssel stocherte nach dem Schlüsselloch umher . . . Und nun war auch der dritte in seinem Zimmer.

Der zärtliche Unsichtbare war also keiner der drei!

Als dieser vernichtende Gedanke in ihr aufblitzte, stieß sie einen Schrei der Verzweiflung aus, so laut, so grell, daß die drei Thüren fast gleichzeitig aufgingen und auf den drei Schwellen drei mehr oder weniger entkleidete Eismänner standen, drei brennende Lichter in der Hand.

Die arme Betty saß auf dem alten, verschossenen Divan, die Arme vor sich ins Leere gestreckt, und starrte mit glasigen Augen auf ihre drei Geliebten, deren keiner es gewesen war. Wer in aller Heiligen Namen war es denn aber gewesen? . . . Sie war allein. Er war verschwunden, der Unsichtbare mit den sechs oder acht Armen und noch viel mehr Küssen. Spurlos; nur seinen Schatten hatte sie noch hinter ihm her zur Thüre hinaus huschen sehen.

„Heooooh!“ rief Nr. 12 mit Augen, die vor Verwunderung ganz kreisrund waren. Nr. 13 kam in seiner Kurzsichtigkeit ganz nahe herzu, um sich zu überzeugen, ob das die Hauskatze oder die Hausmagd gewesen sei; er leuchtete ihr mit der Kerze ins verstörte Gesicht und stellte fest, daß es nicht die erstere, sondern die letztere gewesen. Nur Nr. 14 war der Sachlage völlig gewachsen und fragte schalkhaft: „Ei, Fräulein Betty, Sie haben wohl etwas Schreckliches geträumt?“

„Ich?“ entgegnete sie und rieb sich die Augen; ihr war es wirklich wie ein Traum.

Und dann gingen die drei wieder in ihre Zimmer zurück, nachdem sie gute Nacht gewünscht hatten; nur Nr. 12 hatte sich darauf beschränkt, in übrigens durchaus wohlwollendem Tone „Hoeeeeh“ zu rufen. . . .

Kein Einsichtiger wird hier eine ausführliche Schilderung der Nacht erwarten, welche unser liebes, schwergeprüftes Fräulein Betty nach diesem Erlebnis verbrachte. Es giebt Dinge, welche selbst ein schlafender Homer besser der Phantasie später Gymnasiasten überläßt. Aber die Sonne des nächsten Morgens durchbrach alle Trübsal und fand die Heimgesuchte im reinen mit sich und der Welt. Sie war diesen Morgen beinahe hübsch, vor Hoffnung und Erwartung eines nunmehr Unausbleiblichen. Mancherlei Umstände, die sie vordem gar nicht beachtet hatte, weil sie nur den dritten Stock betrafen, erschienen ihr jetzt in einem neuen, verheißungsvollen Lichte. Wie war es nur möglich gewesen, daß sie Nr. 25 so lange nicht zu würdigen wußte? Dieser gute ... nein, dieser schlechte Mensch! Sie so jämmerlich im Stiche zu lassen angesichts der drei Eismänner! Wahrlich, er, er hatte erst den rechten Eisklumpen von einem Herzen in der Brust, er war ein noch viel ärgerer Eismann, er war der ...

Und im Uebermut ihrer Freude holte sie sich ein Stück Kreide, eilte in den dritten Stock hinauf, ganz sachte an die Thüre des Bösewichts, und da sie selbst mit dem ausgestreckten Arme nicht so hoch hinanreichte, stellte sie einen Sessel vor die Thüre und stellte sich auf den Sessel und schrieb neben die

blecherne Nummer „25“ zwei Worte hin, daß die Aufschrift lautete:

„25. Mai. Urban“.

Auch diese Unbesonnenheit hält freilich vor dem kritischen Auge des Moralisten nicht Stich und es wäre zu wünschen, daß nur selten ein Mädchen auf dergleichen verfalle. Konnte denn nicht, während Fräulein Betty so heikel auf dem Sessel stand, die Thüre aufgehen und jener . . . Urban heraustreten und sie samt der Sessellehne mit jenen sechs bis acht Armen von gestern abend umklaftern, daß an ein Entrinnen aus so beschämender Lage gar nicht zu denken wäre?

Er soll nämlich, wie es später allgemein hieß, in jenem Augenblick wirklich dergestalt hervorgetreten sein und derartiges unternommen haben. Die Sessellehne wenigstens wurde einigermaßen beschädigt aufgefunden, über das weitere Befinden unserer liebenswürdigen Betty selbst verlautete nichts Sicheres. Aber Aufsehen hat es erregt, daß an diesem Morgen der süße Kaffee auf Nr. 25 getrunken wurde. Im dritten Stock! . . .

Ob Nr. 25 seinen Kaffee auch jetzt noch so süß kredenzt bekommt, darf nur in seinem Interesse verhofft werden. Es wäre schade, wenn er ihn nicht bis

ans Lebensende so süß kriegte, denn das könnte die Zahl der Eismänner im Kalender bedenklich vermehren, und der sogenannte Wonnemonat ist in der Regel ohnehin schon rauh und verschnupft genug.



Die Zweiunddreißig.

Vormärzliche Skizze aus dem ungarischen Provinzleben.

(1886.)



Es ist ein schöner Vormittag. Man sieht es dem weißen Storche deutlich an, daß er sich nur mühsam davon zurückhält, mit seinem roten Schnabel wohlgemut zu klappern, obgleich er bloß der Storch ist, den das Komitat in seinem Wappen führt, wie ja über der Thüre der Apotheke „zum Komitatswappen“ für männiglich zu sehen. Eine sehenswerte Thüre das, schon wegen der drei steinernen Stufen, die zu ihr hinanführen und auf dreißig Stunden die Runde die größten Steine sind, dieweil man sich ja im steinlosen Alföld befindet. Noch merkwürdiger freilich ist die Thüre, weil sich gleich links neben ihr ein Fenster befindet, das noch viel merkwürdiger ist. Dieses Fenster ist nämlich das Barometer für die ganze Gemeinde. Wer da irgend im Orte genau wissen will, ob es regnet oder nicht, geht hin oder schickt hin,

um nachzusehen, ob der große Kopf des alten Herrn zum Fenster herausgesteckt ist oder nicht. Sein Pfeifenkopf nämlich, den er sich stets drei Schritt vom Leibe halten muß, weil eben das Pfeifenrohr so lang ist. Ragt aber der altersschwarze Meerschaumkopf durch das Fenstergitter hinaus in die freie Gottesnatur, so weiß der ganze Marktflecken, daß es nicht regnet; ragt dagegen er nicht hinaus, so weiß man, daß es regnet, denn gar nicht gerne läßt sich der alte Herr in seine brennende Pfeife hineinregnen.

Es regnet aber keineswegs, sondern die Luft ist voll Sonnenschein; aber freilich, das kann auch täuschen, denn der alte Adam kommt just die Straße herauf und der macht immer ein so gottsjämmerlich vergnügtes Gesicht, daß er damit eine ganze Gasse entlang leuchtet. „Er lacht wie ein hölzerner Hund," sagen darauf die Leute; als ob je einer einen hölzernen Hund hätte lachen hören. Übrigens scheint er gar nicht eitel zu sein, der alte Adam, denn wenn er lacht, höhlt sich mitten in seinem Gesichte eine schwarze Grube aus, man weiß gar nicht, wie tief, und kein einziger Zahn ist darin sichtbar, soweit das Auge reicht. Aber darum lacht er doch, der alte Adam, der Melonenhüter von der Salzigen Pußta, und setzt seine drei Beine rüstig vor einander hin, immer zwei zugleich, nämlich einen

aus Fleisch und Bein und Bagaria (Juchtenleder), den andern aus hartem Kornelkirschholz, ... das ist der hohe „Csáter“ Stecken, der ihm bis ans Kinn reicht, so daß er ihn im zweiten Drittel gefaßt hält.

Nein, schön ist er nicht, der alte Adam. Er scheint nicht mehr ganz jung zu sein; zweihundert Jahre giebt er ja selbst zu, aber vermutlich leugnet er etliche Dutzend ab. Sein Gesicht sieht aus, wie ein frischgepflügtes Ackerfeld; eine neben der anderen, laufen die ungezählten Furchen darüber hin, alle natürlich im schrägen Bogen, durch gute braune Erde. Dazwischen sind aber auch Strecken, die Salpeter halten müssen, denn sie schimmern weißlich und sind kurz und spärlich bewachsen, so daß man nicht einmal die Schafe darauf treiben möchte zur Weide. Sein linkes Auge hat er irgendwo verloren und der Finder (an den Galgen mit ihm!) hat es nicht zurückgebracht. Aber das rechte brennt lichterloh, so daß es schon alle Wimpern abgesengt hat; man könnte den Kessel mit Schöpsenpörkölt darüber stellen zum Kochen. Im ganzen keine schöne Gegend, dieses Gesicht. Auf seinem Schädel scheint noch der Schnee vom vorigen Winter zu liegen; hat wohl zu viel zu thun als Melonenhirt der Stadt, und kommt nicht dazu, ihn abzukehren, die Sonne aber kann den Schnee nicht schmelzen, wegen der Mütze, die der alte Adam nicht

einmal zum Schlafen abnimmt. Eine schöne alte Mütze; vor zwanzig Jahren aus Tur gekommen auf den großen Jahrmarkt, und hält noch immer Farbe, wenn auch gerade nicht die schwarze von ehedem. Etwas fett ist sie, ja, aber nur inwendig .... und ein wenig auch außen, ein wenig stark sogar; was thut's? desto besser gedeiht auf ihrem linken Abhang, wo die meiste Sonne hinscheinen mag, das feingefiederte Stämmchen „Katzenschweif“, das im Winde hin und her zu wedeln scheint. Auch der Szür, der Lodenmantel, hält noch prächtig Stich; die bunten wollgestickten Tulpen daran sind zwar längst heruntergewelkt und haben nur hie und da ein fahles Stengelchen hinterlassen, aber Löcher hat er wenigstens keine, außer wo man die Arme durchsteckt, und das will schon was sagen; kein Zweifel, der ehrliche Kerl, der Szürschneider, der ihn vor einem Vierteljahrhundert gemacht, ist ins Himmelreich eingegangen, ... denn daß er bereits tot ist, duldet ja keinen Zweifel, bei solcher Ehrlichkeit muß ein Szürschneider bald verhungern. Nur gegen die „weißen“ Kleider des alten Adam ließe sich einiges einwenden. Sie werden wohl oft genug gewaschen, und zwar in Regenwasser, wie alles Weißzeug im weiten und breiten Alföld, aber der alte Adam behält sie dabei am Leibe, das ist der eine Fehler, und läßt sie auch mit dem Schlägel nicht klopfen,

vielleicht eben weil er sie am Leibe hat, und das ist der andere Fehler, wie jede gute Hausfrau zugeben wird. Nun, er ist dabei frisch und gesund und hat einen vorzüglichen Magen .... Das letztere sieht man genau, da sein Hemd schon knapp über dem Magen endet und seine Gatya (Leinenhose) erst knapp unter dem Magen beginnt; das ist nun einmal nicht anders dort herum, es ist die letzte Mode und ist auch die erste gewesen, nur daß anfangs, bevor die Menschheit gar so gebildet geworden, der ganze Mensch Magen war und sein Weißzeug nirgends begann, so daß es nirgends aufzuhören brauchte.

Zu jener Zeit hätte der alte Adam aber auch nicht gethan, was er jetzt thut. Geradeswegs auf das Fenster neben der Apothekenthüre geht er in seinem hölzernen Dreischritt los, ganz sachte, als schliche er einen Melonendieb an. Eine Kreisbewegung seines rechten Auges, ob er denn auch unbemerkt sei, dann tritt er dicht neben den großen Meerschaumkopf und hält seine Nüstern darüber, erst die rechte, dann die linke und dann alle beide. Er trinkt an der Quelle, aber kein Wasser, sondern Rauch. Köstlichen blauen Dunst, weit köstlicher als der in der Kirche drinnen, der gemalte, auf dessen Gewölk die heilige Jungfrau gen Himmel fährt. Ein Dutzend tiefer Atemzüge thut

er, dann stöhnt er wonnig: „Verpeléter“; und noch ein halbes Dutzend, da fügt er bei: „Auch Debröer muß darunter gemischt sein;“ und nach einigen weiteren Atemzügen: „Keinen ‚Finanzer‘ hat der nicht gesehen.“

Und noch manches würde er wohl als geriebener Tabakschnüffler so feststellen, wenn nicht die Pfeife plötzlich einen kräftigen Ruck nach oben thäte, so daß seine Nasenspitze tief in ihre feurige Asche gerät. Hat sie es aus Bosheit gethan, oder aus Gutherzigkeit, um ihm den Genuß unmittelbarer zu machen? Er scheint der ersteren Ansicht zuzuneigen, denn er fährt mit einem halb erstickten Knurrlaut zurück, niest und pustet durcheinander und scheuert sich das grau bestaubte Riechorgan nachdrücklich mit dem groben Hemdärmel. Ja, ’s ist starker Tabak, obgleich der Verpeléter mild sein soll, besonders mit Debröer gemischt, und ganz besonders ehe ihn der ‚Finanzer‘ mit seiner verf .... führerischen ärarialischen Beize getauft hat.

Zum Fenster heraus schallt aber Gelächter, in hohen und tiefen Fanfaren; es müssen viel Herren drin sein. Natürlich, es ist ja die Silvorium-(Slbiowitz)-Stunde vor dem Mittagessen, da sitzen sie immer drin im Nebenstübchen, die Herren „vom Kaputrock“, die „großgnädigen“, die „wohledlen“ und sogar einige nur „wohlansehnliche“. Jetzt ist die große Plauderstunde,

in der es sich um Wohl und Wehe des Ortes handelt, ja des Komitates, ja mitunter sogar des ganzen Landes, wo nicht gar der Weltkugel. Die Löcher in der Komitatsstraße wachsen sichtlich während ihrer akademischen Behandlung in diesem Sitzungssaal; Sebastopol wird heute genommen und morgen nicht genommen, je nachdem hier die Abstimmung ausfällt; dazwischen verkündet der Herr „Apothekermeister" ein von ihm erfundenes Heilmittel gegen die Cholera, welche eben in Persien wütet, und der „alte Herr", wie man den ehrwürdigen Raucher der Barometerpfeife in der ganzen Gegend nennt, obwohl er sonst „Seine Wohledelgeboren Herr Abraham von Máslás de eadem" heißt, ergeht sich in Jugenderinnerungen an den hochwohlgestorbenen Herrn Obergespan Gedeon von Szentkeresztvizi de Szentkereszt und Keresztviz, der „damals" jene berühmte Antwort gegeben, die hier nicht wiederholt zu werden braucht, da sie ja jedermann kennt.

Das dunkelrote, glänzende Gesicht des alten Herrn erscheint im Fenster; es sieht aus, als habe er sich soeben von einer schweren Mahlzeit erhoben, besonders auch da er das Kinn rasiert und darunter oder vielmehr dahinter einen schneeweißen Halsbart à la Kossuth trägt, von einem Ohr bis zum anderen, einer umgebundenen Serviette gar nicht unähnlich.

„Na, Ihr seid's, Adam?“ ruft der alte Herr zwischen den dicken Stäben des Fenstergitters durch, „sehr schön von Euch, daß Ihr mir mein Pfeifenfeuer zurechtstopft mit Eurer Nasenspitze; mit meinem Zeigefinger kann ich doch so weit nicht hinauslangen. Will hoffen, daß Ihr Euch die Schnauze nicht verbrannt habt.“

„Das wäre schlimm, großgnädiger Herr,“ entgegnet der Alte, der aber noch immer das Bedürfnis zu reiben empfindet, „denn kein Mensch kann seine eigene Nasenspitze blasen, um sie zu kühlen; ohne Spiegel wenigstens nicht.“ Und er lacht, daß man alle seine Zähne nicht sieht.

„Da, stopft Euch Euren Stummel aus meinem Beutel,“ sagt der alte Herr und reicht ihm das langbefranste, ungenähte Säckchen aus Widderhaut hinaus.

„Tjüh!“ ruft der alte Adam, „das ist ja Palmsonntag für mich; aber mein Gott und Herr mag auch dafür meinen hochwohlgebornen Herrn segnen, mit allen beiden Händen.“ Und schon hat er den ziegelroten Debrecziner Stummel aus dem Stiefelschaft herauf gelangt und gleichzeitig den herrschaftlichen Tabakbeutel vom Fenster herunter. Es dauert lange, bis der Stummel gestopft ist, denn ein Melonenhirt weiß solche Mischung zu schätzen und möchte am liebsten drei Pfeifen

voll in die eine hineinquetschen. Selten ist eine Pfeife so fest gestopft worden; wie ein hölzerner Spund im Faß steckt der hartgestampfte Tabakpfropfen im roten Scherben. „'thänigsten Dank, mein großgütiger Herr," sagt er dann und reicht mit einem gewissen Anstand den sorgsam zugedrehten Beutel wieder hinauf. Im zugebundenen Ärmel seines Szür treibt er eine „Maschine" (Zündhölzchen) auf, zieht sie am grünen Fensterrahmen entlang und setzt dann den Blasebalg in seinem Brustkasten gehörig in Bewegung, um den allzu fest gestopften Tabak zu entzünden.

„Richtig, es brennt," sagt oben der alte Herr, „hätt's nicht gedacht; Ihr raucht wohl auch einen hölzernen Pfahl aus, als wär' er eine Cigarre?"

„Gewiß, wenn der Tag lang ist und der Beutel kurz," lacht der alte Adam und zeigt schon wieder seine zweiunddreißig Zahnlücken.

„Mir scheint, Adam, Ihr zahnt zum zweitenmal," scherzt der alte Herr, „sind das nicht Milchzähne da vorn in Eurem Kiefer?"

„Mag wohl sein, gnädigster Herr," schmunzelt Adam unter angestrengtem Paffen, bei sehr geringem Rauch, „mag wohl sein; bin ja eben jetzt sechs Wochen alt geworden, da fangen sie an durchzubrechen . . . Ausgebrochen sind sie freilich leichter."

„Ausgebrochen? Ihr scherzt. Habt Ihr denn jemals Zähne gehabt?"

„Ei, das will ich meinen, gnädigster Herr; eine ganze Menge. . . . Hundert sind's zum mindesten gewesen; aber alles futsch, alles weggeschwommen. Wenn ich so dran denke, das waren schöne Geschichten!"

„Geschichten?"

„Ei freilich, Geschichten. Meine Zähne haben jeder seine Geschichte gehabt, jeder. Aber das ist lang zu erzählen und nicht gar unterhaltend."

In verschiedenen Gesichtern jedoch, die sich nachgerade neben das des alten Herrn gedrängt haben, steht das Gegenteil geschrieben. Geschichten! Zum Morgen-Silvorium! Das ist niemals zu verachten. Kein Wunder, daß plötzlich die Schelle an der Apothekenthüre ihr heiseres Gebimmel von sich giebt und die Thür aufgeht und der Herr Apothekermeister auf die Schwelle tritt mit den Worten: „Na, alter Adam, was ist denn? Soll ich Euch wieder mal einen Apothekerschnaps mischen? . . . Ihr kennt ihn ja schon."

„Tjüh!" schnalzt Adam mit der Zunge, „ich sag's ja, es ist Palmsonntag, ohne daß der Herr Pfarrer auch nur den Stock seines Ohres bewegt."

„Hoho, alter Bursche," droht eine scharfe Stimme über die Schulter des alten Herrn vom Fenster herab,

„den Hochwürdigen laßt mir nur aus dem Spiel, sonst . . .“ Es ist die Stimme des jungen, noch etwas feurigen Kaplans; aber eine rasselnde Gurgelstimme, die des Herrn Stadtchirurgus Magister Farkas, beschwichtigt den drohenden in dem gern gesprochenen Küchenlatein:

„Eminentia vestra (denn er giebt dem Kaplan scherzweise den Kardinalstitel) non debet perdere bonum humorem, quia possibiliter deterreret istum bonum hominem de narratione historiarum suarum.“ (Euer Eminenz darf nicht den guten Humor verlieren, sonst könnte sie möglicherweise jenen guten Mann von der Erzählung seiner Geschichten abschrecken.)

„Habet rectum, magister“ (Sie haben recht, Magister), entgegnet der Kaplan lachend und schweigt.

Der alte Adam hat aber gar nicht zugehört, sondern ohne jeglichen Zeitverlust die drei berühmten Steinstufen erklommen, auf deren Höhe ihm der Apothekerschnaps winkt. Der Herr Apothekermeister tummelt sich auch bereits hurtig zwischen den weißen Gläsern und braunen Büchsen seiner Wandschränke und greift bald da hinauf, bald dort hinunter, um die Bestandteile der Herzstärkung zusammenzuholen. Zwinkernd hängt Adams einziges Auge an jeder Bewegung, und auch die Herren drin lugen durch die Thür heraus,

obgleich sie schon manchen Apothekerschnaps haben brauen sehen und sogar selber ausgetrunken.

„Also, laßt hören, Adam," drängt der alte Herr, und Adam muß beginnen, obgleich seine ganze Aufmerksamkeit dem in Entstehung begriffenen Schnapse gilt. Kein Wunder, daß es so konfus klingt, was er sagt; die Wörter in seinem Munde stolpern übereinander:

„Ja wohl, meine großgnädigen Herren," beginnt er, „auch ich habe einmal dreiundzwanzig Zähne im Munde gehabt . . ."

„Nur dreiundzwanzig?" fällt ihm der alte Herr ins Wort.

„Ei, was sag' ich da!" berichtigt er sich, „dreiunddreißig waren's ja, . . . lauter Zwillinge, denn sie sind immer paarweise zur Welt gekommen, oder auch einzeln, je nachdem. Und weiß wie Elfenholz, . . . eh, ich wollte sagen: wie Ebenbein, . . . ja wohl, weiß wie Ebenholz waren sie alle, und wahre Wolfszähne, Eisen und Stahl. Als ich damals das Mädchen aufhob, die Schari . . ., die Klari, mein' ich, . . . ja, als ich damals den Eimer aufhob, da haben die Leute Augen gemacht . . . Wenn ich unterthänigst bitten dürfte, wohlansehnlicher Herr Apothekermeister, von dem Hellen, was Sie jetzt in der Hand zu haben belieben, noch ein paar Tröpfchen hinein, so einhundert . . . oder

zweihundert ..." Und er schnuppert scharf gegen die große viereckige Flasche hin, die der Apotheker soeben über das Stengelglas geneigt hält.

„Spiritus vini dilutus, verdünnter Weingeist," lacht der Apotheker, „der sticht Euch in die Nase, was?"

„Tausendmal Verzeihung, mein wohlansehnlicher Herr, ich meine nur ...," er schnuppert noch nachdrücklicher hinüber ..., „ich meine nur, ob er, nämlich der Schnaps, 'terthänigst zu melden, ob der Schnaps nicht etwas zu ... zu schwach ausfallen wird?"

„Hol' Euch der Tatar, mein Süßer, wenn Euch dilutus zu schwach ist: 70 Teile Weingeist auf 100 destilliertes Wasser; meine Gurgel thäte sich bedanken. Wollt am Ende gar rectificatissimus, he?"

„Wenn ich bitten dürfte, mein wohlangesehener Herr; issimus, issimus, das muß das richtige sein."

„Ein richtiger Schelm!" lachen die Herren.

„Na gut," beruhigt ihn der Apotheker und greift nach einer andern großen Flasche, „ich will Euch noch einen Schluck ‚issimus' hineingießen. Es ist nur aqua destillata," flüstert er den Herren hinter sich zu, „der Schnaps würde ihm ja die Gurgel abschneiden wie ein Rasiermesser ... Und jetzt etwas Milderndes hinein, etwas recht Sanftes, ... sagen wir syrupus corticum aurantiorum, Pomeranzenschalensyrup ..."

„Brrr!“ schüttelt sich der alte Adam, „dann doch lieber, 'thänigst zu bitten, etwas Bitterliches, was einem so die Seele zurechtrüttelt.“

„Gut, alter Naschkater; da sind eins, zwei, drei Tropfen aqua amygdalarum amararum concentrata, Bittermandelabsud; ich sag' Euch, das schüttelt Euch aus Eurem Hemde heraus.“

„Dürft' ich wohl bitten, wohlansehnlicher Herr,“ drängt der Alte in seinen unwiderstehlichsten Flehe-lauten.

„Na, was denn noch?“ fährt ihn der Apotheker an.

„Wenn es vielleicht möglich wäre, noch drei Tropfen von dem . . . arum barum hinein . . .“

„Meinethalben,“ sagt der Schnapsfabrikant achsel-zuckend, „aber ich sag's Euch voraus, es wird Euch alle Därme zu einem einzigen Strick zusammendrehen.“

Der alte Adam aber schnalzt laut im Vorgefühl dieser Wonne und reibt sich schon mit sanften, kreis-runden Handbewegungen den Magen.

„Nun noch eine Spur oleum rosmarini, Ros-marinöl,“ sagt der Apotheker, „das Ding soll ja ordentlich hinuntergleiten.“

Da schreit jener auf, als wäre man im Begriff, ein beinahe vollendetes Kunstwerk noch im letzten Augenblick zu verderben: „Gnädigster Herr, gnädigster

Herr! . . . Es wär' doch schade drum, der Schnaps ist bisher so gut im Gange."

„Was schreit Ihr denn wie am Spieße?" verweist ihn der Apotheker, „ich wollt' es Euch ja gut; das ist ja kein Rosmarinöl, sondern rauchende Schwefelsäure, . . . wird aus Schwefelhölzern bereitet, durch Absud."

„Ah, dann, Hochwohlgeboren, bitt' ich nur nach der eigenen gnädigen Weisheit . . . ich bin nur ein dummer Bauer... bitte, gießen gnädigst nur immer zu."

Und der Apotheker gießt ordentlich zu, so daß ihm von rückwärts der Kaplan besorgt in den Arm fällt. Aber der Apotheker flüstert ihm hinüber: „Unbesorgt; es ist nur aqua florum aurantii, Pomeranzenblütenwasser." Und nun laut zum alten Feldhüter: „Da, Adam, der Schnaps ist fertig; er ist würdig, von einem Komitatsheiducken imbibiert zu werden. Bedient Euch, Alter, und wohl bekomm's!"

„Mit hoher Erlaubnis," sagt der Alte höflich und langt mit leise zitternder Hand nach dem Glase. Wie er aber das Glas hält, zittert die Hand nicht mehr, kein Tropfen geht verloren. Er schließt die Augen, auch das blinde, während er den Kopf zurückbiegt und das rötlichtrübe Naß hinter den Adamsapfel gleiten läßt. Ein Augenblick tiefer Stille, während

alle Blicke an seinem Angesichte hängen; dann öffnet er die Augen wieder und stößt ein langes, rauhes „Äh!“ aus und macht eine Bewegung, als müßte er sich einen verrenkten Rückenwirbel geschwind wieder zurechtschrauben.

„War's so recht?“ fragt ihn der Apotheker mit unwirscher Freundlichkeit.

„Küss' das Herz, mein wohlansehnlicher Herr, es war schon recht so, aber ....“

„Aber?“

„Ich meine nur, ... das zweite Glas pflegt meistens noch richtiger auszufallen.“

Alles lacht, der alte Adam auch, und der Kaplan sagt zum Herrn Stadtchirurgus: „Semper audivi de coquina latina, sed nunquam de cellario latino.“ (Ich habe immer von der lateinischen Küche, aber nie vom lateinischen Keller gehört.)

Jedenfalls hat der alte Adam durch das Gläschen Magentrost den grobgedrehten Faden seiner Erzählung wieder gefunden und fährt, vom alten Herrn kräftiglich getreten, fort:

„Ach ja, richtig! die Borisch, nun, mit der war's eine eigene Sache. Die Burschen neckten mich damals in der Kischkereker Csárda und glaubten nicht, daß ich mit den Zähnen ein Zentnergewicht vom Boden heben

könnte. Da stand der Eimer auf dem Brunnenrand, nun ja, der Wassereimer; ich holte ihn und stellte ihn in die Mitte der Schenkstube. ‚Ja, wenn er voll wäre,‘ höhnte der Bodnár Peti, . . . er saß später in Szegedin zwanzig Jahre, wegen . . . . kurz und gut: ‚Ja, wenn er voll Wasser wäre,‘ höhnte er. Da spuckte ich aus: ‚Wasser? Wasser macht mich schwach,‘ sag' ich, ‚einen Eimer Wasser kann ich freilich nicht heben; aber komm' 'mal da herüber, Eva, mein Täubchen.‘ Sie will nicht, da heb' ich sie aus dem Gitter des ‚Schadenhüters‘ heraus, wie eine Ente, bei einem Flügel; sie lacht und kratzt dazu; nützt nichts, ich setze sie in den Eimer und stemme ihr die beiden Hände auf die zwei Schultern, daß sie sich nicht rühren kann, der Sovány Ferkó muß einen Gurt in die zwei Ösen des Eimers schlingen und mir die Mitte quer durchs Maul legen wie eine Gebißstange. Ich bücke mich . . . . ‚na, Jesus, hilf!‘ . . . . ich stemme mich in die Höhe und hebe den ganzen Eimer voll Frauenzimmerfleisch kerzengrad empor, bis an meine Kniee. In meinem Munde kracht's, ich hör's genau, aber ich halte fest und setze den Eimer ganz sachte wieder zu Boden. Hat aber mindestens zwei Zentner gehabt, das Gewicht, denn die Jutka war ein . . . . rund und gesund, drall und prall, huiiiii!“ (er zieht die Luft durch die Zähne, als hätte

er von gebratenem Spanferkel gesprochen), „und . . . . und . . . . was Wunder, daß mir dabei drei Vorderzähne, die unteren da, in die Brüche gingen? Nein, mit Verlaub, wohlgeboren Herr Stadtarzt, unbeschadet Ihrer Zange, aber mit einem Ruck ohne Zange gleich drei Zähne, . . . die Jutka hätte sollen ein Zahnbrecher werden, nicht wahr?"

„Hieß sie nicht eben erst Eva?" fällt der Kaplan ein, der an richtig ausgefüllte Taufregister gewöhnt ist.

„Ach, mein Jesus, sie heißen ja alle Eva," ruft jener und hebt das Stengelglas gegen das Licht, ob nicht unversehens noch ein Tröpfchen drin geblieben.

„Na, laß nur stehen, bin schon bei der Hand," beruhigt ihn der Apotheker und greift nach einer Flasche. „Wollt Ihr aus diesem vitrum epistomio vitreo clausum (mit Glasstöpsel geschlossenen Flasche)? Hallersche Säure drin, acidum Halleri, . . . auch ein guter Grundstoff für Apothekerschnaps, drei Teile spiritus vini concentrati . . . ."

„Spiritus centrali, das kann nur gut sein," stimmt der alte Adam bei.

„Und ein Teil acidi sulfurici concentrati puri (reine, verdichtete Schwefelsäure)."

„Puri!" wiederholt Adam, halb erschrocken vor einem solchen Wirbel unverständlicher Silben.

„Und so habt Ihr die drei Vorderzähne eingebüßt,“ knüpft der alte Herr wieder an.

„Mit Gottes Hilfe ja, mein gnädiger Herr, aber es blieben ja noch an die achtzig übrig, wenn nicht gar siebzig, oder noch weniger. Aber du lieber Himmel, das viele Sauerwasser hat mich wieder etliche gekostet. Nichts Schädlicheres für die Zähne als Sauerwasser.“

„So!“ brummt der Herr Stadtchirurg ungläubig, wenn auch nicht um einen gelehrten Streit zu beginnen, aber doch um seinen Standpunkt zu wahren.

„So gewiß als ich da stehe und Durst habe,“ schwört der alte Adam, indem er an seinem Kehlkopf umherfingert, als versuche er den Fingersatz auf der Flöte. „Die Borisch . . . doch, wozu das? Genug, ich ging arbeiten an den Vereber Sauerbrunnen, der so gut riecht, daß die Vögel, die über ihn wegfliegen, nachher lauter faule Eier legen. Dort hab' ich Tausende von Flaschen verkorkt und dadurch gewiß ein paar tausend Seelen in die Hölle befördert. Denn, der hochwürdige Herr Kaplan wird es auch bezeugen: wer flucht, kommt in die Hölle; die Leute aber, die meine Flaschen zu entkorken hatten, müssen dabei ganz mörderisch geflucht haben, so fest saßen meine Korke. Und erst ihre Verdrahtung! Nur hätte ich mich nicht gewöhnen sollen, den Draht immer mit den Zähnen ab-

zubeißen; aber als die Brunnenverwaltung sah, daß ich auch das konnte, zog sie mir die Drahtschere ein, um zu sparen. Da, dieser rechte Hundszahn war das Opfer; ich weine noch jetzt, wenn ich an ihn denke, aber nur mit meinem blinden Auge. Freilich, die oberen da vorne waren noch besser, auf diesen hab' ich die meisten Haare gehabt. Aber, mein Jesus, das viele Zahnpulver . . .“

„Dann war es gewiß schlechtes Zahnpulver,“ meint achselzuckend der Herr Magister.

„Mit Verlaub, Wohlgeboren, ausgezeichnetes. Aber es ist besser, nicht davon zu reden . . . Es ist viel lustiger, wie ich mir einmal mit einem Hufeisen die Zähne stocherte, und zwar vor dem Essen. Es war noch dazu an einen Pferdehuf genagelt, und ein Husarenwachtmeister saß im Sattel, und ich, so schwer ich war, hing am Zügel. Und das alles im Galopp. Und dieselbe Eva sah zu, sie stand hinter dem Zaune, und vor dem Zaune hatte kurz vorher der Husar gestanden, bis ich . . . Ja, man ist so dumm, solang man Zähne im Munde hat; mit Verlaub, wohlgeborne und hochwohlgeborne Herren sind ausgenommen, ich meine nur uns Bauern . . . Verzeihung, wohlansehnlicher Herr Apothekermeister, ist auch von dem gewissen issimus drin?“

„Beruhigt Euch, Adam," sagt der Apotheker, „alles nach Eurem Geschmack; ein Tropfen Essigäther ist diesmal auch dabei; aqua kreosoti hab' ich doch nicht hineingeben wollen . . ."

„Schade, schade!" jammert der Melonenhirt. „Na, in Gottes Namen; 'thänigsten Dank, gnädiger Herr, für alles Gute." Und auch das zweite Glas ist verschlungen. Jetzt wird aber der alte Adam lebendig. „Tjüh", ruft er, „das war heidenmäßig gut! Ich spüre den issimus bis in die Stiefel hinab; hei, wie kneipt er mich in die kleine Zehe und kraut mir die Fußsohle. Haha, das Gefühl hatt' ich früher so manchesmal, damals tanzte ich noch mehr als jetzt, aber es ist unglaublich, wie das Tanzen die Zähne erschüttert. Besonders wenn sie dabei hie und da mit einer Zahnbürste in Berührung kommen, mit einer Zahnbürste ohne Borsten, wie diese da in meiner Hand" . . . er stieß die Eisenzwinge seines Steckens knirschend auf die Steinplatten. . . . „Übrigens besser so, just die paar Zähne, da auf der linken Backenseite, haben mir damals arg weh gethan, auf die Eva. War auch ein goldenes Schätzchen; war noch viel mehr Zähne wert. Dann kam das gewisse Jahr, wo so viel geschossen wurde. Ich war auch mit, wie die anderen. Einmal aber, an der gewissen Brücke in Siebenbürgen,

. . . wir stürmen vorwärts, immer vorwärts, jenseits steht die Batterie und feuert in uns herein, rechts und links von mir krach! summ! brumm! ich lache nur dazu. Bajonett gefällt und vorwärts! Da steh' ich vor einer feindlichen Kanone, und ein Kerl daneben mit dem Wischer in der Hand. Noch heut weiß ich nicht, warum ich dem Kerl ins Gesicht lachen mußte, er aber nimmt das schief und fährt mir mit dem Wischer ins Maul, bis in den Hals hinab, als wär' ich ein Kanonenrohr. Ei du unmanierlicher Schornsteinfeger! Das hat mich wieder auf der nämlichen Seite getroffen; da war ich nun ganz gewiß, daß ich auf dieser Seite keine Zahnbürste vertrage. Von den Stockzähnen da herum hatte ich nur noch einen behalten; den Stock habe ich noch jetzt" . . . er grüßt mit seinem Stecken militärisch, als wär's ein Degen . . . „den Zahn aber nicht mehr. Wo er hingeraten? ich glaube nicht, daß ich es noch weiß, will aber morgen meine Eva fragen."

„Also die Eva habt Ihr dann doch geheiratet?" fragt der alte Herr, der den Liebeshandel gern daheim wieder erzählen möchte, seiner Wirtschafterin, der blonden Karolinka.

„Mit hoher Erlaubnis, nein," entgegnete der Melonenhüter, „aber jeder Adam muß seine Eva haben,

und so heiß' ich sie Eva. Die andere, die erste, die goldene, ja, die hat mich an den Galgen gebracht, aber zum Glück nicht ganz. Ich hatte noch den Zahnstocher ihres Husarenwachtmeisters zwischen den Zähnen, da kam die Infanterie angerückt. Zwei weiße Zwirnsterne am Kragen . . . er war Korporal . . . So tief war sie gesunken, sie liebte schon zu Fuß. Und trotzdem trug ich sie noch immer im Eimer, in dem kleinen roten Eimer da innen" . . . er schlägt sich auf die Brust . . . „und hab's nicht ertragen. Vom Kriege her war mir eine alte Pistole geblieben, eben noch gut genug, um einen kalt zu machen, . . . wenn man ihm mit dem Kolben auf den Hirnkasten klopfte. Aber einen einzigen Lauf hatte sie, wie der Hase, den ich vor zwanzig Jahren auf der Sonnenschein-Pußta trotzdem nicht einholen konnte. Ich aber hatte zwei Patronen dazu, man kann ja nicht vorsichtig genug sein. Die eine also steck' ich in den Lauf, die andere, um sie im Notfall gleich bereit zu haben, in den Mund. Weiß ich, wie's kam? Die im Lauf ging nicht los, wohl aber die im Maul. Tjüh, alle Engel hört' ich singen; klang just, als ob tausend ungeschmierte Thürangeln sich auf einmal drehten. Gottes Holz! Das war eine Musik, um den kalten Frost zu kriegen. Pfrrrrummm! machte es, wenigstens hab' ich nichts weiter gehört.

Wie ich mich nach einer guten Weile wieder spüre und in den Himmel hinaufstarre, sehe ich über mir, so hoch wie zweimal unser Kirchturm, einen schwarzen Punkt. Der wird immer größer, und bald merk' ich, daß das eigentlich etwas ist, was aus der Höhe herabfällt . . ."

Hier langt der alte Adam schon zum fünftenmal nach dem Stengelglas, in das ihm der sittlich entrüstete Apotheker diesmal auch vier Tropfen acetum quatuor latronum (Essig der vier Diebe) geträufelt hat. Dann spuckt er zur Thür hinaus, fährt sich mit dem offenen Hemdärmel zweimal quer über den Mund und plaudert weiter:

„. . . herabfällt, ja, und grad auf meinen Kopf los. Ich will ihn geschwind beiseite rücken, um dem vermaledammten Himmelsstein, oder was es war, auszuweichen, aber ich kann mich nicht rühren. Nun ist auch das Ding schon ganz nahe, ich kann darin gerade nur noch meinen schönsten Backenzahn erkennen, da vergeht mir das Einmaleins, und alles ist schwarz. Wie ein Stein hat er mich an den Schädel getroffen und ein tüchtiges Loch drein geschlagen. Viel später erst kam ich auf den Zusammenhang. Das verfl . . . ammte schwarze Zahnpulver in der Patrone war mir zwischen Gaumen und Zunge losgebrannt und hatte mir ein Dutzend Zähne zum Teufel gesprengt. Tjüh,

war das eine Gewalt! Ein Backenzahn war kerzengerade gen Himmel gefahren und erst nach einer Viertelstunde, just als ich eben wieder zu mir kam, ebenso kerzengerade wieder auf meinen Schädel heruntergesaust, wie ein Kieselstein. Wie hoch muß der geflogen sein, daß er im Fallen schwer genug wurde, um mir das Dach einzuschlagen?!"

„Iste nebulo in una secunda plus mentitur, quam in uno anno confiteri posset" (der Kerl lügt in einer Sekunde mehr, als er in einem Jahre beichten könnte), sagt Seine Eminenz der Herr Kaplan zum Herrn Stadtchirurgus, „sed clarum est, quod talentum habet, et magnum damnum est, quod non in diplomatia servit" (aber es ist klar, daß er Talent hat, und es ist sehr schade, daß er nicht in der Diplomatie dient).

„Wie meine Kinnbacken dann wieder halbwegs eingerenkt waren," phantasiert der Erzähler weiter, „ging ich aus, meine zersprengten Zähne wieder zu suchen. Einige hab' ich auch wirklich gefunden, in den verschiedenen Höfen ringsum zerstreut, und, was das merkwürdigste ist . . . ich glaub's auch noch heute nicht . . . einer flog durchs Schlüsselloch der geschlossenen Kirchenthür hinein bis auf den Hochaltar, wo er zu Füßen der heiligsten Jungfrau stecken blieb; vor zehn

Jahren erst ist er vor Alter locker geworden und von selbst herausgefallen.“

„Nunc est tempus obturare os ejus, quia post et post in veram blasphemiam incidit“ (jetzt ist es Zeit, ihm den Mund zu stopfen, denn nach und nach verfällt er in wahre Gotteslästerung), sagt der Herr Kaplan kopfschüttelnd. „Sed vide, digitus Dei!“ (doch schau, der Finger Gottes!) ruft er, als der alte Adam plötzlich kreidebleich wird und zu schwanken beginnt. Der viele Apothekerschnaps mag ihm zu Kopfe gestiegen sein. Krampfhaft sucht er sich an seinem Hirtenstab aufrecht zu erhalten, aber umsonst, der Apotheker und der Wundarzt müssen hinzuspringen und seine haltlosen Gebeine in einen geflochtenen Lehnstuhl niederlegen.

„Gut, daß ich mein Aderlaßzeug bei mir habe,“ sagt der Stadtchirurgus und holt auch schon das rotlederne Besteck aus der Tasche, während der Apotheker dem Leidenden kaltes Wasser ins Gesicht schleudert, so daß er sich geschwind erholt.

„Gyurka, die grüne Schüssel!“ ruft der Apotheker in den Hof hinaus, und, ohne ihn zu fragen, wird der alte Adam für den Aderlaß fertig gemacht. Man hat ihm seinen Stecken in die linke Hand gegeben zur Stütze, den offenen Hemdärmel bis über die Schulter

zurückgeschlagen und mit jenem breiten roten Seidenband, das die ganze Bauernschaft der Umgegend nur zu gut kennt, den Oberarm über der Armbeuge umschnürt. Schon blinkt der Schnepper, den der Herr Chirurgus freudig schwenkt, . . . ein kurzes Knacksen . . . und ein schwarzer Strahl springt aus dem Arm des Gepeinigten seitwärts in die ortsbekannte grüne Schüssel hinab.

„Niger sicut tinta, . . . tempus erat“ (schwarz wie Tinte, es war Zeit) brummt der Operateur und beobachtet mit dem einen Auge die Farbe des warmen Springquells, während er mit dem andern das Antlitz des Angezapften prüft. Kein Zwischenfall, nur daß Gyurka, dem es vom Anblick des Blutes plötzlich schwül ums Zwerchfell wird, die grüne Schüssel fallen läßt und selber mitten in die Blutlache hinsinkt.

Endlich ist alles wieder in Ordnung; der alte Adam, den verbundenen Arm in der Schlinge, steht mühsam am Stocke auf und sucht mit unsicheren Sohlen, die immer zu kurz tappen, die Steinplatten des Estrichs.

„Auch der Herrgott soll den gnädigen Herrn Chirurgus segnen,“ sagt er mit schwacher Stimme und möchte gerne lachen, wenn er könnte; „und den gnädigen Herrn Apothekermeister für den guten Schna . . . Schnaps, und den hochwohlgebornen Herrn, Gott soll

ihn leben lassen, für den Verpeléter, . . . der arme Mann hat es doch gut, wenn es noch solche wohlgeborne und hochwohlgeborne Herren giebt, Gott lasse sie leben, . . . mit gnädiger Erlaubnis werde ich mich jetzt wieder etwas weiter stellen, . . . meine Herde draußen auf der Salzigen Pußta ist zwar festgebunden, jedes einzelne Stück am Erdreich, und die griechischen Melonen (Wassermelonen) laufen mir nicht fort, und die gelben auch nicht, aber es ist doch besser bei ihnen zu sein, denn sie haben doch eine ganz verf . . . verfängliche Neigung zum Fortrollen; mein Gott, rund sind sie ja, und das Erdreich senkt sich dort herum so etwas abschüssig, so daß leicht etwas sozusagen gestohlen werden kann. Glücklichen guten Tag, Wohlgeboren, Hochwohlgeboren . . . alle guten Dinge . . .“

So schwankt der alte Adam zur Thür hinaus, stolpert die drei Stufen hinab und stelzt auf seinen drei Beinen auffallend behutsam die staubige Straße entlang. Er fühlt sich durch den Aderlaß und das übrige ungeheuer gekräftigt; jetzt lebt er gewiß um drei Jahre länger. Aber lachen thut er einstweilen nicht mehr.



Miß Pigg.

Ein Reiseabenteuer.

(1887.)

nton!"

„Theodor!"

Und in den Armen lagen sich beide, als wären sie von Friedrich Schiller.

Sie konnten nicht umhin, dieses unvermutete Wiedersehen nach acht Jahren sowohl feucht als auch trocken zu feiern, indem sie die reichliche halbe Stunde bis zum Abgang des Zuges mit einem ebenso reichlichen Wiedersehens-Imbiß ausfüllten. Der Eß- und Trinkgarten des Westbahnhofes zu Wien war nur leider sehr voll, so daß die ganze Nachbarschaft den beiden Freudigen in die vollen Teller, Gläser und Herzen hineinsah. Nur eine einzige Person, die mit am nämlichen Tische speiste, machte eine rühmliche Ausnahme. Das war eine noch ziemlich junge, aber auch bereits ziemlich alte Dame, welche dem Kellner ein geläufiges,

freilich silbenweise abgewogenes Deutsch widmete, obgleich auf dem roten Juchtentäschchen, das neben ihrem Teller stand, ein blankes Metallplättchen zu sehen war, mit der unverkennbar englischen Aufschrift: „Miß Nigg.“ Auch im übrigen war sie mehr als halbenglisch. Ihre feinen Züge waren etwas streng und spitz; das dunkelgraue Lodenkleid verlief, besonders vom Hals bis zum Gürtel, in gewissen langen, geometrisch geraden Linien; sie saß und aß in einem tadellosen „style“ und hatte eine gewisse Weise, nirgendshin zu schauen, ohne doch die Augen niederzuschlagen, so daß es unmöglich war, ihren Blick zu kreuzen oder gar ihm zu begegnen.

„Mein lieber, alter Anton!“

„Mein guter, braver Theodor!“

Und die Gläser klangen zum zehntenmal aneinander und alle Nachbarn wandten zum ebensovieltenmal die Köpfe, um den Händedruck über den Tisch weg, den sie schon auswendig wußten, nochmals zu belächeln und um noch ein ehevorletztesmal mitanzuhören, daß Theodor bereits Bureauchef sei und Witwer und Vater von drei Kindern, und Hausbesitzer im vierten Bezirk, und Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone, und Vizevorstand der Sektion Austria des internationalen Bergsteigerbundes, und Jägero-Wagnerianer u. s. w., während andererseits Anton drei Weltteile

bereist habe und ein großes Vermögen erworben, und jedes Jahr eine Kaltwasserkur mache, und gebratene Kartoffeln dem besten Fasan vorziehe, im übrigen aber gänzlich unverheiratet geblieben sei, weil, weil, weil ... mein Gott, die heutigen Mädchen! und die Weiber schon gar!! und vollends die Witwen!!! leichtes Volk, kein Verlaß auf sie, Sonnenblumen (und man steckt keine Sonnenblume ins Knopfloch), Wendehälse (und man setzt sich keinen Wendehals in den Käfig als Nachtigall), alle gefallsüchtig, unsolid, auf den Mann dressiert wie Doggen, ... er wenigstens habe noch keine von anderem Schlage gesehen, keine einzige, wofür der beste Beweis eben sein Junggesellentum sei, denn die erste beste Andersgeartete hätte er ja, wie er sich kenne, vom Fleck weg geheiratet.

„Zweites Läuten! Einsteigen nach Sankt-Pölten, Kemmelbach, Ybbs, Amstetten, Linz, Wels, Lambach“ u. s. w., u. s. w.

Miß Rigg zahlte und ging hinaus, ohne auch nur mit einer Wimpersenkung zu grüßen oder den, allerdings etwas unentschiedenen, Gruß ihrer beiden Tischnachbarn zur Kenntnis zu nehmen.

„Siehst Du,“ sagte Anton, der Vielerfahrene, „das ist die schlimmste Sorte; die Steifen, die Prüden, die sind alles imstande ... Doch was ist das? Sie

hat ihre Börse auf dem Tisch vergessen; noch dazu offen . . . und das gerade Gegenteil von leer."

„Wir folgen ihr und stellen ihr die Börse feierlich zurück," meinte Theodor.

„Ja, aber ein Weilchen lassen wir sie erst zappeln," ergänzte Anton, im überlegenen Tone eines Amendements.

Und sie stiegen in das nämliche Coupé, in dem Miß Rigg Platz genommen hatte. Da der Zug sehr besetzt war, brauchte es keiner weiteren Entschuldigung.

Übrigens hatte Miß Rigg von ihrem Eintreten nicht mehr Notiz genommen, als wären die Schatten zweier vorüberschießenden Telegraphenstangen durch das Coupé gehuscht. Auf ihren sorgfältig zusammengefaßten Zügen lag eine Gleichgültigkeit, aus der nicht das geringste Für oder Wider herauszulesen war.

Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, entfaltete sie eine Zeitung und begann das Feuilleton zu lesen. Ihr Profil war hübsch, obwohl es ganz gut um einen Zoll hätte kürzer sein können.

„Eine feine Nase," bemerkte Anton laut in englischer Sprache, als hielte er die Reisegefährtin für eine Deutsche und wollte von ihr nicht verstanden sein.

„Aber zu große Hände und Füße," entgegnete Theodor noch englischer, also entsprechend lauter.

Was sie aber weiter sagten, sagten sie deutsch und ganz leise flüsternd.

„Das ist stark," meinte Anton; „die Flügel einer Nase, die man lobt, pflegen doch gewöhnlich in angenehmer Erregung zu zucken, wie von einem inneren Lächeln; und diese hier, wie aus Marmor gemeißelt."

„Ich finde es noch weit merkwürdiger," entgegnete Theodor, „daß der Tadel sie nicht bewog, die Manschetten ein wenig über die zu großen Hände hervorzuziehen, besonders aber die zu großen Füße unauffällig hinter dem Kleidrande verschwinden zu lassen."

„Das letztere ist in der That auffallend," bestätigte Anton, „ich hätte das bei einer jungen, oder doch jedenfalls jüngeren Dame nicht erwartet."

„Lob und Tadel von Fremden scheinen für sie gar nicht vorhanden zu sein."

„Nun, wir wollen doch einmal versuchen, wie weit ihre Starrheit geht," sagte Anton. „Den Teufel auch! sollte es uns nicht gelingen, etwas zu sagen, was sie aus ihrer Zurückhaltung herauslockt?"

Sie versuchten dieses Ziel auf den verschiedensten Wegen zu erreichen. Theodor hatte zufällig die nämliche Zeitung bei sich, in der die Dame so aufmerksam das Feuilleton las. Er schlug es also auf und begann ein kritisches Gespräch über diesen Aufsatz.

„Ach Gott,“ sagte er in gelangweiltem Tone, „ein Feuilleton über emanzipierte Frauen. Giebt es denn wirklich noch Leute, die das abgedroschene Zeug lesen?“ (Miß Nigg las ruhig weiter.) „Frauen lesen es gewiß nicht, denn die wissen genau, daß dieser Herr Verfasser davon nichts versteht.“ (Miß Nigg las gelassen weiter.) „Emanzipierte Frauen! Giebt es denn auch nicht emanzipierte? Alle sind sie emanzipiert, nur sind die meisten nicht aufrichtig und zeigen es nicht.“ (Miß Nigg las unentwegt weiter.) „Und merkwürdig, gerade in England, wo sie sich am sittsamsten gebärden, wo das Pedantisch-Anständige gesellschaftliche Vorschrift ist, sind sie am emanzipiertesten.“

Miß Nigg schien nicht das geringste zu hören. Sie las weiter, ja sie unterließ es sogar, was die meisten in ihrem Falle gethan haben würden, so zu thun, als ob sie mit gesteigerter Aufmerksamkeit läse. Nichts dergleichen; sie las, wie sie gelesen, mit vollkommener Unbefangenheit.

Das bewog die beiden, ein anderes Manöver zu beginnen. Gut, meinten sie, dem Ernst könne man immerhin Trotz bieten, aber dem Komischen nicht. Das Lachen sei etwas Unwillkürliches und das Zwerchfell kein Trommelfell, das sich taub stellen könne. Und

daraufhin begannen sie tragikomische Erlebnisse zu erzählen, schauerliche Sachen mit grotesken Wendungen.

„Ja, Du hast recht,“ sagte Anton, „auch ich bin ein geborener Arkadier und war einst dick und fett, wie Du, aber diese leibliche Pracht ist nun dahin . . ., ach, das war die fürchterlichste Minute meines Lebens.“

„Minute?“ fragte Theodor erstaunt.

„Ja wohl,“ entgegnete Anton mit tiefem Ernst. „Eben jetzt, da ich an das Abenteuer zurückdenke, sträubt sich jedes Haar auf meinem Kopfe und es rieselt mir eiskalt über den Rücken. Doch ich will mich sammeln und Dir jenes Erlebnis erzählen. Auf meinen Fahrten in Italien kam ich eines Tages nach Carrara. Ich wollte mir den Marmorblock ansehen, aus dem dereinst Tilgner mein Denkmal für den Wiener Stadtpark gießen wird . . . Lache nicht, mir ist nicht danach zu Mute. . . Der Lieblingsspaziergang der guten Leute von Carrara ist die sogenannte Marmorbahn, unter der Du Dir aber keine Wandelbahn, mit Platten aus echtem Carraramarmor belegt, denken darfst, sondern eine Eisenbahn, die sich ins Gebirg hinaufschlängelt, um von dort die schweren Marmorlasten zu Thale zu schaffen. Es war ein sonniger Nachmittag und, gleich den Eingeborenen, schlug auch ich diesen Schienenpfad ein, um mich in frischer Luft zu ergehen. O, es war herrlich.

Aber ich war doch froh, als ich aus der Sonnenglut plötzlich in einen langen Tunnel kam. Ich knöpfte mich bis an den Hals zu und schritt rüstig ins Schwarze hinein, oder vielmehr hinauf, denn das Terrain stieg, auf einen goldblinkenden Stern zu, in welcher Gestalt ich nämlich die jenseitige Öffnung erblickte. Da plötzlich höre ich ein sonderbares dumpfes Brausen. Der Boden zittert unter mir. Ein Erdbeben, sage ich mir und will mich mit beiden Händen an die feuchte Felswand klammern, die aber nicht den geringsten Halt bietet. Aber auch die Felswand zittert, wie meine Hände, und durch die Luft geht ein Beben und Wellenschlagen, wie durch ein dunkles Gewässer. Wird der Tunnel einstürzen? Soll ich da begraben werden? Ich hatte keine Zeit zu Gedanken, denn ein neuer Schreck machte jeden Blutstropfen in mir erstarren. Der goldene Stern vor mir verschwand plötzlich, alles war in Nacht gehüllt, . . . ein Bahnzug war heulend in den Tunnel eingefahren, ein Lastzug mit den gewohnten sechstausend Zentnern Marmor. Ich sah ihn nicht, denn seine roten Augen waren nicht angezündet; wozu auch bei Tage, wegen eines einzigen Tunnels?"

Miß Nigg wandte soeben die Zeitung um und las auf der anderen Seite weiter, über die emanzipierten Frauen.

„Wie mir zu Mute war?“ fuhr Anton fort, „ich weiß es nicht. Der Boden, auf dem ich stand, bebte; der Fels, an den ich meinen Rücken preßte, mit einer Kraft, als wollte ich mich durch den Stein drücken, zitterte so heftig, daß ich ihn pulsieren fühlte, . . . das war aber mein eigenes Blut, dem er ein Echo gab. Und nun fühlte ich gar nichts mehr, ich hörte nur. Jener heulende Pfiff der Maschine gellte in meinen Ohren weiter, und ich glaubte tausend Hämmer zu hören, deren betäubende Schläge im Begriff standen, den ganzen Berg zu zertrümmern. Es ging in einem viersilbigen Rhythmus, die erste Silbe immer am schärfsten und hellsten, so daß sie förmlich schmerzte, . . . tik tak tak tak, tik tak tak tak, und so fort, tagelang, jahrelang, wie mir schien. Ich gab mich verloren und hatte nur Bewußtsein für eines auf dieser Welt: für die Schmalheit des Tunnels. Wenn ich mich recht an die Wand klebte, die glücklicherweise gerade an dieser Stelle etwas eingebaucht war, konnte das unsichtbare, heulende, schnaubende Etwas, dessen heißen Atem ich bereits fühlte, vielleicht an mir vorbeikommen, ohne mich zu erdrücken oder mich mit einer seiner fuchtelnden Eisenstangen zu zerreißen. Und ich war damals so dick! Ach, wenn ich damals so hager gewesen wäre, wie jetzt! Aber ich hatte ein stattliches

Embonpoint, ich war im Hochrelief gearbeitet, und das konnte jetzt mein Verderben werden ... Weiter wußte ich nichts. Ich könnte Dir heute nicht sagen, wie die Sache abgelaufen ist. Der Zug schob sich langsam an mir vorüber, ohne daß ich genau wußte, wann und wie; ich war halb bewußtlos, aber unversehrt. Nur meine Stiefel zeigten sich etwas angesengt von Funken, und eine Rußschichte bedeckte mich vom Kopf bis zu den Füßen. ... Erst nach und nach gewann ich Bewußtsein und Beweglichkeit wieder. Ich schwankte aus dem Tunnel hinaus und geradenwegs in den Gasthof zurück. Dort empfing man mich wie einen Fremden. Der Padrone fragte mich, ob ich eine Stube wünschte. ‚Ich habe ja schon eine,‘ entgegnete ich. Er rief den Kellner und fragte ihn, wann ich angekommen wäre. Der Kellner wollte auch nichts von mir wissen. Da fiel mein Blick in den großen Spiegel des Vestibuls und ... ich erkannte mich selbst nicht. Ich sah das Spiegelbild eines langen, hageren Herrn. Ich glaubte verrückt zu sein und griff krampfhaft an meinen Kleidern umher, sie waren mir um das Doppelte zu weit, besonders das Beinkleid. ...“

Beide lugten scharf nach Miß Nigg hinüber; „Beinkleid“, ein so unaussprechliches Wort, davon mußte sie doch zusammenzucken, oder wenigstens er-

röten. Aber sie schien nicht zu hören; während dieser spannenden Erzählung hatte sie das Feuilleton zu Ende gelesen und studierte nun ein großes Inserat über Serbenlose.

„Ja wohl," rief Anton, „dick war ich in den Tunnel eingetreten, mager trat ich heraus. In einer Minute hatte mich die Angst mager gemacht."

„Unglaublich!" sagte Theodor aufatmend.

„Aber wahr," erwiderte Anton. „Du weißt ja, daß man plötzlich grau werden kann; warum nicht auch mager? Und dann . . . der Wille! Lies nur Schopenhauer; Wille ist alles. Der feste, konzentrierte Wille, mager zu werden, unter dem Druck der dringendsten Lebensgefahr, mag wohl in einzelnen Fällen seinen Zweck erreichen. Nach Kant kann man durch den Willen sogar einer Krankheit Herr werden. Nun denn, ich habe gewollt."

Er schwieg.

Theodor schwieg auch.

Miß Nigg las eben mit gespannter Aufmerksamkeit die Bezugsbedingungen der Serbenlose . . . Und ihr Näschen war so fein, und im Kinn hätte sie beinahe ein Grübchen gehabt. Das war denn doch sozusagen ärgerlich.

„Das mit dem Grauwerden kann ich bestätigen," hub nun Theodor an. „Ich bin das lebendige Bei-

spiel dafür. Achtunddreißig Jahre und eisgrau. Es ist mir wahrhaftig beinahe so ergangen wie Dir."

„Auch ein Tunnel?" rief Anton etwas geringschätzig, wegen der vermeintlichen Nachahmung.

„Warum nicht gar!" verwahrte sich Theodor. „Ein Tunnel ist dagegen ein Kinderspiel."

„Oho!" steifte sich jetzt Anton, „meinen Tunnel laß Du nur schön ungeschoren, denn der geht von Kissingen bis Marienbad."

„Und meine Patrone sprengt Dich gar ins Jenseits hinüber."

„Welche Patrone? Du hast doch keine bei Dir?"

„Leider nicht bei mir, sondern in mir."

„Unglückseliger! Du wirst sie doch nicht verschluckt haben?"

„Leider hab' ich das gethan."

„Dynamit?"

„Gott sei Dank, nur Pulver... Es war vor drei Jahren, auf dem Lande, wir unterhielten uns mit Pistolenschießen nach der Scheibe.... Ich warne Dich, liebster Anton; thue mir den einzigen Gefallen und nimm niemals eine Patrone in den Mund. Du versäumst es ja nicht und wirst noch immer rasch genug geladen haben. Versprich mir das, bester Anton; da, gieb mir die Hand darauf."

Feierlich streckte er ihm die Hand hin und feierlich schlug Anton ein.

„Als ich das Ding unten hatte," fuhr Theodor fort, „hielt ich meinen Tod für nahe bevorstehend. Ich blieb unbeweglich sitzen, bis der Arzt kam, denn ein Erschüttern der Zündmasse, wenn ich mich rührte, konnte ja die Patrone zum Losgehen bringen."

„Armer Freund," sagte Anton und wischte sich das eine Auge.

Der Arzt kam und gab mir die gebräuchlichen . . . Mittel . . ."

„Beide schielten in die Ecke hinüber, um sich von der Wirkung dieser Mittel zu überzeugen. Da lag nun Miß Rigg in der Ecke und schlummerte. Sie hatte sich ein rotes maroquinledernes Kissen unter den Nacken geschoben, und vom roten Leder ging ein rosiger Wiederschein über die entsprechende Wange; die andere aber war so weiß wie vorher, samt dem Ohre, . . . einem ganz bemerkenswert niedlichen Ohre, das den unwillkürlichen Wunsch erregte, nachzusehen, ob denn auch das andere so hübsch geraten sei.

„Die Mittel fruchteten nichts," fuhr der enttäuschte Erzähler fort, etwas lauter, als durchaus nötig, so daß die Schlummernde erwachte. Das war wieder etwas ganz Überraschendes, besonders für Anton.

„Jede andere wäre nicht erwacht,“ flüsterte er, „das heißt, sie hätte so gethan; und ich glaubte auch, daß unsere Miß den Schlummer nur heuchelte; aber siehe da, sie muß wirklich geschlafen haben, da sie auf Dein lautes Wort erwacht ist. Sollte sie eine von jenen Engländerinnen strengster Observanz sein, welche wirklich imstande sind, sich in sich selbst einzuknöpfen und die ihnen nicht offiziell vorgestellte Außenwelt als thatsächlich nicht vorhanden zu betrachten?“ . . .

„Und wenn sie nur naturgetreuer heuchelte?“ wandte Theodor ein. „Doch höre weiter . . . Seit drei Jahren lebe ich mit dieser Patrone im Leibe. Ich habe mein Testament gemacht, da ich nicht weiß, in welchem Augenblick sie losgehen wird.“

„Um Gottes willen, nur jetzt nicht!“ rief Anton erschreckt.

„Wie Gott will,“ entgegnete Theodor mit der Resignation des geprüften Weisen.

Unglaublich; auch die Aussicht, daß ihr Nachbar plötzlich wie eine Bombe platzen könnte, machte keinen Eindruck auf Miß Rigg, welche jetzt den Leitartikel über die bulgarische Regentschaft las. Der Nachbar war eben ein Fremder, von dem sie als Muster englischer Ehrbarkeit selbst „wenn geschossen wird“ keinen Vermerk nehmen durfte.

„Ich habe nicht nur die ersten Ärzte, sondern auch die berühmtesten Waffenfabrikanten zu Rate gezogen," fuhr Theodor fort, „und mein Leben nach ihren Ansichten eingerichtet. Ich gehe nie in ein Gedränge, um nicht unversehens einen Stoß vor den Magen zu bekommen, der zur Patrontasche geworden ist. Ich esse auch nichts Saures oder Gewürztes, um das Rosten der Kupferkapsel nicht zu befördern, da nach ihrer Zerstörung der Zündsatz offen daläge. Ich nehme keine metallische Arznei, da schon eine Metallspur genügt, um Kupfer brüchig zu machen. Kurz, ich lebe im Vorzimmer der Ewigkeit, ich antichambriere bei Sr. Majestät dem Tode . . . Darüber bin ich auch so grau geworden."

„Armer Freund," murmelte Anton im tiefsten Baß des Mitleids und wischte sich jenes Auge, das er sich vorhin nicht gewischt hatte.

Miß Nigg las soeben den Reichsratsbericht; daß sie ihn wirklich las, merkte man daran, daß sie sich ein Lorgnon vorhielt, denn der Bericht war kleiner gedruckt, als die Artikel.

Die beiden Intriganten waren über dieses Verhalten oder vielmehr über dieses absolute Nichtverhalten höchst mißmutig. Theodor wollte sich nicht weiter anstrengen. Anton aber gab noch immer nicht

nach, sondern begann vom Jahre 1874 zu sprechen, in dem er seine erste Million fertig gehabt habe. Und da Miß Riggs Reichsratsbericht sich sehr lang erwies, gab er sodann noch die Biographie seiner zweiten und dritten Million, obgleich der böse Mann nicht einmal die erste ganz besaß. Miß Rigg würdigte auch diese Millionen keines Seitenblickes, so daß Anton schließlich auf ein Thema überging, das seiner Meinung nach bei jedem Weibe ohne Ausnahme verfangen mußte. Nämlich auf den Schmuck. Er beschrieb mit unerwünschter Genauigkeit die Brillanten seiner seligen Mutter, welche nun im Dunkel einer eisernen Kasse das Funkeln ganz verlernen müßten, und wies sogar, um den Eindruck noch zu verstärken, den Schlüssel dieser Kasse vor.

Jetzt endlich schien das Eis bei Miß Rigg gebrochen, denn sie erhob sich. Aber nur, um sich leicht zum Fenster hinauszuneigen und die Lage von Linz besser zu sehen, wo man eben eintraf.

In Linz stieg Theodor aus, unter vielen Umarmungen.

„Wenn ich wieder nach Wien komme, suche ich Dich jedenfalls auf; hoffentlich hast Du dann schon ein braves Weibchen im Hause und einen nahrhaften Mittagstisch, aber für mich ohne Saures und Gewürztes, wenn ich bitten darf . . . wegen meiner Patrone.“

„Damit hat's keine Not," lachte Anton, „ich müßte nur eine finden, so wie ich sie Dir auf dem Westbahnhof negativ geschildert habe."

* * *

„Anton!"

„Theodor!"

Und in den Armen lagen sich beide, als wären sie noch immer von Friedrich Schiller.

Und doch waren seit jener ersten Begegnung drei Jahre verflossen.

„Wie, Anton, Du hast Dir Dein Embonpoint aus Carrara noch immer nicht nachkommen lassen?"

„Und Du, Theodor, bist noch immer die alte Patrontasche? Alle Wetter, Du mußt das bißchen Pulver und Blei ja längst verdaut haben."

Sie freuten sich in der That sehr, daß sie wieder einmal wohlbehalten in einem Bahnhof zusammentrafen, diesmal in dem von Linz, und eine Strecke weit mit einander reisen sollten. Ach, die Welt ist doch so weitschichtig; die besten Freunde treffen sich darin nicht. Von Wien nach Linz waren es für sie netto dreimal dreihundertfünfundsechzig Tagereisen gewesen.

Und als sie denn traulich im Coupé saßen und das Geplauder im Gang war, rief Theodor plötzlich:

„Potz Wetterchen! was wohl aus unserer da-

maligen Reisegefährtin geworden sein mag, der hübschen Person, wie hieß sie nur? Miß Pegg . . . oder Nagg . . ."

„Nigg! Nigg!" verbesserte Anton etwas unwirsch.

„Richtig, Miß Nigg!" stimmte Theodor zu. „Eine recht saubere Person, kann ich Dir sagen; und gar nicht uninteressant mit ihrem steifleinenen englischen Wesen. Ich begreife es noch heute nicht, wie sie bei unseren schrecklichen Scherzen so standhaft bleiben konnte."

„Ich begreife es nur zu gut," brummte Anton.

„Ei sieh, ei sieh! Richtig, Du bist ja damals bis Salzburg mit ihr gefahren, während ich schon in Linz ausstieg. Nun, ich wäre wahrhaftig lieber auch mitgefahren; die Kleine interessierte mich doch ein wenig."

„Mich auch . . . Das hat sich aber seitdem gegeben. Ich bin von ihr geschieden."

„Natürlich; in Salzburg, wo die Reise zu Ende war."

„Nein, in Wien; gerichtlich."

Theodor starrte ihn mit offenem Munde an und stammelte dann: „Du hast Miß Pegg ge . . . hei . . . ra . . . tet?"

„Nicht Pegg; Nigg," berichtigte Anton und seufzte dann: „Ja wohl; gründlich."

„Und Du hast mir das nicht einmal mitgeteilt?“

„Ich . . . ich; um die Wahrheit zu gestehen, ich war auf Dich eifersüchtig. Sie schwatzte mir in einem fort von Dir und daß eigentlich Du der richtige Mann für sie gewesen wärest.“

„Der liebe Schatz! Sie hat mir aber auch gleich so besonders gut gefallen. Dieses feine Näschen . . . und die winzigen Füßchen . . .“

„Die Du damals so groß fandest, ohne daß sie sie deshalb versteckte. Oh, das war eine Heuchlerin, sag' ich Dir, wie ich noch keine gesehen. Stelle Dir nur vor, was geschehen, nachdem Du uns verlassen hattest . . . Sie sah mich noch immer mit keinem Auge an. Eine halbe Stunde fuhren wir stumm dahin, da fiel mir plötzlich ihre Börse ein, die ich alle die Zeit her in der Tasche trug. Am Ende vergaß ich ganz und gar daran und sie kam dadurch in Geldverlegenheit. Das war entscheidend. Ich also faßte mir ein rechtes Herz; weiß der Himmel, ich brauchte einen besonderen Mut dazu; ihre Unnahbarkeit, . . . sie saß Dir da, wie von einer unsichtbaren Mauer umgeben, an der ich mir den Kopf zu zerschellen dachte. Kurz und gut, ich unternahm es auf jede Gefahr hin, stand auf, trat zu ihr hin und sagte, ich weiß nicht mehr was, während ich ihr die schwere Börse reichte. Sie . . .

nimmt die Börse, offenbar sehr überrascht, ja sozusagen erschrocken, ein flüchtiges Rot zuckt über ihre Wangen und eine Sekunde lang sieht sie mir in die Augen. Sie weiß augenscheinlich nicht, was sie in diesem Falle thun soll, besinnt sich aber plötzlich und tritt an das Notsignal heran, welches in der Coupéwand angebracht ist."

„Aber Du hältst mich zum besten!"

„Keineswegs. Hastig stößt sie mit dem Finger die dünne Papierscheibe desselben ein, die Feder darunter weicht . . . und in zwölf Sekunden hält unser Eilzug, mitten auf freiem Felde. Miß Nigg wird unterdessen bald rot, bald bleich, und ich stehe da, keines Wortes mächtig. Kontrolor und Schaffner kommen gelaufen und gucken, da nirgends um Hilfe gerufen wird, in jedes Coupé, um zu sehen, wo die Scheibe des Notsignals eingestoßen worden. Unsere Thür wird aufgerissen, die beiden stürmen herein und messen mich gleich mit einem vernichtenden, ganz polizeilichen Blick, denn sie können nur annehmen, daß ich mir etwas ganz Unerlaubtes erlaubt habe. Aber Miß Nigg zerstreut diesen Verdacht sofort, indem sie dem Schaffner sagt: „Ach bitte, wollen Sie diesem Herrn gefälligst in meinem Namen sagen: ich danke!"

„Teufel! Teufel! Da ist sie denn ordentlich ins Gebet genommen worden, wie?“

„Das will ich meinen. Ein wahres Verhör stellten sie mit ihr an und sie mußte sogleich eine Konventionalstrafe — so nannten sie's — von zehn Gulden erlegen, in Salzburg aber noch überdies vor dem Bezirksgericht erscheinen, um sich wegen Übermuts — wie man es nannte — zu verantworten. Und es war doch eigentlich Mangel an Übermut, nicht wahr? oder sah wenigstens danach aus. Das Bezirksgericht wollte sie auch wirklich zu fünf Gulden verdonnern, gab jedoch zuletzt ihrer Verteidigung Folge, daß sie als anständiges, streng englisch erzogenes Mädchen mit einem ihr niemals vorgestellten Herrn nicht habe sprechen dürfen ... Was soll ich Dir weiter sagen? Diese strenge, wenn auch allzu strenge Auffassung des nach ihren Begriffen Schicklichen imponierte mir gewaltig. So etwas war mir noch nicht begegnet. Ich setzte die Bekanntschaft fort. Miß Nigg verzichtete auf ihre angenehme Stellung als Gesellschafterin der Fürstin Schönhof in Salzburg und wurde nach drei Monaten meine Frau.“

„Und warum ...?“

„Warum wir uns geschieden haben? Ach, man spricht nicht gern davon. Es ging nicht anders. Sie

hatte damals, auf der Reise, ihre Rolle gut gespielt. Eine vollkommene Schauspielerin, sag' ich Dir. Ich glaube, sie hatte sich die ganze Rolle schon so zurechtgelegt, als sie in der Bahnhof-Restauration an unserem Tische meine Bemerkungen über die Weiber und über das Heiraten hörte. Und es ist der Schlange gelungen. Als wir einmal verheiratet waren . . ."

Er stockte.

„Laß gut sein," unterbrach ihn Theodor, aus Schonung. Nach einer Weile aber konnte er nicht umhin, noch eine Frage zu stellen: „Du, lieber Anton, nur noch eins."

„Frage nur zu."

„Du sagtest, sie habe erklärt, ich wäre der richtigere Gatte für sie gewesen."

„Ja wohl; sie glaubte nämlich, Du habest jene Patrone wirklich verschluckt und Du würdest eines Tages . . ."

„In die Luft gehen und sie als Witwe zurücklassen? Diese Petroleuse! Diese Dynamitarde! Nun, ich werde mir den Fall gut merken und nie wieder mit einer Dame sprechen wollen, die mit mir nicht sprechen will."



Domenico Janulla.

Eine buchstäblich wahre Geschichte.

(1874.)

eine Wiege, wenn er je in einer gelegen, hätte an dem schönsten Plätzchen dieser Welt gestanden, am Ufer des Busens von Neapel. Aber seine Wiege war nur der warme Sand des Meeres, ein Wiegenlied sangen ihm die Wellen der blauen Meerflut, auch seine Amme war das Meer, denn ihre Muscheln sog er aus als Nahrung, ja das Meer war ihm vielleicht auch Vater und Mutter, — wenigstens hat er nie andere Eltern gekannt.

So ein armer Lazzarone wird geboren, er weiß nicht: wie. Noch weniger weiß er: wo. Und am allerwenigsten weiß er: von wem. Es ist das so eine Art Urzeugung, ein Entstehen ohne Eltern, dessen Möglichkeit freilich die Naturwissenschaft leugnet.

Niemals hat ein Mensch seinen Namen mit größerem Rechte geführt als Domenico Fanulla. Ist doch Domenico ohne jeglichen Zweifel das Masculinum von

„Domenica“, welches „Sonntag“ bedeutet, und war doch Domenicos Leben eine ewige Domenica, ein immerwährender Sonntag, der nur hie und da angenehm belebt wurde .... durch einen Wochentag? Ach nein, durch einen Feiertag! Und Fanulla, ei, das Wort bedeutet „Thunichts,“ und welcher Familienname wäre wohl passender für einen geborenen Nichtsthuer, als Fanulla, der Familienname, den die ganze, so viele Tausend Köpfe zählende Lazzaronifamilie Neapels führen sollte?

Wovon lebte denn aber Domenico Fanulla?

Mein Gott, von nichts. Und an großen Festtagen, wo er sich ein Extra-Bene anthun wollte, ohne Zweifel von gar nichts.

Diese Söhne des Lazarus leben von nichts und werden mitunter sogar fett davon. Auch unserem Manne that diese karge Lebensweise sehr gut. Er besaß eine hohe schlanke Gestalt, kräftige Muskeln, elastische Sehnen, ein schwarzer Vollbart umrahmte prächtig sein Gesicht, welches gebräunt war von der Sonne Parthenopes, von dieser goldenen, warmen, noch immer großgriechischen Sonne.

Er wußte sich auch danach zu kleiden. Er trug Masaniellos phrygische Mütze mit jener unbewußten Gefallsucht, die diesem Menschenschlag im Blute liegt.

Eine phantastische Tracht, welche der Zufall launenhaft genug zusammengewürfelt, deckte seine Glieder, ein Nationalkostüm von nirgendwo, welches aber ganz echt wurde durch die behaglich freie Art, wie er sich darin bewegte.

Domenico hatte auch einen Sohn. Ob er je ein Weib gehabt, wußte er wohl selbst nicht. Übrigens war es ja auch nicht ausgemacht, daß der Knabe Cecco wirklich Domenicos leiblicher Sprößling sei. Vielleicht hatte er ihn auf der Straße gefunden und nicht mehr zurückgegeben. Vielleicht hatte er ihn geschenkt bekommen, als Trinkgeld. Chi lo sa?

Genug: Domenico war der Vater, Cecco war der Sohn.

Beide spielten auf dem Dudelsack und hätten sich ganz gewiß wie tausend andere in Italien als Pifferari durchs Leben schlagen können, hätte nicht Lazzaroniblut in ihren Adern gerollt, welches sich überhaupt nicht durchs Leben schlägt, so lange es auch mit dem Durchschlüpfen geht. Aber nachts, wenn Diana auf silbernem Wagen durch die dunkelblauen Höhen des neapolitanischen Himmels dahinfuhr und ihr liebliches Bleichgesicht in den phosphorisch schimmernden Tiefen des Golfes widerspiegelte, hatte Domenico Fanulla der milden Göttin oft schon Serenaden gebracht, welche

einen weiten Kreis von Zuhörern aus den Fremdenvierteln von Chiatamone, Santa Lucia und der Chiaja um ihn versammelten und stets einen kleinen Silberregen zur Folge hatten.

„Luna bedeutet Silber,“ pflegte er dann schmunzelnd zu sagen, eines Abends aber bedeutete Luna sogar Gold.

Ein fremder Signore, ein „Signor Tedesco“, der weit her aus „Germania“ kam, wo es so kalt ist, daß gar keine Maccaroni wachsen können, hatte Domenico Fanulla samt Cecco, dem Monde und dem Dudelsack erblickt und die ganze Gesellschaft zu sich beschieden. Der Mond freilich kam nicht, die übrigen aber ließen sich nicht zweimal bitten, und jener Signore malte sie dann mit Farbe auf Leinwand ab — nicht einmal, sondern zwanzigmal — und zahlte ihnen dafür gelbes Gold.

Gelbes Gold war unserem Domenico nicht gerade zuwider, sofern er nur nichts dafür zu thun brauchte, als still zu stehen, welche Arbeit ihm von allen die angenehmste war, das Stilliegen ausgenommen. Aber mit der Zeit nahm die Goldernte ein Ende, der Signor Pittore reiste zurück in die kalte „Germania“, wo die Tedeschi wohnen, und Trauer zog ein in das Herz und den Sack Domenico Fanullas. Die erste Thräne,

die er je vergossen, galt dem Abschied vom deutschen Künstler, so daß dieser den Einfall hatte, ihm einen praktischen Vorschlag zu machen.

„Weißt Du was, Domenico? Nimm Deinen Dudelsack und Deinen Cecco und geh nach Deutschland in die Stadt, die da heißt München und bewohnt wird von Leinewandbeklecksern und Farbenverspritzern. Laß Dich von ihnen malen und Du wirst ein reicher Mann werden. Geh als Lazzarone und kehre als Nabob zurück."

Der Deutsche reiste ab und sein Rat wollte nicht mehr weichen aus dem Gehirn Domenicos. Das Goldland im fernen Norden jenseits der Alpen suchte ihn in seinen Träumen heim, an den so viel herrlicheren Gestaden seiner sonnigen Heimat. Und eines Tages brach er mit Cecco auf nach dem germanischen Eldorado.

Nach mancherlei Kreuz- und Querfahrt trafen die beiden glücklich am Ufer der rauschenden Isar ein. Als sie zum erstenmal in ihrem seltsamen Aufzug vor dem Café Maximilian erschienen und ihre nationalen Weisen zu spielen begannen, ging eine tiefe Bewegung durch ganz München. Alle Künstlerkreise gerieten in Aufruhr. Alles, was einen Pinsel führte, eilte herbei, drängte sich an die beiden Pifferari heran, bot ihnen

schweres Geld, wenn sie als Modelle stehen wollten, und bald hatte Domenico Fanulla nicht mehr nötig, Musik zu machen, ein Hagel von schweren Silbergulden*) prasselte auf sein glückliches Haupt nieder, und dafür hatte er wiederum nichts zu thun, als fein stille zu halten.

Seine in allen Abschattungen von Rot, Gelb und Braun spielende neapolitanische Fischermütze mit der bleiernen Madonna daran, seine schäbige, zerschlissene Sammtjacke, deren unerklärliche Farbe die begabtesten Koloristen der Piloty-Schule schier zur Verzweiflung brachte, seine mit tausend Flicken und Flecken geschmückte Hose, an welcher sich bereits für jede mögliche Bewegung ihres Inhabers ein besonderer naturnotwendiger Faltenwurf organisch herausgebildet hatte, dann das herrlich zerfetzte Schuhwerk mit den kreuz und quer gehenden Lederriemen, das alles war so malerisch und göttlich, daß die gesamte Münchener Malerwelt dafür Feuer und Flamme war.

Und was war das alles noch gegen den wunderbaren Schafpelz des Knaben Cecco! Dieses uralte Lammfell, die rauhe Seite nach außen gekehrt, durch Fett, Regen, Staub, Flecke aller Art mit einem herr-

*) Unsere Geschichte spielt nämlich in den sechziger Jahren.

lichen, unvergleichlichen Schmutz durch und durch gesättigt, mit einer wahren Patina von unverfälschtester Unreinlichkeit bedeckt, — dieses unbezahlbare Objekt war das köstlichste Stück im ganzen Inventarium der beiden Pifferari.

Die ganze Münchener Akademie malte damals nichts als Pifferari. Alle Kunstausstellungen waren überschwemmt mit den Bildnissen von Domenico und Cecco. Wo man nur hinsah, überall erblickte man das koloristische Rätsel der Jacke Domenicos und den göttlichen Schmutz des Ceccoschen Schafpelzes. Die berühmtesten Münchener Maler von heute, oder doch von gestern, wetteiferten damals in der Nachahmung dieser kostbaren Vorbilder und überboten sich gegenseitig an geistreicher Auffassung des Schafpelzschmutzes und effektvoller Wiedergabe der Hosenflicken. Und als jeder Münchener Maler die beiden Pifferari ein dutzendmal abkonterfeit hatte, erkundigten diese sich, ob es in „Germania“ außer München auch noch andere Städte gebe, und in diesen andere Kunstakademien. Und auf die bejahende Auskunft hin traten sie eine Rundfahrt an durch ganz Deutschland, und an allen Akademieen wiederholten sich die Münchener Scenen.

Im Laufe einiger Jahre war Domenico Fanulla ein wohlhabender Mann, ein wahrer Krösus unter

den Lazzaroni. Da regte sich in ihm das Heimweh. Fort wollte er aus dem nebligen Norden, zurück in die herrliche, warme Bucht, in welcher ewiger Sonnenschein herrscht und alle Reize des Paradieses vereinigt sind. Dort, wo er von allen gekannt war, wollte er nun auch von allen beneidet und hochgeachtet werden und sein Leben als Lazzarone beschließen, aber als reicher Lazzarone, der es eigentlich nicht nötig hat.

So wechselte er denn alles Geld, das er in Deutschland verdient hatte, in schöne blanke Goldstücke um, deren er bereits ein paar Hundert beisammen hatte. Welch nagende Sorge, diese so sicher als möglich unterzubringen! Ach, wo findet einer ein Versteck, in dem kein menschlicher Vorwitz den goldenen Schatz ahnen kann!

Domenico Fanulla trennte das Futter seines schäbigen Rockes auf und nähte alle die hundert und aberhundert Goldfüchse, jeden besonders, aufs sorgfältigste in den Rock ein. Das war unstreitig der kostbarste Rock, den je ein Lazzarone getragen, durch und durch mit goldenem Speck gespickt, schwerer als der schwerste Sammtstoff, und dabei so unscheinbar und ärmlich von Außen, daß niemand den leisesten Verdacht schöpfen konnte.

Auf der Heimreise schwelgte Domenico in groß-

artigen Phantasien. Nun wollte er sein lebelang Maccaroni essen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und jeden Tag eine Flasche roten Capri trinken und aus einem neuen Thonpfeifchen seinen Tabak rauchen. Einen Augenblick dachte er auch daran, vom Könige von Neapel die Villa Reale zu mieten und darin zu wohnen, aber dies schien ihm dann für seine jetzigen Verhältnisse doch zu ärmlich, und er sann hin und her, ob er sich für sein Geld das Königreich Neapel kaufen solle, oder das Königreich Sizilien, oder gar beide.

Unter den wonnigsten Gefühlen fuhr er nach so langer Abwesenheit wieder ein in den Meerbusen seiner Sehnsucht und betrat freudestrahlend den Boden seiner Vaterstadt.

Die königlichen Zollwächter, welche damals noch alle Eingänge in „beide Sizilien" bewachten, nahmen ihn in Empfang. Nach der Sitte jener Zeit durchsuchten sie nicht nur sein Bündel, sondern betasteten ihn auch um ganzen Leibe nach staatsgefährlichem Schmuggel. Ach, beim Betasten fühlte die Hand des Zöllners viele runde, auffallend harte Gegenstände im Rocke des Ankömmlings. Ohne viel Federlesens ein Riß in den Rock, . . . ha! ein Goldstück rollt heraus, gefolgt von anderen, von vielen, sehr vielen Goldstücken. Immer neue Risse, immer neue Goldstücke.

Alle Douaniers, so viele ihrer sind, stürzen herzu, den „Aktionsmann", den Garibaldianer, den Camorristen, den Carbonaro, kurz, den Verbrecher zu umringen und die „revolutionären Subsidien" ihm abzunehmen. Und ehe der arme Domenico von seinem ersten Entsetzen zu sich kommen konnte, war sein ganzer Rock zerfetzt und zerfasert und sämtliche Goldfüchse waren davongerollt, wer könnte sagen, in wie viele Taschen.

Nachdem die Zollwächter beider Sizilien den armen Lazzarone nach damaliger Sitte und Gepflogenheit „unschädlich gemacht" hatten, ließen sie ihn gnädig laufen und schärften ihm ein, sich seinen Galgen anderswo zu verdienen, da ihm nur dies einemal noch verziehen sein solle.

Und so betrat der arme reiche Lazzarone das Pflaster seiner heißgeliebten Vaterstadt um einen ganzen Rock ärmer, als er dasselbe vor Jahren verlassen, und er kaufte sich weder das Königreich Neapel, noch das Königreich Sizilien, noch alle beide, welche seitdem bekanntlich der König von Piemont erworben hat, ja er mietete sich nicht einmal in der Villa Reale ein, sondern ging wieder hinab an den Strand von Santa Lucia und schlürfte Meermuscheln und sonnte sich im Sonnenschein, welchen der Staat Italien glück-

licherweise noch nicht besteuert hat, und brachte der silbernen Luna Serenaden wie vor Jahren, nur freilich in einer etwas melancholischeren Tonart als damals.

„Ein Lazzarone darf nicht reich werden“, das ist seitdem die unerschütterliche Überzeugung Domenico Fanullas.





Maria Schrein.

Eine weltliche Legende.

(1888.)



er kennt nicht Maria Schrein? Hoch über dem Thal steht es, wie auf einem Altar. Hinter ihm hebt sich dunkelschattiger Bergwald hoch und höher, vor ihm senkt sich hellsonnige Grashalde tief und tiefer. Wie eine goldene Monstranz steht das gelbe Kirchlein oben mit seinen zwei Türmen, und sein Glanz geht weithin durch das Land. Und viele kommen im Sommer weither und holen sich Heil, soviel sie für den ganzen Winter brauchen; es ist noch keiner umsonst gekommen.

Neben dem Haus der Gnaden steht das Pilgerhaus mit den einfachen Betten seiner Schlafsäle und den doppelten Stückfässern seines Kellers. Denn just das ist das richtige Verhältnis, haben noch alle gesagt, die daher gepilgert. Und der Hauspfleger Martin kennt die Welt und weiß genau, wessen Leib und

Seele bedürfen, um Arm in Arm im Lichte zu wandeln durch die Finsternis des Erdentages.

Martin ist noch jung, vor zwei Jahren erst hat er die Pflegerschaft von seinem Vater übernommen. „Wenn Du Dich nicht auskennst in der Wirtschaft,“ hatte ihm damals die Rosel gesagt, „so komm nur zu mir herauf und sag mir ein Wörtlein; ich geb' Dir schon Bescheid.“ Sie war nämlich die Bäuerin auf dem Bühlhof, ein handfestes Weib, wie ihr Mann, der Florian Bühlhofer, bezeugen konnte, denn er kannte die Festigkeit ihrer Hand, und ein kreuzbraves Weib, wie er gleichfalls bezeugen konnte, denn er hatte mit ihr sein rechtes Kreuz wegen der Bravheit. Und so ging Martin schier jeden Abend zum Bühlhof hinauf und sagte der Rosel ein Wörtlein und sie gab ihm Bescheid darauf.

Als dies ein Jahr lang so gegangen war, merkte es die Kreszenz, die ledige Schwester der Bäuerin. Und als das zweite Jahr um war, merkte es endlich auch der Florian Bühlhofer. Denn die Kreszenz war noch ein halbes Kind, der Florian aber war ein Ehemann, wie viele Ehemänner. Und da fragten sich beide im stillen, warum der Martin immerdar genau um dieselbe Stunde zum Florian heraufkomme, wann der Florian zum Martin hinabgehe, um dort seinen Krug

zu trinken mit dem lahmen Briefträger Wastl und dem Schullehrer Thaddäus von Schreindorf unten. Mittwegs, ungefähr beim Steg über den Kalchgraben, pflegten sich die beiden auf ihrem Gang zu treffen, und dann sagte wohl der Martin: „Diese sakrischen Leintücher wollen nicht bleichen, muß wieder die Rosel fragen," oder auch: „Ob die Rosel wohl meint, daß es für den Most besser wär', die Äpfel noch acht Tag' auf den Zweigen zu lassen." Und dann pflegte der Florian zu schmunzeln: „Ah ja, das Bleichen versteht sie," oder auch: „Glaub's wohl, beim Most kennt sie sich aus."

Als sich die Sache aber gejährt hatte, wurde die Kreszenz weiß im Gesicht und immer weißer. Und als sich die Sache zweimal gejährt hatte, wurde der Florian rot im Gesicht und immer röter. Sie aß immer weniger und er trank immer mehr. Weil aber keines ein Wort sagte, kochte es nur um so heißer in ihnen, wie wenn der Deckel fest auf dem Topfe liegt.

An einem stockfinstern Abend — es war besonders spät geworden — hatte Martin der Bäuerin noch auf der Schwelle beim Abschiednehmen eine ganze Litanei zu sagen. Man stand knapp vor dem Schnitt und zwei Knechte hatten abgesagt; ohne Zweifel handelte es sich um diese Verlegenheit. „Regnen wird's auch," sagte Martin laut und warf einen Blick nach oben,

denn ihm war, als habe er Tropfen fallen gespürt. In der That waren etliche gefallen, denn oben im Fenster ihrer Dachkammer lag das „Kind“, die Kreszenz, und horchte mit gepreßtem Herzen hinab und mit nassen Augen.

Dann hörte sie, wie man sich unten küßte, und hörte flüstern: „Komm gut heim.“ Da stieg es ihr siedend heiß bis in den Hals, sie ballte die Fäuste in die Nacht hinaus und murmelte tonlos: „Daß Du im Kalchgraben lägst!“ Gut, daß es so stockfinster war; sie muß ja ausgesehen haben wie eine Hexe, mit dieser grausen Verwünschung auf den Lippen.

Drunten schloß sich die Thür. Schritte tasteten vorsichtig durch die Nacht, thalwärts, ein beschlagener Stock stieß von Zeit zu Zeit an einen Stein. Noch als jedes Geräusch verstummt war, lag die Kreszenz im Fenster und horchte ins Unsichtbare hinein. „Komm gut heim,“ flüsterte es in ihr, „komm gut heim.“ Inbrünstig wie ein Gebet dachte sie es, als wollte sie ihren bösen Wunsch wieder gutmachen.

Die Nacht war so schwarz, so schwarz. Wenn er nur schon über den Kalchgraben wäre! Sie würde leichter atmen.

Jesus Maria, was war das? . . . Ein Schrei in der Ferne. Dann Totenstille.

„Ich hab's ihm angewünscht! . . . Ich hab' ihn umgebracht!" jammerte sie. Auch die Rosel hatte den Schrei gehört und weckte schon die Knechte. Sie war käsebleich und zitterte an allen Giedern. Sie faßte die Kreszenz an beiden Händen krampfhaft, als müßte die um den Hergang wissen, und stöhnte in Todesangst:

„Wenn ich nur schon wüßt', ob's der eine ist oder der andere."

Während die Knechte die Laternen anzündeten und sich mit Stangen und Stricken versahen und einer Leiter, die als Tragbahre dienen sollte, kam der Bühlhofer heim. Er war betrunken und hatte das Hemd auf der Brust zerrissen. Er sang aus heiserer Kehle und unterbrach sich: „Drunten im Kalchgraben liegt einer; weiß nicht wer." Mit der Faust, die vom Kampfe her noch jetzt geballt war, stieß er sein Weib zurück und warf sich angekleidet auf das Bett.

„Florian, was hast Du gethan!" schrie ihm die Rosel ins Ohr. Aber er schlief schon, bleischwer, als wäre er's, der da drunten lag im Kalchgraben.

*

Wochen vergingen. Der Schnitt war vorbei, der Herbstanbau stand bevor. Im Pilgerhaus lag der Martin noch immer und konnte keinen Finger rühren.

Bis Mariä Himmelfahrt war er gar bewußtlos gelegen, wegen einer schweren Gehirnerschütterung, wie der Regimentsarzt aus der nächsten Garnisonsstadt sagte. „Er hat sich auf den Kopf getreten,“ sagten die Leute in Schreindorf. Er wäre wohl noch länger so gelegen, wenn nicht die Kreszenz ihm geholfen hätte.

Wußte sie doch, was sonst kein Mensch wußte: daß *sie* allein schuld an dem Unglück war. Sie hatte es ihm ja angewünscht in jener schrecklichen Nacht, wo es in ihrem Herzen drin noch viel, viel schwärzer war als droben am sternlosen Himmel.

Schwer hatte sie es gebüßt. Wie eine arme Seele um Mitternacht schlich sie seitdem umher. Sie schlief nicht und aß nicht, sie ging langsam ein, wie ein angeschossenes Tier im Walde. Da kam der Tag Mariens, und als die frommen Scharen von allen Seiten den Hügel erklommen und die bunten Fahnen im Sonnenschein wehten und die Luft von ihrem „Ave, Ave, Ave Maria“ klang, da ergriff es sie mächtig, und ein brennender Durst nach Frieden trieb sie in das Heiligtum. Sie beichtete dem Priester ihre Sünde, so schwarz sie war, und der Mann Gottes erleichterte sie durch Auflegung schwerer Bußen. Dann ward ihr ganz wunderbar wohl . . . und auch dem Martin, denn siehe, an dem Tage erwachte er plötzlich aus seiner langen

Nacht und wußte wieder von sich und der Welt, und lag nicht mehr da, „wie ein überfahrener Hund“, . . . so drückte sich nämlich der lahme Briefträger Wastl aus.

Nur das mehrfach gebrochene Bein war noch lange nicht heil. Aber auch da half die gute Eingebung der Kreszenz, welche meinte, es sei doch eine Sünde, daß die Rosel noch kein wächsernes Bein aufgehangen habe am gnadenreichen Altare, da man doch wisse, wie oft solches von Nutzen gewesen, und da doch der Martin sozusagen ihretwegen . . . nun ja, . . . denn wenn er nicht an jenem Abend bei ihr . . . wegen der ausgebliebenen Ernteknechte natürlich . . . Als jüngere Schwester wollte sie nicht mehr sagen.

Da ging die Rosel geschwind hinunter, kaufte ein wächsernes Bein, so groß wie ein Mittelfinger, und hing es heimlich an den gnadenreichen Altar.

Und siehe da, schon wenige Wochen später konnte der Martin an der Krücke zur Rosel hinaufhinken, ihr Vergelt's Gott zu sagen.

Die Kreszenz stand just am Brunnen und scheuerte einen Milchkübel. Sie ließ ihn fallen und den Strohwisch auch, als sie jenen erblickte. Feuerrot wurde sie, sogar an den bloßen Armen. Und sie trat ihm entgegen, klopfenden Herzens, und rief: „Martin, bist bös auf mich?“

Verwundert sah er sie an. „Bös auf Dich? Weswegen denn, Du rote Tulpe Du? Hast mir ja nichts zu leid gethan.“

„So gieb mir die Hand drauf, damit ich's sicher weiß,“ drang sie in ihn und streckte ihm ihre Hand entgegen.

Er drückte sie kräftig, ließ sie aber gleich wieder los. „Sakra! Sie ist voll Sand und Nässe! . . . Reibst Dir wohl 's Gesichtel mit Sand ab, daß es recht leuchtet, he? Bist ja eh' schon wie eine Pfingstrose.“

„Warum nicht gar! Eine Pfingstrose um Michaeli!“ lachte sie und griff wieder nach ihrem Strohwisch.

„Wenn ich Dich jetzt küssen thät', könntest Du gar nimmer rot werden,“ scherzte er weiter und stapfte ihr dreibeinig nach.

Kein Wunder, daß sie ihm auf zwei Beinen nicht entwischen konnte. Zwar fuhr sie ihm mit dem Strohwisch über das Gesicht, aber er küßte sie dennoch.

*

Seit diesem Kuß war die Kreszenz eine ganz andere. Um einen Schuh höher kam sie sich vor, und wenn sie sich das Mieder zuneſtelte, blieb ihr eine Spanne lang Schnürband weniger übrig als vorher.

Gestern noch das „Kind", war sie heute ein Weib. Auch aus ihren Augen schaute sie ganz anders heraus, besonders wenn sie ihre Schwester ansah. Da schaute sie so schwarz daher wie der alte Herr Pfarrer, der in der Sonne immer eine dunkle Brille trug. Sie war nämlich eifersüchtig auf die Rosel, weil der Martin schon wiederum jeden Abend bei ihr saß. Er war offenbar dem Florian nicht böse, wohl aber schien dieser etwas gegen den Dreibeinigen zu haben, denn er suchte jetzt seinen Abendkrug lieber im Dorfe unten.

Wochen vergingen. Aus Martins Krücke war ein einfacher Stock geworden und flinker als je kam er den Bühl herauf; zur Rosel, wie die Kreszenz zornig dachte; zur Kreszenz, wie die Rosel ihm herb vorwarf. Denn wiederholt hatte sie ihn schon dabei betroffen, wie er heimlich das „Kind" am Zipfel hatte, bald an diesem, bald an jenem; sie haben ja eine ganze Menge solcher Zipfel, die Weiberleute. Und das war zuweilen bös abgelaufen, unter Donnerwetter und Hagelschlag. Desto wärmer schien dann die Sonne, wenn sie sich wieder versöhnten.

Einmal hätte so eine Aussöhnung bald das größte Unglück angerichtet, denn die Kreszenz sah und hörte alles. Deutlich hörte sie den Martin sagen: „Geh, Rosel, sei gescheit; wirst doch nicht glauben, daß ich

mit dem Schulmädel was hab'. Die spielt sich ja noch mit der Docken; der Martin braucht eine Handige! Ja, wenn sie so was wär' wie Du, . . . weiß ich wirklich nicht, ob ich nicht drauf fliegen thät'. Aber Du weißt ja, ich da drunten im Pilgerhaus brauch' eine, die alles zusamm'reißt und die einen Haufen Leut' nur so mit dem Besen aus der Stube hinausfegt und die nur einen Schrei zu thun braucht, daß alle untern Tisch ducken, . . . ich zu allererst. Ja, weißt, wenn ich da den Respekt hätt', wie vor Dir, Rosel . . ." Und er umspannte mit beiden Händen ihren gewaltigen Oberarm.

Da schoß die Kreszenz aus ihrem Versteck hinaus und stürzte sich in ihr Bett. Sie sprang kopfüber in die Pölster, als werfe sie sich ins Wasser, um sich zu ersäufen. Lange lag sie so, in Grimm und Weh. Dennoch hörte sie es, als unten die Hausthür ging, und sprang auf. Ans Fenster gelehnt, horchte sie im Dunkeln seinen Schritten, die sich thalwärts entfernten. Sie stieß das Fenster auf und horchte hinter ihm drein. Tapp, tapp, tapp, gingen seine Tritte fest und sicher durch die Nacht, als wäre er nie im Kalchgraben gelegen, wo sie, sie, ja wohl . . . sie allein ihn hinabgeworfen . . .

Da kam es plötzlich über sie, ganz wie in jener

schwarzen Nacht. Was sie einmal gekonnt, mußte sie ein zweites Mal können. Und in ihrem jähen Zornmut drohte sie mit der geballten Faust hinaus in die Nacht und murmelte: „Da herauf kommst Du mir nimmer!“

Die ganze Nacht wälzte sie sich fieberisch auf ihrem Lager. Der Tag graute kaum, da schlüpfte sie lautlos zum Hause hinaus und den Bühl hinab. Schaudernd huschte sie über den Steg, von dem sie ihn einst hinabgestürzt, ja, sie und kein anderer. Bald war die Gnadenkirche erreicht, fröstelnd drückte sie auf die kalte Klinke, schaudernd trat sie über die Schwelle.

Drinnen war es grau und still wie in einer Gruft. In der kalten Helle der ersten Dämmerfrühe standen die weißen Heiligengestalten auf ihren Sockeln bleich wie Tote da. Das große Bild über dem Altare, so sonnenhell bei Tage, glich einer Friedhofsszene bei Mondschein, und der Schrein Mariens stand darunter unheimlich dunkel wie ein Sarg. Fahler als Allerseelenkränze auf einem Grabe hingen und lagen die bunten Gewinde um den Altar.

Wie ein kalter Guß rieselte es Kreszenz über den Rücken. Fester zog sie das wollene Tuch um sich her, schlug ein Kreuz und zwang ihre Füße mit Gewalt, die wenigen Schritte zu thun, die sie noch vom Altare

trennten. „Ich thu's!" rief sie dann und erhob die Hand.

Sie schloß die Augen, als sie den frevlen Griff that, aber sie that ihn. Ein leichtes Surren die Wand herab, dann ein kleiner, dumpfer Krach . . . und ein wächsernes Bein lag in Trümmern auf den Fliesen.

Das Feuer einer wilden Freude schoß durch ihr Blut. Sie lohte plötzlich auf im Bewußtsein, sich gerächt zu haben. Als dieses Bein aus Wachs hier aufgehangen ward, heilte jenes Bein aus Fleisch. Wenn sie dieses Bein aus Wachs wieder herabschlug, mußte jenes Bein aus Fleisch auch wieder entzwei sein. Nochmals fuhr ihr dieser Gedanke in seiner vollen Unwiderleglichkeit durch den Kopf und sperrangelweit öffnete sie jetzt die Augen.

Doch was war das? Da hing ja noch ein Bein aus Wachs. Und ein zweites, ein drittes, ein zwanzigstes daneben, darüber, darunter; alle wie aus einem Model, unmöglich sie auseinander zu kennen. Für gar manchen Lahmen war im Laufe der Jahre das heilige Sinnbild da schon aufgehangen worden; welches unter den vielen galt nun dem Martin?

Ihr schwindelte, die Wände der Kirche schienen sich über ihr zusammenzuneigen, in ihren Schläfen summte das grimme Blut, vor ihren Augen tanzte es

in der Luft wie tausend Mücken. Außer sich, griff sie nach dem zweiten, dem dritten Bein aus Wachs. Krach, krach, krach, ging es der Reihe nach. Ein Blutdurst hatte sich ihrer bemächtigt, wie des Soldaten in der Schlacht; alles riß sie herab, was wie ein Bein aussah, und hatte nur den einen wilden Gedanken: „Da muß ja wohl das seine mit drunter sein!"

Dann stieß sie einen langen Schrei aus und stürzte ohnmächtig zusammen.

*

Als der warme Schein der Herbstsonne sie traf, erwachte sie wieder zum Leben. Sie meinte einen furchtbaren Traum gehabt zu haben und raffte sich mühsam auf. Aber als sie sich die ganze Wirklichkeit zusammenreimte, glaubte sie sterben zu müssen vor Gram und Scham.

Entsetzt floh sie von dannen und schlug den Heimweg ein. Auf dem Steg über den Kalchgraben stand sie still und blickte irr hinab in die steinige Schlucht. Lange stand sie da, stumpf an allen Gedanken. Da nahten Tritte, sie blickte auf und sah den lahmen Briefträger Wastl herankommen. Mühselig hinkte er auf seinem bösen Bein daher, und da fuhr es ihr plötzlich durch Haupt und Brust: „Auch dem hast du sein

wächsern Bein heruntergeschlagen, nun ist er wieder lahm."

In ihrer großen Herzensangst eilte sie nun querfeldein, denn sie wollte keinen Menschen sehen. Ihr war, als müßten sie alle lahm sein, lahm durch ihre Schuld, da sie ihnen die wächsernen Beine am Altare zertrümmert. Dort in der Ferne saß einer auf einem Stein, die Bürde auf dem Rücken; ach, er konnte ja nicht mehr weiter, da sie ihm plötzlich sein Bein entzweigemacht. Unten im Thal hörte sie Räder kreischen; nicht um die Welt hätte sie hinabgeschaut, aus Angst, es möchten etliche ihrer Opfer auf dem Karren liegen, von einem Samariter mitleidig aufgelesen, wie sie mit geknickten Gliedmaßen hilflos auf die Straße hingefallen ...

Stundenlang irrte sie so umher, dann kam sie irgendwie heim. Die roten Augen, die verstörten Mienen erregten Besorgnis. Die Rosel hörte nicht auf zu fragen und selbst der Florian ließ den Kopf hängen und warf ihr gute Blicke zu. Aber sie saß stockstarr und schluchzte nur hie und da krampfhaft auf, um gleich wieder in ihren Scheintod zu verfallen.

Es wurde Mittag und keinen Löffel Suppe brachte man über ihre Lippen.

Es wurde Abend und der Florian ging nach

Schreindorf hinab, nicht ohne ihr einmal leise mit der flachen Hand über den Kopf hinzufahren; sie spürte es nicht.

„Wenn nur der Martin schon käme!“ seufzte nach einer Weile die Rosel sehr bekümmert.

Da fuhr die Kreszenz plötzlich aus ihrer Starrheit auf: „Er wird nicht kommen, Rosel! Ach Gott, er wird nicht kommen! Nicht heut und nicht morgen und vielleicht gar nimmermehr!“ Und ein Strom von Thränen schoß über ihre bleichen Wangen herab.

„Geh zu, närrisch Ding!“ rief die Rosel halb ärgerlich, halb froh, daß die Stumme doch nicht ganz stumm war. „Da kommt er ja schon!“

In der That wurden draußen die bekannten Tritte hörbar.

Die Kreszenz sprang auf, in krampfhafter Erregung; ihr Atem flog stürmisch und die Augen wurden ihr ganz kugelrund von Anstrengung, wie sie dem Nahenden entgegenlauschte.

Ja, das waren seine Tritte. Schwer und fest kamen sie immer näher, ganz regelmäßig, nicht zu rasch und nicht zu langsam und . . . so zweibeinig als nur möglich.

Nein, das konnte er doch nicht sein! Beide Füße traten ja so ganz gleich auf; nicht einmal nachschleppen ließ sich der eine.

Und er war es doch. Die Thür ging auf und der Martin stand auf der Schwelle, so hoch und breit er war. Und jetzt stand er auch schon in der Stube ... und machte ein ganz verdutztes Gesicht und stieß ein „Oho“ und „Aha“ nach dem andern aus vor Überraschung. Denn vor ihm auf den Knieen lag die Kreszenz und umschlang seine Beine mit beiden Armen und preßte ihr Antlitz heftig wider seine Kniescheiben und schluchzte ganz herzbrechend. Es war schwer und die Rosel mußte scheltend mithelfen, um die Dirn' da loszureißen und wieder auf die Beine zu stellen; aber kaum stand sie, so lag sie auch schon wieder, und zwar diesmal an des Martins Brust und hatte ihre Arme um seinen Nacken geknüpft wie ein Halstuch, dessen Knoten gar nicht mehr aufgehen will. Und küssen that sie ihn, wo sie ihn traf, vor unbändigem Entzücken, daß ihm ganz schwül davon wurde. Auch lachte und weinte sie so durcheinander und rang die Hände vor Freud' und Leid zugleich.

„Verf ... lixtes Mädel!“ rief der Martin ganz atemlos von dem scharfen Küssen und wischte sich den Mund, der ordentlich davon brannte.

„Am End' wird sie uns gar noch verrückt,“ schmälte die Rosel, der die Geschichte ganz und gar nicht recht war, und dann leiser zum Martin: „Na

weißt, Martin, zurückzuküssen hätt'st Du sie just nicht brauchen . . . und so stark auch noch, es hat ja jedesmal ordentlich gekleſcht."

„Aber geh," entgegnete er, „der Mensch muß doch eine Antwort geben, wenn er so freundlich . . . angeredt wird. Du hast mich freilich noch nie so schön empfangen, wenn ich gekommen bin. Sakra, die Kreszenz ist ein Mordsweib worden."

Aber seine Verwunderung wurde noch viel größer, als die Dirn ihr Gewissen zu erleichtern begann; nach einander erzählte sie alles, was sie ihm angethan.

Zuerst, wie sie ihm damals in der Nacht nachgerufen: „Daß Du im Kalchgraben lägst."

Er zwinkerte seltsam mit den Augen: „Weißt denn auch sicher, daß ich just deswegen vom Steg gestürzt bin?"

„Da schwör' ich einen Eid d'rauf!" rief sie zerknirscht. „Denn kaum war mein bös' Wort draußen, so hab' ich auch schon den Schrei gehört."

„Sakra!" rief der Martin, „was in dem Mädel steckt! Mir scheint, die ist doch eine Handige! . . . Und ich hätt' d'rauf geschworen, daß es der . . . Dings war, der mich hinuntergestoßen hat."

Und dann erzählte sie ihm, was sie diese Nacht

erst angestellt, das Schreckliche, in der Kirche. Er pfiff zwischen den Zähnen vor Überraschung und schnalzte wiederholt mit den Fingern und sagte nur: „Sakra! Sakra!“ Aber als sie die wächsernen Beine nur so über den Haufen rumpeln ließ, in tausend Scherben, da schrie er unwillkürlich „Au!“ und griff sich ans betreffende Bein.

Er stand sogar auf und that ein paar Schritte, um es auf alle Fälle zu versuchen. „Es geht, es geht,“ sagte er. „Na, Kreszenz, sei nur ruhig, Du hast ein anderes hinuntergeschmissen, nicht meins. Meins ist ja auch nicht von Wachs, und ich häng's nie in die Kirche hinein, bevor ich schlafen gehe. Und daß ich damals in den Kalchgraben gestürzt bin, da kannst wohl auch ruhig sein, Kreszenz, das hat mir ganz ein anderer . . . angewünscht.“

„Glaubst wirklich, Martin?“ fragte sie und hob ein schüchternes Auge zu ihm.

„Frag die Rosel.“

„Na, ich mein' selber,“ bekräftigte diese.

„Aber eine Handige bist Du, das steht fest!“ rief der Martin und legte dem Mädchen die Hand auf die Schulter. „Wenn Du die Courage gehabt hast, mir so expreß wider das Schienbein zu treten, absichtlich, zweimal, dann ist Dein Blut kein Wasser

nicht und ich bitt' Dir alles ab, Kreszenz, von gestern abend, denn ich hab' mich in Dir geirrt. Und ich glaub', Du möchtest mir drunten im Pilgerhaus schon sakrisch Ordnung halten, wann Du zufällig meine Frau wärst. Und es thut mir wahrhaftig jetzt recht leid, daß die Rosel das niemals erlauben wird . . ."

„Wer? ich?" fuhr diese auf. „Was gehst Du mich denn an, Du gottvergessener Schürzenjäger? Meinetwegen kannst gleich den Florian heiraten, ich schenk' Dir den auch."

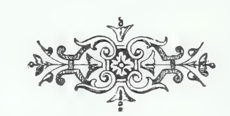
Der Martin war klug genug, den Verdruß als Scherz aufzunehmen und bemächtigte sich daraufhin sogleich eines beträchtlichen Teiles der Kreszenz.

Als der Florian später heimkam, fuhr er mit einem Donnerwetter von der Schwelle zurück, wie er den Martin noch immer dasitzen sah. Als er aber den Zusammenhang erfuhr, verzog sich sein Gesicht, erst der Breite nach und gleich darauf nach der Höhe, und er kratzte sich längere Zeit hinter den Ohren. Er war nämlich in nicht geringer Verlegenheit und vermochte nur silbenweise herauszubringen, was er eigentlich meinte. Schließlich ging er auf den Martin los, strechte ihm die breite Hand hin und sagte in seiner Einfalt: .

„Nichts für ungut, Martin, es ist nicht gern ge-

schehen, . . . damals; hab' halt nicht gewußt, daß Du nur wegen der . . . Kreszenz jeden Abend heraufkommst."

„Na freilich!" rief der Martin und schlug geräuschvoll ein, „wegen wem hätt' ich denn sonst kommen sollen?"



Ein Bon.

(1887.)



Seit den ältesten Zeiten begann im Hause des reichen Bankiers Ritter von Kistenpfennig jeder Fasching am Sylvesterabend. Der Neujahrsball war daselbst zur Geschäfts-Usance geworden, wie ihn denn auch alle Geladenen ganz geschäftlich betrieben, besonders die schöne Haustochter, Fräulein Thusnelda, und der Prokurist des Hauses, Herr Christoph Zwirner. Das Programm war ein- für allemal festgestellt und eine Abweichung von der Norm durchaus unstatthaft. Fräulein Thusnelda, oder wie ihr Vater sie in zärtlicheren Augenblicken zu nennen pflegte: Nesthulda, hatte alle Hände voll zu thun; sie wußte genau, daß sie diesen Abend so und so viele Hände zu drücken, so und so viele freundliche Blicke zu verteilen, mit so und so vielen Gläsern anzustoßen, so und so viele Touren zu tanzen haben würde. Wurde

ein Blick mehr verlangt, so erklärte sie, ihr Vorrat sei zu Ende. Was Herrn Zwirner betrifft, so gipfelte seine Rolle an diesem Abend in einer großen Szene; in der dritten Quadrille war er nämlich Fräulein Thusneldas ständiges Gegenüber, eine Auszeichnung, die ihn jedesmal ebenso stolz als unruhig machte. Er war nämlich kein großer Tänzer vor dem Herrn, und vor dem holden Hausfräulein schon gar nicht. In der Regel beging er unter ihren Augen irgend eine haarsträubende Ungeschicklichkeit, auf die man auch schon gefaßt, ja ordentlich gespannt war, so daß die dritte Quadrille stets als ein Hauptstück der Unterhaltung galt.

So ungeschickt aber, wie an diesem Abend, war Herr Christoph Zwirner noch nie gewesen. Er beging nämlich diesmal nicht die geringste Ungeschicklichkeit. Mit der größten Pünktlichkeit tanzte er die Quadrille-Bilanz zu Ende, sie stimmte so genau, daß die Verstimmung darob eine allgemeine war. Er merkte dies gar wohl an den fragenden Blicken, mit denen ihn alles ansah, an dem mißbilligenden Kopfschütteln, mit dem Herr von Kistenpfennig ihn während der chaîne des dames musterte und ganz besonders daran, daß Fräulein Thusnelda, der er sonst am Schlusse immer den Handschuh küssen durfte, dieses Kleidungsstück jetzt im entscheidenden Augenblicke rasch zurückzog, so daß

er mit gespitztem Munde stehen blieb. Die allgemeine Enttäuschung machte sich in mannigfachen Fragen Luft, und man erfuhr, daß der Herr Prokurist seit dem vorigen Jahre eifrig, ja geradezu leidenschaftlich Schlittschuh laufe und sich dadurch nachgerade eine Geschmeidigkeit des Körpers angeeignet habe, welche es ihm fürderhin unmöglich mache, bei einer simplen Quadrille auszugleiten, hinzufallen und dadurch für das gewohnte komische Intermezzo zu sorgen.

Christoph Zwirner sah also ein, daß er sich mit einem Schlage unbeliebt gemacht habe, und zog sich beschämt ans Buffet zurück, um sein Weh durch schmerzstillende Tropfen zu lindern. Lange Zeit behandelte er sich in dieser Weise und verzog sich zuletzt gar mit einer seinem Zustand entsprechenden Flasche in ein Palmengebüsch des Wintergartens, um fortan bloß der Reue über seine verhängnisvolle Eislaufpassion zu leben und in diesem nagenden Bewußtsein nach und nach zu entschlummern.

* *
*

Es war ein prachtvoller Eislauftag. Die Sonne schien all ihre Wärme in Glanz verwandelt zu haben, und die Gebäude ringsum hatte der letzte Schnee an allen Ecken und Kanten mit Hermelin verbrämt. Das Vereins-Eis wimmelte von schöner Welt, welche wie

ein Schwarm von Winterschmetterlingen durcheinander flatterte. An den Rändern des Eises, wo das Gewühl weniger dicht war, ergingen sich bekannte Virtuosen einzeln oder paarweise in schwierigen Figuren. Eines dieser Paare war besonders auffallend, denn es lief Achterfiguren, welche höchst unkorrekt ausfielen, offenbar weil die beiden dabei eine sehr bewegte Unterhaltung führten. In einem gegebenen Augenblick fuhr der Ältere sogar so überrascht zurück, daß er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte und ein überlautes „Ha!“ ausstieß. Hierauf fuhr er mit kräftigem Abstoß aus der gemeinsamen Figur heraus und schoß vorwärts, in weitem Kreise um seinen Partner herum. Aber dieser holte ihn ein und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Lieber Zwirner! Sie sind vor zwanzig Jahren als Volontär in mein Haus eingetreten. Ich sagte damals: das ist ein aufgeweckter, anstelliger Bursche.“

„Ich danke Ihnen, Herr von Kistenpfennig.“

„Vor zwölf Jahren machte ich Sie zum Buchhalter und sagte: das ist ein geschickter, ein gescheiter Jüngling, der seinen Weg machen wird.“

„Ich danke Ihnen, Herr von Kistenpfennig.“

„Als Sie mich vor acht Jahren zu der großen Spekulation überredeten, welche mir schließlich die Kohlen-

werke von Sankt Wendelin eintrug, da sagte ich: dieser junge Mann ist ein Genie."

„Ich danke Ihnen, Herr von Kistenpfennig."

„Als vor sechs Jahren die große Krise ausbrach und Ihr diplomatisches Talent mein Haus sozusagen rettete, da nannte ich Sie einen unbezahlbaren Menschen und erhöhte Ihr Jahresgehalt um volle 600 Gulden."

„Ich danke Ihnen, Herr von Kistenpfennig."

„Als ich meine zehnte Million mit Gottes und Ihrer Hilfe beisammen hatte, da nannte ich Sie einen klaren, vernünftigen Kopf und gab Ihnen die Prokura."

„Ich danke Ihnen, Herr von Kistenpfennig."

„Jetzt aber, lieber Zwirner, wo Sie plötzlich mit dem — Sie verzeihen schon — unverschämten Verlangen an mich herantreten, ich solle Ihnen meine Tochter Nesthulda zur Frau geben, jetzt, lieber Zwirner — Sie müssen schon entschuldigen — sage ich Ihnen da im Angesicht der Zentral-Markthalle und des Hauptzollamtes: lieber Zwirner, Sie sind ein E...!"

Diesmal vergaß Christoph Zwirner zu sagen: „ich danke Ihnen, Herr von Kistenpfennig"; vielmehr ging er so rasch als möglich in den Rückwärtslauf über. Als sie am anderen Ende des Kreises wieder zusammenkamen, fuhr der Bankier in stolzem, festem Tone fort:

„Sie haben meine zwanzig Millionen eigenhändig gezählt, Herr Zwirner, und auch die lumpigen 8000 Gulden, die ich Ihnen als Jahresgehalt bezahle. Sie wissen also, daß der Abstand zwischen uns zu groß ist, gar zu groß. Gewiß, Sie sind mir lieb und wert; es thut mir weh, daß Sie E... genug sind, sich dergleichen in den Kopf zu setzen, aber Nesthulda kann wählen unter Grafen und Baronen, mit Nesthulda haben schon Prinzen getanzt, Nesthulda ist verwöhnt, sehr verwöhnt, ihr gefällt nicht so leicht jemand... der Rittmeister Baron von Klingenstahl ist doch einer unserer schönsten Offiziere und Nesthulda hat ihn dennoch ausgeschlagen . . . wie sollten Sie ihr gefallen, Christoph Zwirner, der Prokurist ihres Vaters?"

„Wie aber, Herr von Kistenpfennig, wenn Fräulein Thusnelda mich liebte? Mich, Christoph Zwirner, den Prokuristen ihres Vaters? Wie, wenn sie meinethalben die Hand des Rittmeisters Baron von Klingenstahl ausgeschlagen hätte?"

Herr von Kistenpfennig machte plötzlich mit beiden Füßen Einwärtsbögen nach rückwärts, um im Rückwärtslauf stehen zu bleiben. Dabei mußte er sich stark vorwärtsbiegen, bei welcher Stellung auch ein Gelächter bekanntlich am wirksamsten ausfällt. Er schüttelte sich nämlich vor Lachen, daß ihm die Thränen

in die Augen traten. Als sein Zwerchfell endlich wieder stille stand, sagte er mitleidig: „Gehen Sie ins Rudolfinerhaus, lieber Zwirner; Sie scheinen krank zu sein. Ich will eigens ein neues Bett dahin stiften, für Sie; man wird Sie dort heilen. Und woher... hahaha . . . woher wissen Sie denn eigentlich, wenn man fragen darf, daß Nesthulda Sie liebt? Sind wohl in den Prater gegangen und haben sämtlichen Bäumen die Blätter ausgerupft vom ersten bis zum letzten mit „Sie liebt mich — liebt mich nicht?“ Hab' ich's getroffen, lieber Zwirner? Hahaha, darum also ist der Prater jetzt so kahl!“

So sprach Herr von Kistenpfennig mit schneidendem Hohne und legte sich dann mit ausgelassener Fröhlichkeit in einen gewaltigen Vorwärts-Auswärtsbogen hinein. Aber Christoph Zwirner hatte ihn bald wieder eingeholt und entgegnete:

„Herr von Kistenpfennig, Sie sprechen, wie Sie zu sprechen berechtigt zu sein glauben, als mein Chef und Fräulein Thusneldas Vater. Aber ich, der C... Christoph Zwirner, sage Ihnen, daß es keine Macht auf Erden giebt, auch die Ihrige nicht, die . . .“

Zwei gute Bekannte stießen in diesem Augenblick zu ihnen und unterbrachen Zwirners energische Äußerung. Herr von Kistenpfennig konnte seiner Entrüstung

nicht besser Luft machen, als indem er ihnen brühwarm die Werbung seines Prokuristen mitteilte. Unbändig lachten die zwei über den „originellen Einfall“ und der eine sagte:

„Ist's möglich, Herr Zwirner? Haben sich denn Ihre Vermögensverhältnisse neuestens so glänzend gestaltet? Ich glaube, wenn man Ihnen heute einen Bon auf eine Million präsentiert, sind Sie nicht einmal imstande, die Bagatelle sofort einzulösen.“

Allgemeines Gelächter folgte dieser etwas spöttischen Bemerkung. Herr von Kistenpfennig wollte schier platzen vor verzweifeltem Lachen und wiederholte einmal über das andere: „Hahaha! ein Bon auf eine Million! auf eine runde Million, hahaha!“

„Sie scheinen meine Verhältnisse doch nicht so ganz genau zu kennen, Herr von Kistenpfennig,“ sagte Zwirner mit eisiger Ruhe. „Wer weiß, ob ich einen solchen Bon nicht wirklich einlösen könnte!“

Herr von Kistenpfennig lachte, die anderen zwei lachten ebenfalls.

„So wetten Sie doch mit Herrn von Kistenpfennig um die Hand seiner Tochter, Herr Zwirner!“ rief der Spötter von vorhin.

Herr von Kistenpfennig lachte aus vollem Halse: „Hahaha, haben Sie vielleicht unvermutet eine riesige Erbschaft gemacht, lieber Zwirner?“

„Nein, Herr von Kistenpfennig."

„Oder haben Sie zehn Haupttreffer nacheinander gewonnen?"

„Nein, Herr von Kistenpfennig."

„Wenn Herr Zwirner die Wette eingeht und gewinnt, verdient er wahrhaftig die Hand Fräulein Thusneldas," stichelte der erste Spötter neuerdings.

„Ein köstlicher Spaß wäre das!" rief der zweite.

Zwirner sagte kein Wort, ruhig glitt er mit den anderen weiter.

„Nun, lieber Zwirner, was meinen Sie?", hub jetzt Herr von Kistenpfennig an. „Da sind zwei Zeugen und . . . durch zweier Zeugen Mund wird allerwärts die Wahrheit kund. Von meiner Seite steht die Wette. Sie geben mir einen Bon im Betrag von einer Million, ich präsentiere Ihnen den Wisch nach Ablauf von zwei Stunden in Ihrer Wohnung; können Sie ihn sofort einlösen, so ist Nesthulda Ihre Frau."

„Stellen wir die Sache ganz klar," nahm Spötter Nummer eins das Wort. „Die Wette steht also folgendermaßen: Herr Christoph Zwirner stellt sofort den Bon aus. In zwei Stunden wird ihm der Bon in seiner Wohnung durch Herrn von Kistenpfennig präsentiert. Herr Christoph Zwirner bezahlt eine bare Million an Herrn von Kistenpfennig. Erfüllt Herr

Christoph Zwirner alle diese Bedingungen, oder unterläßt Herr von Kistenpfennig eine derselben, so wird es dem Fräulein Thusnelda von Kistenpfennig anheimgestellt, Herrn Christoph Zwirner ihre Hand zur Ehe zu reichen. Ist es so recht?"

„Ja," entgegneten beide Kontrahenten.

„Jede der wettenden Parteien bürgt mit ihrer persönlichen und geschäftlichen Ehre für strenges Einhalten der Bedingungen."

Auf dem herausgerissenen Blatte eines Taschenbuches wurde ein kurzes Protokoll aufgenommen und von allen Beteiligten unterschrieben.

„Und nun bitte ich um den Bon," sagte Herr von Kistenpfennig lachend.

„Augenblicklich!" sagte Zwirner, um dessen Mund ein eigentümlicher Zug spielte.

Er hatte sich seit dem vorigen Jahre mit Leidenschaft dem Eislauf gewidmet und sich ganz besondere Künste angeeignet. Man nannte ihn nur den „Buchstabenläufer". Kräftig stieß er jetzt ab und schwebte in anmutigen Schwenkungen einige Minuten lang über die Eisfläche. Verwundert sah ihm Herr von Kistenpfennig zu.

„Ich bitte um den Bon!" rief er endlich ungeduldig.

„Da ist er!“ sagte Zwirner, kaltblütig an ihn herangleitend, und deutete mit der Hand auf den Eisplan, auf dem mit riesigen runden Buchstaben graviert die Worte standen:

„Gut für eine Million Gulden. Christoph Zwirner.“

In Herrn von Kistenpfennigs Kopfe ging ein düsteres Licht auf. Er sah sich überlistet. Er hatte offenbar die Wette verloren, denn diesen Bon konnte er Zwirner unmöglich in seiner Wohnung präsentieren. Sollte er die ganze Eistafel aussägen und nach der Behausung seines Prokuristen schleppen lassen? Unmöglich, denn dazu waren zwei Stunden nicht genügend und das Eis reichte bis auf den Grund. Ihm schwindelte, er mußte sich an einem der Herren festhalten, um nicht zu fallen.

„Wohlan denn, Herr von Kistenpfennig“, sagte Zwirner, „ich eile nach Hause, um die Million aus dem Kasten zu nehmen; in zwei Stunden erwarte ich, daß Sie mir meinen Bon präsentieren.“

Mit höflichem Gruße an seinen Chef entfernte sich Zwirner, nachdem er noch dem Herrn, der ihn am meisten verspottet hatte, warm die Hand gedrückt und ihm zugeflüstert: „Der Coup ist gelungen, ich werde Ihnen Ihre Hilfe nie vergessen.“

* * *

Ein kräftiger Schlag auf die Schulter weckte den Schlummernden. Er sprang auf und rieb sich krampfhaft die Augen. Er befand sich im Wintergarten und vor ihm stand Herr von Kistenpfennig, hinter diesem Fräulein Thusnelda, am Arme des Rittmeisters Grafen von Klingenstahl, und um sie her noch etliche Sylvestergäste.

„Ah, Sie bringen den Bon?“ rief Zwirner etwas verschlafen. „Sofort sollen Sie die Million haben.“

„Aber, lieber Zwirner, Sie reden ja irre!“ sagte der Bankier. „Was für ein Bon? Was für eine Million?“

„Herr von Kistenpfennig, durch zweier Zeugen Mund ....“ begann Zwirner wieder, aber da verwirrte er sich und stockte. Er fühlte sein Gehirn kreisen und griff an die Brust, an die Stirne. Was war das? Er befand sich ja im Wintergarten seines Chefs. Es war Sylvester. Er hatte eine Quadrille getanzt, ohne eine Ungeschicklichkeit zu begehen .... Doch nein, soeben hatte er sie ja begangen! Einen ungeheuren Bock, einen Bock von nie dagewesener Größe hatte er geschossen!

Mit einem Schlage wurde ihm alles klar. Er hatte geträumt. Die meisten Gäste waren schon fort

und man hatte ihn beim Souper vermißt und später auch. Und da hatte man ihn schließlich gesucht und schlafend gefunden, und da stand nun alles um ihn her und lachte.

„Ist Ihnen schon besser, lieber Zwirner?“ fragte ihn der Bankier mit mühsam behauptetem Ernst.

„Ich danke, ja, Herr von Kistenpfennig!“ stammelte er.

„Sie waren heute ein tadelloses Vis-à-vis, Herr Zwirner,“ sagte Fräulein Thusnelda und reichte ihm (spät, aber doch!) den Handschuh zum Kuß.

Christoph Zwirner küßte ihn und war glücklich.

Freilich, die Träume sind meistens noch viel schöner als die Wirklichkeit.





G i f t.

Eine Skizze aus dem Müllerschen Familienleben.

(1887.)

ie Stimmung im Müllerschen Hause war seit einigen Tagen eine sehr gedrückte geworden. Dem Vater ging das Nachmittagspfeifchen regelmäßig etlichemale aus, bis er es zu Ende bringen konnte, und das war ihm früher in Jahren nicht begegnet. Die Mutter gar hatte erst letzthin das Tischtuch zusammengefaltet, ehe noch die Brotkrumen hinweggefegt waren; ein Fall, der sich zum letztenmal vor siebenzehn Jahren und zehn Monaten ereignet hatte, als Herr Müller, der absichtlich ganz nahe dabei stand, sie mit der Frage im Ohre kitzelte, ob sie wohl Lust hätte, Frau Müller zu werden.

Es war offenbar etwas nicht richtig in der Atmosphäre des Müllerschen Hauses.

Schon seit dem letzten Sonntag hatten die Eltern an Fräulein Marie eine eigentümliche Schwermut wahr-

genommen. Die Munterkeit des Mädchens war einer gewissen Nachdenklichkeit gewichen, die vom Aktuar Karl schon wiederholt gepriesenen Rosen ihrer Wangen begannen zu erbleichen, ihre Augen, welche der Herr Aktuar noch immer beharrlich blau nannte, hafteten meist am Boden, ihr Appetit gefiel der sorgsamen Mutter ganz und gar nicht, und wenn man zu ihr sprach, gab sie entweder schiefe Antworten oder gar keine.

Vater und Mutter hatten unter vier Augen das Thema schon wiederholt erörtert.

„Du hättest," sagte die Mutter, „dem Aktuar doch nicht sagen sollen, Marie sei nicht zu Hause; er hörte ja ihren Gesang bis hinaus ... Seitdem ist er nicht wiedergekommen, und seitdem ..."

„Hör mir mit dem Aktuar auf, Mutter," rief Herr Müller, „mit Aktenbindfaden hält man Leib und Seele nicht zusammen, und von Streusand werden Weib und Kind nicht satt!" Und heftig rieb er ein neues Streichholz an, natürlich am unrechten Ende.

Die Mutter seufzte nur und steckte den Kopf in die Morgenzeitung, zog ihn aber hastig wieder zurück.

„Man kann wahrhaftig keine Zeitung mehr lesen!" rief sie. „Jeden lieben Morgen diese ekligen Dinge! Schon der dritte Doppelselbstmord seit Sonntag!"

Sie hatte recht. Es war eine förmliche Seuche.

Fast jeder Tag brachte seinen Selbstmord, einfach oder doppelt, und meist wegen nichts, zuweilen um weniger als nichts . . . und fast immer so ein armes, junges, blitzdummes Ding von einem Mädchen dabei, das da geglaubt haben mochte, man fange das Leben am besten an, indem man es ende . . . der liebe Gott tröste sie im Jenseits!

Herr Müller studierte nun seinerseits die Zeitung unter erklecklichem Gebrumm, dann sagte er plötzlich: „Marie hat sie geheißen!" und schob das Blatt weit von sich. Er vermochte nicht weiter zu lesen, er wollte gar nicht wissen, wie sich jene Marie umgebracht habe.

Frau Müller hatte, als sie den Namen des armen Opfers hörte, einen Schrei unterdrückt und krampfhaft die Hände gefaltet. Als sie aber die Verdüsterung ihres Gatten bemerkte, suchte sie zu seiner Beruhigung die Sache mehr ins allgemeine zu wenden und sagte:

„Ach Gott, erwachsene Kinder brauchen noch mehr Aufsicht als kleine . . . Ich muß doch in der Küche nachsehen, ob der Metzger heute richtig gewogen hat," und huschte hinaus, aber nur, um zu schauen, wo denn Marie schon wieder geblieben.

Kein Wunder, daß die Veränderung in Mariens Wesen die Eltern sehr beunruhigte. Aber vergebens drangen sie mit Fragen in die junge Dame, sie lächelte

nur so wehmütig oder zerstreut, oder antwortete ausweichend und schwieg dann weiter.

„Ob ich nicht den Aktuar für nächsten Sonntag zum Abendessen laden sollte?“ äußerte die Mutter etwas später.

„Nötig hätt' er's wohl!“ erwiderte der Vater, sagte aber weder ja noch nein.

Nachts konnnte Frau Müller vor innerem Nagen nicht einschlafen. Da hörte sie plötzlich aus dem Nebengemach ein seltsames Geräusch wie von Papierfalten oder Umblättern, und Mitternacht war doch längst vorüber. „Was nur das Mädel schon wieder treibt?“ dachte sie bei sich; „sie wird doch um diese Zeit keine ... Briefe schreiben?“ Aber ehe sie darüber ins reine kommen konnte, hatte doch der verspätete Schlaf ihre Gedanken betäubt.

Den andern Morgen teilte sie dem Gatten ihre nächtlichen Wahrnehmungen mit. Er nahm dieselben mit mürrischem Gesicht auf und schwieg.

Mittags stöberte Marie in einer Schublade herum, welche als Handrumpelkammer diente und unter anderem zahlreiche Arzneiflaschen enthielt, große und kleine, dicke und schlanke, wie sie eben im Lauf der Jahre nach Morphiumtropfen, Kirschlorbeer und Franzbranntwein sich ansammeln. Aus diesem Arsenal wählte sie ein

mittelgroßes Fläschchen und steckte es ganz heimlich zu sich, in der Meinung, es habe sie niemand bemerkt.

Aber was könnte dem Auge einer besorglichen Mutter entgehen? Bei Tische teilte Frau Müller ihrem Gatten ganz leise auch diese Neuigkeit mit. Er empfing sie mit noch mürrischerem Gesicht und schwieg abermals.

„Ich werde ihn einladen, ja?“ flüsterte die Mutter.

Der Vater sagte nicht ja, sondern zuckte nur die Achseln.

Nach Tische, während Frau Müller ihr Verdauschläfchen hielt, verließ das Fräulein ganz verstohlen das Haus und kehrte just wieder zurück, als sie erwachte.

„Wo warst Du, mein Kind?“

„Nirgends, Mama.“

„Nirgends?“

„Gewiß, Mama, nirgends.“

Mehr konnte sie aus ihr nicht herausbringen; das Stubenmädchen jedoch, welches um dieselbe Zeit einen Gang in die Stadt gehabt, verriet der Gnädigen, sie habe Fräulein Marie in der Sonnengasse gesehen, wie sie eben aus dem Droguerieladen „Zum roten Mohren“ herausgekommen und auf so sonderbare Weise um und um geblickt, als besorge sie heftig, von jemand ertappt zu werden. Auch dieses teilte die Mutter

dem Vater mit. Ihre Unruhe hatte nun den höchsten Grad erreicht, denn gerade an diesem Tage standen wieder zwei solche Vergiftungsfälle in der Zeitung, und die gingen ihr nicht mehr aus dem Kopfe. Was in aller Welt konnte auch ihr armes, schwermütiges, schlaf-loses Kind beim roten Mohren zu thun haben, der nur mit Gewürzen und Farbwaren handelt und — hilf Himmel! — mit Giften?

„Du, Papa, ich bin in der schrecklichsten Angst!“ gestand sie ihrem Gatten.

„Ach, geh, das wär' doch ...“

„Die Sache mit dem Mädel ...“

„Hm!“

„Nein, Anton, durchaus nicht ‚Hm!‘ Ich weiß nur das eine, daß ich heute nacht aufbleibe und das Kind belausche; ich habe den Schlüssel von ihrer Thür abgezogen ... Ich bitte Dich, Du hast ja heute schon wieder gelesen, nicht?“

„Ja wohl.“

„Die eine war auch ganz so ein junger Fratz ... ist vielleicht auch tags zuvor beim roten Mohren gewesen! o Gott, o Gott!“

Abends küßte Marie Vater und Mutter auf die Wange — viel inniger und wärmer als sonst, bemerkten sie — und zog sich auf ihre Stube zurück.

„Wie ihr Kuß heute brennt! Ich fühle ihn noch jetzt da auf meiner Wange wie Feuer!“ rief die Mutter, in helle Thränen ausbrechend; „o Anton, das war kein gewöhnlicher Kuß . . . ein Abschiedskuß war es!“

Unter lautem Schluchzen sank sie an die Brust ihres Mannes.

„Nun gut, so schreibe dem Federfuchser drüben, er soll Sonntags kommen!“ rief Herr Müller und fuhr sich mit beiden Händen in die Haare.

„Sonntags?“ entgegnete die Mutter; „das kann ja zu spät sein! Heute nacht . . . wer weiß . . .“

„Nun gut, so passen wir 'mal heute nacht auf,“ rief der Vater, „was denn das vertrackte Mädel eigentlich im Schilde führt.“

Und beide Eltern schlichen sich ganz leise an die Thüre der Tochter und begannen zu horchen. In diesem Augenblick knirschte ein Riegel; Marie hatte ihn von innen vorgeschoben. Nur mit Mühe konnte die Mutter einen Ausruf des Schreckens unterdrücken. Zitternd kniete sie vor das Schlüsselloch hin und lugte atemlos, pochenden Herzens und die Augen in Thränen, durch die enge Lücke.

Was sie sah, war in der That fürchterlich. Halb bewußtlos taumelte die entsetzte Frau zurück auf den Teppich und ihr Gatte stürzte in hellem Schreck ans Schlüsselloch.

Beim ersten Blick wollte auch ihm das Blut in den Adern erstarren. Sein Auge fiel gerade auf das Bett seiner Tochter. Auf dem Rande des Bettes saß das junge Mädchen mit aufgelöstem Haar, halb entkleidet. Den Tisch hatte sie vor das Bett hingerückt und eine schwarze Decke darüber gebreitet. An den vier Ecken brannten vier hohe weiße Stearinkerzen wie bei einer Leichenzeremonie. Und das Mädchen saß da, die Hände im Schoß gefaltet, einen ernsten, schmerzlichen Zug im Gesicht, und starrte unverwandt vor sich hin auf die schwarze Decke, in deren Mitte ein kleines glänzendes Ding stand. Was für ein Ding, das konnten die alten Augen des Vaters nicht unterscheiden.

Und jetzt sprang das Mädchen wie mit einem gewaltsamen Entschluß auf, ergriff jenen glänzenden Gegenstand und hob ihn hoch empor, so daß die Kerzenflamme darin aufblitzte . . . dann hörte man das Schnalzen des Korkstöpsels, den sie herauszog . . . Hilf Himmel! die Thüre verriegelt, die Stunde Mitternacht, und die schwarze Tischdecke, die vier brennenden Kerzen, das aufgelöste Haar, der schmerzliche Zug im Antlitz, das rätselhafte Fläschchen, der Kork und sein verhängnisvolles Schnalzen . . . Gift!

Dieser ganze Gedankengang zuckte in einem ein-

zigen Augenblick mit überwältigender Plötzlichkeit durch des Vaters Kopf. Nun war keine Sekunde mehr zu verlieren. „Marie! Marie!" rief er und rüttelte mit aller Macht an der Thüre. Darüber kam auch die Mutter wieder zu sich und trug das Ihrige bei, den Lärmen zu vermehren ... Noch ein Augenblick banger Erwartung, dann knirschte der Riegel, die Thüre stand offen und auf die Schwelle trat eine weiße Gestalt, welche verwundert ein bleiches Antlitz auf die verstörten Ruhestörer richtete.

„Du lebst! Du lebst! Marie, mein teures Kind!" riefen Vater und Mutter mit einer Stimme und umarmten schluchzend den Schatz ihres Lebens.

„Aber das Fläschchen, der Stöpsel ... Hast Du getrunken? Nein, nein; sage, Du hast noch nicht getrunken, mein Kind!" keuchte der Vater und umklammerte krampfhaft die Hände seiner Tochter.

„Was soll ich getrunken haben?" fragte das Mädchen befremdet.

„O, Du hast nicht getrunken, nicht getrunken, Du teures, süßes, garstiges Geschöpf Du!" brach die Mutter jauchzend los und bedeckte mit ihren Küssen das blasse Mädchen, das den ganzen Auftritt nicht begriff.

Da auf einmal fuhr Marie zusammen und schlug die Hände vor die Augen.

„Ach Gott," rief sie, „nun werden sie alles erfahren! Ich bitte Dich, teuerste Mutter, werde nur nicht böse, so will ich Dir ja alles gestehen."

„Wie sollt' ich böse werden, Du Kind, da ich so froh bin, daß wir Dich nur noch haben!"

„Warum solltet ihr mich nicht haben?" sagte Marie; „hätt' ich nur auch schon mein . . ."

„Deinen Karl?" unterbrach sie die Mutter. „Sei ruhig, mein Schatz, den sollst Du haben, ich schwöre es Dir!"

„Welchen Karl?" rief Marie erstaunt; „ich meinte ja mein schwarzes Seidenkleid."

„Welches Seidenkleid?" rief jetzt die Mutter, nicht minder erstaunt.

„Das nämliche, das ich vorigen Sonntag zum erstenmal anhatte . . . ach Gott, ich fand nicht den Mut, Dir das Unglück zu verraten, denn Du wärest gewiß sehr böse geworden . . . aber, siehst Du, ich kann ja nichts dafür, im Salon saß jener unausstehliche Aktuar . . ."

„Oho!" riefen Vater und Mutter, außer sich vor Erstaunen. „Aktuar Karl?"

„Derselbe . . . und da wollte ich den Salon vermeiden und ging durch die Küche, und da hatte es die Susanne just mit der frisch geschmolzenen Butter zu thun; und auf einmal, da sah ich, daß mein

neues Kleid ein einziger ungeheurer Fettfleck war, und dann . . ."

„Und dann?"

„Und dann zerbrach ich mir nicht wenig den Kopf, wie ich das wieder gutmachen sollte; ich war die ganze Woche so niedergeschlagen, und einmal in der Nacht durchblätterte ich zehn Jahrgänge des ‚Bazar' und suchte darin, womit ein Fettfleck am besten zu tilgen sei . . ."

„Ach, also jenes Papiergeraschel kam nicht vom Korrespondieren? Du hast keine Abschiedsbriefe geschrieben?"

„Abschiedsbriefe? Wozu? . . . Nun, zuletzt fand ich doch als bestes Mittel das Benzin gepriesen — und das hatt' ich doch schon früher gewußt — und und so suchte ich mir also in der Schublade ein passendes Arzneifläschchen . . ."

„Ah!"

„Und ging heute nachmittag . . ."

„Zum roten Mohren, ich weiß es, und kauftest dort . . ."

„Benzin, und jetzt vor dem Schlafengehen verriegelte ich meine Thüre ganz fest — ich weiß nur nicht, wo in aller Welt der Schlüssel hin sein mag — aber der Riegel hält ja auch, es konnte mich niemand

überraschen, und da breitete ich mein armes schwarzes Seidenkleid über den Tisch . . ."

„Das also war die schwarze Totendecke?"

„Und denke Dir nur, bei dem Scheine von vier Kerzen war ich gerade daran, auf die dummen Fettflecke loszugehen, hatte sogar schon das Benzinfläschchen in der Hand und den Kork heraus, als ihr mich so zum Tod erschrecken mußtet, ich weiß noch jetzt nicht, warum."

Herr und Frau Müller schwiegen, sahen sich aber ganz sonderbar an. Dann sagte er zu ihr, indem er die Nase spöttisch spitzte: „Na, Mutter, morgen in aller Frühe schreibst Du wohl, he?"

„Keinen Buchstaben, Anton!" rief sie, förmlich zornig; „der Aktuar ist ja an allem schuld! Der soll mir wieder kommen!"

„Der Aktuar?" wiederholte Marie etwas zögernd, „eigentlich, Mama, muß man gerecht sein, der Herr Aktuar ist nicht am Unglück schuld."

„Nicht?"

„Ich hätte ja ebenso gut durch den Salon gehen können, aber ich . . ." Sie errötete ein wenig.

„Sprich, Kind, sprich geschwind," sagte die Mutter, „sonst geschieht ein Fehler!"

„Ich wollte ihn nur ein wenig necken," fuhr Marie fort. „Er ist so . . . so . . ."

„Unausstehlich, sagtest Du vorhin?"

„Nun . . . unausstehlich ist wohl doch nicht das richtige Wort . . ."

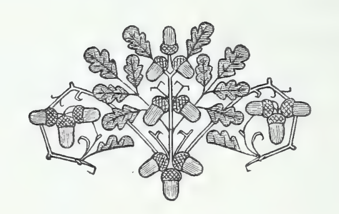
„Also sagen wir . . . abscheulich!" fiel der Vater ein.

„Aber, Papa!" verwahrte sich Marie, „im Gegenteil . . ."

„Ach so!" rief Herr Müller, halb enttäuscht, halb resigniert. „Mutter, ich fürchte sehr, Du mußt morgen doch schreiben!"

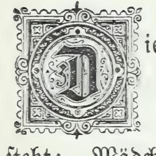
„Was man heute thun kann," rief Frau Müller entschlossen, „soll man nicht auf morgen verschieben. Ich schreibe noch heute!"





P. P.

(1882.)

ie zweckmäßigste Einrichtung eines Dorfschulhauses ist doch unzweifelhaft die mit zwei Thüren, über deren einer geschrieben steht: „Mädchen“, über der anderen: „Knaben“. Besonders zweckmäßig aber ist sie, wenn auch Herr Knabenschullehrer Peter und Fräulein Mädchenschullehrerin Pauline im Schulhause sogenannte „Naturalwohnung“ haben, natürlich nicht auf derselben Stiege (das fehlte noch!) oder auch nur in demselben Flügel des Hauses (warum nicht gar!) — sondern hübsch abgesondert, wie es den Basen im Dorfe recht sein kann, und dem Herrn Kirchenpatron, und dem Herrn Kurator, und so fort bis zur hohen Statthalterei hinauf, welche alle ein Auge haben auf die Sitten des sogenannten „Lehrpersonals“. Als ganz besonders zweckmäßig aber muß es andererseits auch anerkannt werden, wenn der Herr

Baumeister die menschenfreundliche Idee hatte, den beiden Lehrerwohnungen, deren Eingänge einander so fern liegen, je ein Fensterlein zu gönnen hinten hinaus auf den Kindergarten, und wenn diese beiden Fenster sich dicht nebeneinander öffnen. Wäre dies nicht der Fall, so könnten ja Herr Peter und Fräulein Pauline trotz der nahen Nachbarschaft gar nie ein herzlich Wörtchen miteinander wechseln, von dem die hohe Statthalterei, und der Herr Kurator, und der Herr Kirchenpatron, und selbst die Basen im Dorfe just nichts zu wissen brauchen, da das kein eigentlich amtlicher Verkehr ist. Ist doch die bekannte böse Zunge, die ehrsame Jungfer Nanett, des Großkrämers Töchterlein, ohnehin schon darauf verfallen, die beiden spöttisch Paul und Petronella zu nennen, bloß auf Grund eines alten Fernrohres, mit dem sie jenes Fensterpaar bestreichen kann; ein rechtes Glück, daß dieses von einem verewigten Großoheim herrührende Instrument nur für ein Auge eingerichtet ist und schon sehr trübe Gläser hat, denn ein neumodisches Doppelglas mit klaren Linsen würde ihr vielleicht noch weit schlimmere Spitznamen eingeben.

Besonders vortrefflich bewährt sich der eben geschilderte Baustil an einem Feiertag, oder nach den Lehrstunden, wenn die Schulstuben verlassen sind und im Kindergarten unten nur die lauten Spatzen von Zweig

zu Zweig hüpfen, denn die schwatzen selber so viel, daß sie unmöglich das bißchen Menschengeplauder von Fenster zu Fenster hören können. Wie es eben jetzt wieder stattfindet; gerade jetzt.

„Also heut abend ist Sylvester,“ sagte Herr Peter mit einer Wichtigkeit, als sei es ihm nach langer Arbeit endlich gelungen, ein vielbezweifeltes chronologisches Datum unanfechtbar festzustellen.

„Ein schöner Abend,“ entgegnete Fräulein Pauline, „das Jahr scheidet mit einem frohen Lächeln von uns.“ In der That lächelte der Himmel wie ein rosiges Mädchenangesicht, wie dasselbige, das da aus dem Fenster zu ihm hinanblickte.

Dann wieder zog es plötzlich wie eine Wolke über die Stirne des einsamen Mädchens, daß ihre Augen davon um eine Schattierung dunkler wurden. Und ganz so zog auch eine Wolke über das schimmernde Firmament, erst feuerrot, dann kupferbraun, dann grau und immer grauer.

„Was thun Sie denn um die Neujahrstunde, Fräulein Pauline?“ fragte Herr Peter.

„Laubheimers waren so gütig, mich zur Sylvester-Bowle zu bitten, — und Sie, Herr Peter?“

„Blaue Flasche . . . Extrastübchen . . . mit dem Chirurgus, dem Forstgehilfen und so fort.“

„Ohne Damen.“

„Leider . . . Die anderen sagen: gottlob.“

„Tauschen wir,“ scherzte das Mädchen, „ich gehe in die Blaue Flasche zum Chirurgus, Forstgehilfen und so fort, Sie aber fallen bei Laubheimers ein.“

„Gewiß nicht!“ rief der junge Mann sehr entschieden, „was thäte ich bei Laubheimers, wo mich niemand kümmert? Und Sie bei der Blauen Flasche, zwischen dem ledernen Feldscher und dem klotzigen Forstgehilfen, . . . nein, den Gedanken ertrüge ich gar nicht, dazu bin ich Ihnen ein zu guter . . . Nachbar.“

„Wir werden übrigens auch Blei gießen bei Laubheimers,“ bemerkte das Mädchen. „Um zu erfahren, was heuer wiederum . . . nicht eintreffen wird, wie alle Jahre.“

„Das Blei, das ist auch so eine Promesse, mit der man nie einen Treffer macht. Nun, wenigstens kostet es kein Geld.“

„Das nicht,“ sagte die Lehrerin mit einem kleinen Seufzer, „aber es kostet doch immer etwas.“

„Daß ich nicht wüßte! Was sollte es kosten?“

„Wenn Sie es nicht empfinden, dann kostet es Sie freilich nichts.“

„Was kostet es also? Bitte, sagen Sie es mir! Bei unserer guten Nachbarschaft!“

„Nun denn, vielleicht . . . eine Hoffnung. Das ist ja doch die Münze, in der wir, d. h. meinesgleichen, dem Geschick unseren schuldigen Tribut bezahlen.“

„Ei, wer wird denn so ernst werden?“ mahnte Herr Peter und suchte nach etwas, womit er sie erheitern könnte. Da fiel sein Blick auf obgedachte Wolke an obgedachtem Himmelsgewölbe. „Sieh da,“ rief er, „wie das unbedeutende Wölkchen dick und schwer und undurchsichtig geworden ist. Ganz schwer und grau, so recht bleigrau. . . Sehen Sie, Fräulein Pauline, nun könnten wir auch gleich Blei gießen, auf unsre Weise.“

„Gut, Herr Peter,“ lachte sie, „langen Sie mir mal einen Löffel voll von der bleiernen Wolke dort herab, ich will unterdes eine Schüssel mit Wasser füllen zum Ablöschen.“

„Nicht so, nicht so, liebe Nachbarin, aber Wolken nehmen bekanntlich gewisse Gestalten an, bald wie ein Wiesel, bald wie ein Kamel, nach Polonius nämlich. Nun passen Sie mal auf, und ich werde auch acht geben, was das himmlische Blei für prophetische Formen annimmt, denn es ist ja ganz klar, daß eine hohe Hand dort oben jetzt Blei gießt für zwei arme kleine Menschenkinder, die ihr von so tief unten mit gespanntem Auge zusehen.“

„Wie kindisch, Herr Peter,“ schmälte Pauline,

halb scherzend, halb ernsthaft, aber sie konnte doch nicht umhin, erst mit einem Augenwinkel und dann mit zweien, gar bald aber mit beiden weit geöffneten Augen nach der bedeutsamen Wolke aufzublicken.

„Sonderbar!“ rief Herr Peter, „was das Ding sich drollig in die Länge zieht. Jetzt schnürt es sich oben ein, immer mehr, wie ein Hals und ein Kopf drüber. Ein Frauenkopf!“

„Ein Männerkopf,“ behauptete Fräulein Pauline, „sehen Sie nicht, daß er einen Vollbart hat?“

Herr Peter strich sich über seinen schönen blonden Vollbart und rief: „Ei, wie wäre das ein Vollbart? Was Sie dafür ansehen, ist nichts anderes als die Büste.“

Mit einer Art Schreck rückte Fräulein Pauline plötzlich einen Schuh weiter ins Stübchen hinein; sie hatte sich in der That etwas weit hinausgelehnt.

„Aber der Bart wächst ja zusehends,“ fuhr sie nach einer Sekunde der Verlegenheit fort.

„Im Gegenteil, die Dame sieht, wie man zu sagen pflegt, von Minute zu Minute besser aus, sie entwickelt sich zu einem rechten runden Weibchen.“

„Zu drollig, wie die kleinen Wolkenflöckchen rechts und links heranschießen an die Schultern, daß sie zu richtigen Armen werden. Ach Gott, der arme Mann! der eine Arm ist ihm zu kurz geraten.“

„Er? Ihm? Ich sage Ihnen ja, liebes Fräulein, daß es eine Sie ist. Der eine Arm scheint nur darum so kurz, weil sie ihn vorn über die Taille gelegt hat."

Fräulein Pauline ließ geschwind den Arm sinken, denn sie hatte ihn just dort liegen, wo das Wolkenbild nach Herrn Peters Behauptung.

„Ich kann mir nicht helfen, ich sehe die Figur doch für einen Mann an," sagte sie, nachdem sie dem Prozeß dieser Menschwerdung noch ein Weilchen zugesehen.

„Und ich ganz entschieden für eine Dame, ein Fräulein," beteuerte ihr Nachbar. „Das ist ja übrigens meistens so mit diesen Bleifiguren, sie sind zweideutig wie rechte Orakel."

Während sie aber so fortstritten, begannen etwas unterhalb der Figur etliche kleine Dunstwölkchen sich seltsam zu vermischen und zu verschränken.

„Was soll denn da wieder werden?" sagte Herr Peter auf das neue Wunder deutend.

„Das sieht fast aus wie ein Buchstabe," meinte Fräulein Pauline.

„Vielleicht schreibt jene hohe Hand gleich den Namen der Figur darunter. Das wäre schön, da wüßten wir genau, ob mit dem Bilde ein Herr oder eine Dame gemeint war."

„Nein, es bleibt ein einziger Buchstabe, also nur

der Anfangsbuchstabe des Namens. Wahrhaftig, es ist ein großes P."

„Das bedeutet offenbar Pauline!" rief Herr Peter.

„Wieso denn?" protestierte sie, „da die Figur ein Mann ist? Das P bedeutet . . ."

„Was bedeutet das P?" rief Herr Peter rasch und lehnte sich weit heraus.

Aber das Mädchen hatte sich schleunigst in ihr Zimmer zurückgezogen und ihr Fenster war geschlossen.

— — —

Herr Peter war abends etwas nachdenklich bei der Bowle im Extrastübchen der Blauen Flasche. Erst gegen Mitternacht taute er auf und schrie dann am lautesten, als man das große „Prost" ausbrachte nach dem zwölften Glockenschlage. Nur hielt er das Glas merkwürdig lang in der Luft und gegen das Fenster hin, als schicke er sein Prost zum Fenster hinaus. Er hatte übrigens nicht lange mehr Geduld, sondern empfahl sich, was ihm der Herr Forstgehilfe fast übelgenommen hätte, weil er nun rechts ohne Flankenschutz blieb.

Herr Peter schritt heiß vom Punsch durch den blanken Schnee, aber nicht heimwärts, sondern gegen das Laubheimersche Haus hin, wo er doch gar nicht geladen war. Er blickte zu den hellen Fenstern hinauf; dort dachten sie augenscheinlich noch nicht daran, ein

Ende zu machen. Es war recht kalt, und als Herr Peter sich tüchtig durchgefroren hatte, kehrte er wieder in die Blaue Flasche zurück. Es war denn doch das beste, was er thun konnte. In einer halben Stunde war er wieder recht heiß und verschwand abermals, aber diesmal ohne Abschied, um die Gefühle des Herrn Forstgehilfen nicht aufzuregen. Bei Laubheimers war es noch immer ganz hell; konnten denn die heute gar nicht fertig werden? Er trottete eine halbe Stunde im Schnee auf und ab, bis ihn die Zehen schmerzten, und flüchtete schließlich nochmals in die warme Flasche zurück. Als er dann die Expedition an den Laubheimerschen Nordpol zum drittenmal wiederholte, fand er bereits alle Fenster dunkel und den Schnee vor dem Hause voll frischer Fußspuren. Er stieß ein ärgerliches Wort aus, das aus einem Wetter, einem Donner und einem Kreuz bestand, aber nicht ganz in dieser Reihenfolge; dann eilte er spornstreichs gegen das Schulhaus hin. Wie er an der Mühlenecke vorbeikam, wo ein großer Kreuzweg ist, sah er eine dichte Menschengruppe in geräuschvoller Weise kreuz und quer Abschied nehmen. Er wartete im Schatten, bis sie sich zerstreute, dann schoß er mit sehenswerter Behendigkeit hinter einer einzelnen weiblichen Gestalt her, die in die Schulgasse einbog. Kurz vor des Großkrämers Hause holte er sie ein.

Sie schrie auf, als er sie anredete. Er ergriff ihre Hand und sah ihr stramm in die Augen.

„Ich wollte nur noch einmal fragen, liebes Fräulein, was das P bedeutet hat,“ sagte er; „für mich bedeutet es Pauline.“

Ihre Hand zitterte heftig in der seinen, sein Gesicht glühte vom Punsch, von der Kälte, von zärtlichem Verlangen, er hielt sich nicht länger und schlang einen Arm um ihre Schultern.

„Das Wort! das Wort!“ rief er dringender, und sie konnte es ja gar nicht aussprechen, weil er seine Lippen so fest auf die ihren gedrückt hatte.

Da scholl von oben ein scharfes, spitzes, höhnisches Lachen herab und ein Guckfensterchen schloß sich klirrend. Das verbrecherische Paar fuhr jäh auf und floh von der gefährlichen Stelle hinweg. Erst vor dem Schulhause hielt es still.

„O weh, das war Jungfer Nanett,“ sagte Fräulein Pauline mit Thränen in der Stimme. „Ich bin verloren.“

„Gewonnen!“ rief er und schloß sie in seine Arme. „Hier steh' ich und verlange Dich zur Frau, nicht von Vater und Mutter, sondern von Dir selbst.“

Sie konnte nichts antworten als: „Mein Peter, mein lieber Peter!“

„War das vielleicht auch der Name, den jenes P für Dich bedeutete?“ fragte Herr Peter nach einem langen Augenblick des Glückes.

Ein Kuß war ihre Antwort.

„Siehst Du nun, wir haben beide gut gesehen,“ sagte Herr Peter, als sie endlich nach der Klinke griff. „Das Wolkenbild war für mich ein Mädchen, das Pauline hieß.“

„Und für mich ein Mann, der gottlob Peter heißt.“

„Und glaubst Du nun ans Bleigießen in der Sylvesternacht?“

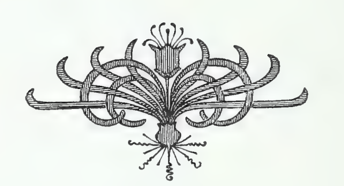
„Wie meine Schulmädchen ans Einmaleins.“

Die Thüre knarrte in ihren Angeln, das verschlafene Gesicht des Schuldieners wurde sichtbar.

„Gute Nacht, Peter.“

„Gute Nacht, Pauline.“





Neue Weihnachtsgeschichten.

I.

Das Christkind.

(1887.)



nd nun ging die Thüre auf, plötzlich, mit beiden Flügeln. Der ganze goldene Weihnachtsglanz schlug auf einmal in die Augen der Harrenden wie die Flamme eines Blitzes. „Mama!" klagte Hans, „Lottchen hält mir die Augen zu." In seiner Verwirrung merkte es der kleine Mann gar nicht, daß er selbst sich mit beiden Händen die geblendeten Augen zuhielt. Die übrigen riefen nichts als „Ah!" und wieder „Ah!" Nur Onkel Josef, aus Paris, der sich ja immer etwas apart ausdrückte, rief „O!"

Und nun wurde die Schwelle des Himmelreichs überschritten. Mama führte die drei Kinder an der Hand; wie sie das mit zwei Händen zuwege brachte, weiß nur sie allein. Im Saale war es hell und warm, wie im Sommer um Mittagszeit. Ein Wunder, daß

der weiße Schnee nicht schmolz und die kristallklaren Eiszapfen, von denen der gewaltige Tannenbaum schimmerte und funkelte. Der Schnee war nämlich Baumwolle, mit welcher Christine alle Zweige sorgfältig belegt hatte, und die Eiszapfen waren auch nicht aus gefrorenem Wasser verfertigt, sondern aus Glas, weshalb Onkel Josef das Wunder nicht einmal so groß fand. Und Kerzen brannten so viele, als wäre Papa ein Lichtzieher; und die Nüsse dazwischen waren alle vergoldet, o viel besser noch als Onkel Josefs Siegelring; und bunte Zuckersachen baumelten an allen Zweigen, o ein ganzer Zuckerbäcker war da aufgehängt. Und was nun erst alles unter dem Baume lag und auf den Tischen rings an den Wänden stand! Ein Zirkus, eine Menagerie, zwei Küchen, eine Waschtoilette, ein... eine ... ein ... Nein, so brav war Christkind noch niemals gewesen, niemals! Ob es wohl heuer wieder persönlich kommen wird, das liebe Christkind?

Da ist es!

Ein freudiger Schreck fuhr durch alle die kleinen Herzen. Hans klammerte sich zwar ängstlich am Fenstervorhang fest, den er in seiner Verwirrung für Mamas Kleid hielt, versicherte aber seine beiden Schwesterchen, es sei kein Grund zur Furcht vorhanden, er werde sie schon beschützen. In der That war der Anblick übernatür-

lich. Die Thüre von Mamas kleinem Salon hatte sich lautlos geöffnet, und auf der Schwelle stand das Christkind in Person. Es war sehr groß, weit größer als Mama, und hatte ein Gesicht wie ein Engel. Zwei Wänglein hatte es wie Rosen, und einen so kleinen roten Mund, und so große blaue Augen, und so lange gelbe Haare, die flossen über das milchblaue Kleid rechts und links bis an die Kniee herab wie ein goldener Mantel. Ein Heiligenschein mit vielen hellen Goldstrahlen umgab das stille, lächelnde Antlitz. Und ein himmelblaues Seidenband war sein Gürtel, und in der Hand hielt es aufrecht einen hohen, grünen Stengel mit einer schneeweißen Lilie an der Spitze. Selbst Onkel Josef konnte nicht umhin, dicht vor sein ewiges Augenglas noch einen Kneifer auf die Nasenwurzel zu setzen, was er meistens that, wenn es ihm der Mühe wert schien, . . . was allerdings nicht oft der Fall war.

„Ist das Christine?“ fragte er die Hausfrau leise.

„Gewiß,“ raunte diese zurück.

„Sappp!“ rief er, fast zu laut, und verschluckte etwas; vermutlich die Silben „risti“; das pflegt nämlich ein Pariser in solchen Fällen zu thun.

In der That, Mühmchen Christine hatte sich seit den zwei Jahren, daß er sie nicht gesehen, merkwürdig entwickelt. Damals in Tobelbad war sie so ein langes

Etwas gewesen, mit langen Armen und Beinen, mit langen Fingern an den langen Händen, und nichts als Ecken rundherum, an denen er sich immer stieß, wenn sie seinen Arm nahm, . . . was sie viel zu oft that, bis dann plötzlich jener große Verdruß kam, die fatale Geschichte mit dem Hut . . . „In Spanien tausend und drei, da bist du auch dabei“ u. s. w. Ein solcher Schabernack! Ihm, dem ruhigen Onkel Josef, der nur der Verwaltung seiner Gesundheit lebte, dieser „gußeisernen, innen weiß emaillierten“ Gesundheit, wie sie einmal gestichelt hatte! Ihm, der gar nie in Spanien gewesen war, auch bei weitem keine tausend und drei Lippen in seinem Leben gekü . . . War es ein Wunder, daß er damals verhältnismäßig so rasch aus Tobelbad verschwunden und erst diesen Abend wieder erschienen war? „Teuerster Josef,“ hatte ihm seine Schwester nach Paris geschrieben, „das Weihnachtsgeschenk, das ich von Dir erwarte, bist Du selbst; ich rechne sicher darauf und nehme auch durchaus kein anderes an.“ Auf eine so schmeichelhafte Einladung kann ein Pariser freilich nicht nein sagen.

Und nun that das Christkind einige Schritte vorwärts. Die Blumen des persischen Teppichs schienen bunter aufzublühen, wo es hintrat mit seinen lautlosen Engelsschuhen. Leise schwankte der Lilienstengel in

seiner Hand, als es unter dem Kronleuchter stehen blieb, dessen Licht wie ein goldiger Schauer über den Heiligenschein und den goldenen Lockenmantel rieselte. Und nun öffnete es die roten Lippen und sprach mit einer gar hellen, weichen Stimme das Folgende:

„Ich bin das Christkind wunderhold
Und will euch singen und sagen
Vom Bäumchen, das andere Blätter gewollt
Just vor einigen Tagen.“

„Vom Bäumchen, das andere Blätter gewollt,“ brummte Onkel Josef, „das ist ja, wenn ich mich recht erinnere, von Rückert; schon als Kind hab' ich es auswendig lernen müssen, . . . leider.“ Das Christkind aber hörte nicht, was man in Paris brummte, sondern fuhr fort:

„Erst wünscht' es sich statt Nadeln Laub, —
Und sieh, da kriegt' es Blätter;
Doch ach, bald wurde des Winters Raub
Diese Gabe der Götter.

Nun wünscht' es silberne Blätter sich, —
Gleich wuchsen sie, groß wie Thaler;
Da kam ein Bauer und mörderlich
Rupfte das Bäumlein kahl er.“

„Es ist wenigstens umgeformt,“ kritisierte Onkel Josef, „andere Strophen, kreuzweis gereimt, und das ganze kürzer gefaßt; also ein Blaustrumpf ist sie

geworden.“ Das Christkind aber hörte nicht, was in jenen Bart gebrummt wurde, sondern fuhr fort:

„Nun wünscht' es sich goldene Blätter gar, —
Flugs sproßten sie, gelb wie Dukaten;
Da kamen drei Räuber und plötzlich war
Die ganze Geschichte mißraten.

Nun wünscht' es sich Blätter von blankem Glas, —
Gleich fühlt' es sie klirren und zittern;
Da kam der Sturm und blies mit Geblas
Die gläserne Pracht zu Splittern.

So stand's, ach, als just ich ging durch den Wald,
Sah nackend das Bäumchen frieren.
‚Du Armes,‘ sagt' ich, ‚nun warte, will bald
Mit anderen Blättern dich zieren.‘“

„Schau, schau, ein ganz neues Finale,“ sagte Onkel Josef zu einem Mandarin aus Porzellan, der neben ihm stand. Aber dieser antwortete nicht und auch das Christkind schien nicht zu hören, sondern fuhr fort:

„Besteckt' es mit hellen Kerzelein,
Umschlang es mit Kettlein, papiernen,
Bajazzo und Püppchen baumelten drein,
Goldnüsse an goldenen Zwirnen,

Und Zuckerplätzchen und Marzipan
Und Schokolade-Husaren
Und Knallbonbons in Goldfiligran
Hing ich einzeln auf und in Paaren.

Da stand denn das Bäumchen ganz verdutzt,
Harzthränen in allen Augen:
‚Ach, Christkind, für wen hast so schön mich geputzt?
Ach, Christkind, für wen soll das taugen?‘

Da sagt' ich: ‚Ei nun, für Lottchen und Hans
Hab' ich dich geputzt . . . und endlich
Für die Gretel auch, die kleinste; 's ist ganz
Und gar doch selbstverständlich.‘

‚Für die Lott' und die Gret' und den Hans?‘ schrie's auf
Vor Freuden, ‚das ist ja prächtig!‘
Und so bracht' ich's denn her in raschem Lauf
Und stellt's in den Winkel bedächtig.

Und dem Hans und dem Lottchen und der Gret'
Gehört es und keinem andern, —
Doch das Christkind, dieweil's ja schon etwas spät,
Muß schleunig jetzt weiter wandern.“

„Ei, ei, nicht übel,“ raunte Onkel Josef dem Chinesen ins Ohr, dessen Wackelkopf darauf leise „ja ja“ nickte. Das Christkind aber merkte das nicht, sondern senkte nur, bereits zum Gehen gewendet, ganz sachte seinen Lilienstengel und berührte damit segnend ein Haupt nach dem anderen. Nur das des Chinesen ließ es aus, wahrscheinlich um desto länger auf Onkel Josefs etwas gelichtetem Scheitel verweilen zu können, den es kaum merklich mit dem Lilienkelche kraute. Eine eigentümliche Empfindung. Er fühlte den Segen

durch seine ganze rechte Seite hinabrieseln bis in die Fußsohle und dann durch die ganze linke Seite wieder heraufquellen bis ans Herz. Vielleicht hatten auch die Kinder etwas Ähnliches empfunden, denn die kleine Gret' zuerst, nach ihr aber auch die beiden größeren, waren, vom Zauber dieses geheimnisvollen Wesens überwältigt, vor dem Christkind in die Kniee gesunken und küßten ihm den Saum des Kleides und die Spitzen der Finger. Und Mama und Papa knieten auch da, nur der einzige Chinese nicht, und um diesem nicht zu gleichen, kniete schließlich auch Onkel Josef nieder und drückte seine Lippen auf eine Hand, die ihnen allerdings ein Streckchen weit entgegenkam. Er vergaß sogar wieder aufzustehen, denn diese Hand war eine zu große Überraschung für ihn. War sie doch weiß und glatt geworden seit zwei Jahren, und so merkwürdig voll, . . . das Ringlein daran mit dem blauen Stein kannte er gar wohl, damals war es an der inneren Seite dick mit weißer Stickwolle umwickelt, denn es war viel zu weit für den hageren Backfischfinger, jetzt aber . . . keine Spur von der Stickwolle, die er immer so abscheulich gefunden, und . . . und trotzdem saß der Ring jetzt ganz fest, Onkel Josef mußte sich schon beinahe anstrengen, um ihn herunterzukriegen. Und als ihm dies endlich gelungen, da war der Finger

plötzlich verschwunden, und mit ihm die Hand und das ganze Christkind.

„Lieber Josef, Du könntest vielleicht jetzt wieder aufstehen," sagte seine Schwester lächelnd.

Er gehorchte in einer leichten Verwirrung und staubte sich dann sorgfältig beide Kniee ab, als wäre der Salon makadamisiert, wie der Boulevard Saint-Michel, und nicht mit einem weichen Teppich belegt gewesen. Hierauf zog er seine Uhr und schlang einen losen Knoten in die goldene Schnurkette; so konnte er nicht vergessen, Christinen ihren Ring wiederzugeben. Einstweilen betrachtete er ihn sehr sorgfältig und begann einen erschöpfenden Vortrag über die grünliche Farbe der längere Zeit getragenen Türkise, welche, wie ihm ein Pariser Juwelier verraten, aus der menschlichen Haut Fett an sich zögen und dadurch jenen Stich ins Grüne erhielten. Da indessen Zirkus, Menagerie, Küche und Waschtoilette ringsum schon in vollem Betriebe waren, so erschien sein Vortrag wohl nicht recht zeitgemäß, auch merkte er bald, daß er kein Publikum hatte. Da dachte er sich dann: du drückst dich jetzt ganz sachte und machst mit Josefinen einen Spaziergang über den Boulevard des Italiens . . . d. h. über den Opernring, schöpfst einen Eimer Luft und kommst dann ebenso sachte wieder. Mit diesem Vor-

satz begann er sich in der That der Thüre zuzuschlängeln, als er an der Ecke der Zirkusgasse, wo Hans soeben eine Vorstellung in der höheren Pferdedressur gab, unvermutet auf seine Schwester stieß.

„Nun, hat sie es nicht reizend gemacht?“ diesen Revolver setzte sie ihm auf die Brust. „Seitdem die Kinder größer werden, macht sie das alle Weihnachten so, und seitdem schwören die Kleinen auf das Christkind. Es liegt doch eine gewisse Poesie darin, nicht wahr? Und das Gedicht hat sie auch selbst gemacht, ich war ganz erstaunt darüber. Mit gar nicht üblem Humor hat sie das lange Zeug von Rückert kurz skizziert und der Gelegenheit angepaßt. O, Christine hat sich seit zwei Jahren sehr schön entwickelt. Damals, weißt Du, war sie eine wilde Hummel.“

„Das ist wahr, ihren Stachel hab' ich oft genug empfunden,“ sagte Onkel Josef, „sie war stets auf dem Kriegsfuße mit mir. Ich weiß auch gar nicht, ob ich ihr denn schon den schlimmen Streich mit dem Strohhut ganz verziehen habe.“

„Ei, davon weiß ich ja gar nichts; hat man mir das so ganz verschwiegen?“

„Nun, Du weißt, ich trug damals einen Strohhut mit breitem Bande. Das Band war weiß und hatte fünf schwarze Linien quer durch; man trug sie

damals so. Eines Tages nun gehe ich ganz ruhig über die Promenade, da begegnet mir der Geiger Fröhlich, guckt scharf nach meinem Kopfe, lacht mich an und singt: ‚In Spanien tausend und drei, da bist du auch dabei.‘ Ich denke mir, der Mann hat getrunken und gehe weiter. Da treffe ich den Kapellmeister Jobst. Der guckt mir auch nach dem Kopfe, lacht auch und dudelt: ‚In Spanien tausend und drei, da bist du auch dabei‘. Haben denn heut alle Musiker zu stark gefrühstückt? frag' ich mich und schlendere weiter. Ich merke aber, daß von Zeit zu Zeit immer wieder einer lächelnd nach meinem Kopfe guckt, und als ich mich schließlich auf einen Stuhl setze, geht gar eine Gesellschaft von Damen rund um mich herum und liest gleichsam von meinem Hute ab: ‚In Spanien tausend und drei, da bist du auch dabei‘. Sapppristi! ruf' ich und nehme den Hut ab, da sehe ich, daß auf die fünf Linien des Bandes, als wären es Notenlinien, die ganze Melodie in Noten aufgeschrieben ist, ganz korrekt: ‚In Spanien tausend und drei, da bist du auch dabei‘. Ich war außer mir vor Zorn, ich sah mich als Gespött von ganz Tobelbad und . . .“

„Das ist allerdings böse, aber woher weißt Du, daß sie es gethan?“

„Woher? Als ich ihr eine Stunde später be-

gegnete, sah sie sogleich nach meinem Hut und rief unwillkürlich: ‚Ach Gott, nun muß ich mir weiße Tinte kaufen!‘ Ich hatte nämlich das Band mittlerweile schleunigst durch ein schwarzes mit weißen Linien ersetzen lassen. Und so hat sie sich halb in ihrer Überraschung, halb in ihrem Mutwillen verraten.“

„Das hab' ich nicht gewußt. Ja, sie war ein Unband damals. Aber Du hast sie auch oft geneckt, und vor allen Leuten. Gerade so mit vierzehn Jahren nimmt ein Mädchen das gern übel. Ich erinnere mich selbst, wie Du einmal auf der Promenade ihre lange Figur karikiert hast. Du legtest Deinen Spazierstock an sie, wie einen Zollstock, einmal und dann etwas höher noch einmal, und sagtest: ‚Ach, Du bist ja noch ein ganz kleines Ding, erst zwei Stock hoch.‘ Ich sah sie an, sie wurde nicht rot, sondern blaß; sie empfand eben schon wie ein großes Mädchen.“

„Sie verstand eben keinen Scherz,“ meinte Onkel Josef, der für *seine* Scherze Verständnis erwartete. „Übrigens hat sie mir ja nichts geschenkt. Ich scherzte öfters über ihre auffallende Länge, mein Gott, in harmloser Weise, wie ja meine Art ist. Ich sagte ihr zum Beispiel einmal: ‚Christine, Du bist anhaltend wie das Regenwetter‘. Darauf trumpfte sie mich aber mit dem schlechten Witz ab: ‚Monsieur‘ . . .

das sollte auf mein Parisertum anspielen . . . ‚Monsieur, um Ihre Hand werde ich nie anhalten.‘ Das war doch gewiß spitz genug.“

„Hand aufs Herz, Josef, das war Notwehr.“

„Auch gut; aber ich machte wenigstens immer gute Witze, wenn ich sie neckte. Weißt Du, was ich ihr auf ihren Stich erwidert habe? ‚Liebe Christine‘, sagte ich, ‚einmal wirst Du doch die Geistesgegenwart verlieren; ich gehe nämlich jetzt fort und da verlierst Du die Gegenwart meines Geistes.‘ War das etwa nicht fein?“

„Sehr, lieber Josef.“

„‚Und ich gehe fort und komme nicht mehr wieder,‘ fügte ich hinzu, vielleicht im Ton einer leisen Drohung, das ist ja möglich. Aber weißt Du, was sie darauf erwidert hat? ‚Nun,‘ sagte sie, ‚dann beweisest Du nur, daß Du ein Mensch bist.‘ — ‚Wieso?‘ frage ich. — ‚Das steht ja schon im alten Liede,‘ sagt sie und trällert nach bekannter Melodie: ‚Aber der Mensch, wann der fortgeht, der kommt nimmer mehr.‘“

Die Schwester lachte und fand den Trumpf im Grunde gut. Onkel Josef lachte auch und empfahl sich, auf eine halbe Stunde.

Er zog im Vorzimmer den Pelz an, auch die Winterhandschuhe, ergriff den Stock und setzte sich den

schimmernden Cylinder auf. Dann zog er ein anmutig geschweiftes Meerschaumpfeifchen aus dem Futteral, stopfte es mit echtem französischen Caporal, zündete es an, paffte etlichemale, öffnete endlich die Thür, trat über die Schwelle und . . .

Versteinert blieb er stehen. Er hatte die unrechte Thür geöffnet und war nicht auf den Vorplatz hinaus-, sondern in eine Stube hineingetreten. Niemals in seinem Leben hatte er eine solche gesehen. Eine große Puppenstube für eine große Puppe, vollgestopft mit den putzigsten Dingen, brauchbaren und unbrauchbaren, bunt durch einander. Wände, Decke und Möbel mit Zitz überzogen, weiß mit schmalen hellblauen Streifen, und die Bordüren sämtlich aus ähnlichem Zitz, aber hellblau mit schmalen weißen Streifen. Und über alle Wände hin, in allen Ecken, auf allen Möbeln ein Krimskrams von Nichtsen, die wie Etwas aussahen. Auf den ersten Blick ein genial arrangiertes Boudoir, ein wahres Stillleben von eleganten Kleinigkeiten in geschmackvoller Zusammenstellung, näher besehen jedoch nichts als niedlicher Plunder. Da waren Bonbonnieren, die niemand mehr mochte, abgelegte Fächer, Tanzordnungen aus mehreren Generationen, verwelkte Ballbouquets von jener zarten Fadheit der Farben, wie Makart sie liebte, zierliche Kränze von Vergiß-

meinnicht oder Immortellen über verblichenen Photographien, kleine Gestelle voll mit Gott weiß was, Tischdecken aus Dingen, nicht zu enträtseln, Kissen aus namenlosen Bestandteilen, und in der Mitte hing eine Ampel, in deren rosigem Scheine Christine selbst dastand. Den Lilienstengel und den Heiligenschein hatte sie schon abgelegt, aber sie trug noch immer das glatte milchblaue Engelskleid mit dem himmelblauen Gürtelband und darüber das lose Blondhaar.

Der Anblick des Gestiefelten und Gespornten, den sie sogleich erkannte, schreckte sie nicht. „Ah, monsieur Joseph macht dem Christkind seinen Gegenbesuch,“ scherzte sie und reichte ihm eine Hand. „Darauf war ich nicht gefaßt, aber um so mehr weiß ich die Ehre zu schätzen. Bitte, Onkel Josef, da ist ein besonders passender Sessel für Dich, mit Seitenlehnen. Ich sitze absichtlich auf diesem Stutzstühlchen ohne Lehne, weil es mich veranlaßt, mich recht gerade zu halten, . . . so zum Beispiel.“ Und schon saß sie kerzengerade auf dem „Puff“ und Onkel Josef im Lehnstuhl, mit beiden Armen flach auf den Armlehnen; sie selbst hatte ihm diese Extremitäten sorgfältig so hingelegt. Glücklicherweise war er nicht überrumpelt genug gewesen, den Hut aufzubehalten, nur Pelz und Handschuhe hatte er noch an und Stock und Pfeife in der Hand.

„Onkel Josef, so sitzt man im Schlitten, wenn man nach Sibirien deportiert wird,“ lachte Christine; „nun, da hast Du noch ein Kissen, die Kniee zu wärmen.“

Er war etwas verlegen und beschäftigte sich daher vorderhand mit diesem Kissen, das ihm sehr merkwürdig vorkam. „Ein sehr schönes, reiches Kissen,“ sagte er endlich, „sehr geschmackvoll, vermutlich auch... entsprechend teuer?“ Denn ein Pariser kennt das sofort.

Christine machte ganz runde Augen. „Teuer?“ rief sie, „ich hab’ es ja selbst gemacht; etwas Seidenfaden hat’s gekostet, sonst nichts.“

„Aber der Rohstoff,“ meinte Onkel Josef und strengte sein Augenglas ein wenig an, „ich sehe da Gold, Perlen, Brokat . . .“ Denn in Paris lernt man dergleichen auf den ersten Blick erkennen.

„Ach so,“ lachte sie, „laß einmal sehen; woraus hab’ ich denn das eigentlich fabriziert? Dieser Brokat ist im Grunde die unrechte Seite des einzigen Seidenlappens, der an Tantens altem Arbeitsbeutel noch brauchbar war, aber auch nur noch auf dieser Seite. Ich habe nur etliche farbige Perlen aufgenäht, um die Lücken des verkehrten Musters zu füllen. Die vier Rosetten in der Mitte, . . . richtig, die stammen von dem alten Lehnstuhl, der vorigen Winter in den Koch-

herd wanderte; ich habe sie jedoch mit Goldfaden ausgenäht, den ich aus der Einfassungsschnur desselben Möbels herauszog. Es macht sich ganz prächtig, nicht wahr? Was diesen bordeauxroten Atlas betrifft, geht er, wenn ich mich recht erinnere, auf einen Capuchon Großmamas zurück; da er schon ziemlich fadenscheinig ist, mußte ich ihn als Rüsche verwenden, um den Effekt zu retten. Diese schwarzen Spitzen, die so kostbar dreinschauen, habe ich aus jener alten Bonbonniere herausgetrennt, und mit dieser rotseidenen Schnur ist einst kein Großvezier erwürgt, sondern das Leibchen eines Zigeunerkostüms aus Mamas Brautzeit eingeschnürt worden. Die untere Seite des Kissens aber ist schwarzer Taffet, . . . doch nein, wo der her ist, das kann ich Dir gar nicht sagen, Onkel Josef, das würde sich nicht schicken."

„Nein, ein Blaustrumpf ist sie nicht," dachte er halblaut.

Dann führte sie ihn im ganzen Zimmer umher und erklärte es ihm im einzelnen. Er hörte nicht genau auf die Worte, er hörte nur ihre Stimme perlen und folgte mit den Augen ihren Armen, wenn sie sich hoben, und sie schienen ihm gar nicht mehr so lang wie vor zwei Jahren. „Auch Deine Stimme hat sich zu ihrem Vorteil geändert, Christine," sagte er einmal,

über welches „Auch“ sie sich einen Augenblick beleidigt stellte, dann aber, um des lieben Friedens willen, sich entschloß, es als Schmeichelei aufzufassen. Die muntere Plauderei wurde dadurch nicht gestört und dauerte ziemlich lange, bis Onkel Josef sich plötzlich besann:

„Halt, ich wollte ja fort, einen Gang im Freien zu thun; Josefine wartet.“

„Jose . . . fine?“ stieß sie mühsam hervor und trat weit von ihm hinweg.

„Ja wohl,“ sagte er mit einem gewissen Feuer, „ich sehne mich förmlich nach ihr. Nur schwer könnt' ich sie den ganzen Abend missen.“

Sie richtete sich stolz auf und sagte, so kalt sie konnte: „Gehen Sie, Monsieur.“

„Schau, schau,“ neckte er, „Du wirst doch auf meine alte Josefine nicht eifersüchtig sein?“

„Eifersüchtig?“ fuhr sie auf und setzte dann mit einer gewissen Förmlichkeit fort: „O, Monsieur, welch ein Recht hätte ich dazu? Sie sind ja frei, . . . das wird wohl in Paris so Mode sein.“

„Gewiß, liebes Kind, ist das Mode; jeder Mann hat dort seine Josefine, die ihn nie verläßt; selbst Ehemänner . . .“

„Pfui, Onkel Josef,“ rief sie empört. „Ich sollte Dir gar nicht weiter zuhören, wenn Du solche Dinge

erzählst, aber ich bin jetzt glücklicherweise schon ein großes Mädchen und habe einen Begriff von der Welt. Übrigens hast Du ja auch schon vor zwei Jahren in Tobelbad immer von ihr geschwärmt, von dieser ... Person, die immer mit Dir zu reisen scheint. Daß ich Dir's nur einmal sage, als erwachsenes Mädchen darf ich es ja, ... schon damals, obgleich ich ein Kind war, hat mich dieses Verhältnis mit Abscheu erfüllt. Wenn Du so plötzlich von uns wegliefst, um mit Josefinen im Walde zu lustwandeln, hätte ich oft weinen mögen vor Entrüstung. Und dann wieder war ich neugierig, sie einmal zu erblicken; wer weiß, ich hätte ihr vielleicht etwas Unartiges gesagt oder gethan, aber kein Mensch kannte sie, unter die Leute gingst Du mit ihr nicht, vermutlich weil sie nirgends zugelassen worden wäre. Freilich, ich war damals noch ein Fratz, ein sogenannter Backfisch, und die haben meistens solche Mucken; heute ist mir das ganz gleichgültig, o ganz und gar, aber damals ... aus bloßem Ärger, siehst Du, weil Du mit ihr eine Landpartie gemacht hattest, spielte ich Dir den Schabernack mit dem Hute, damit Dir Don Juan jeder, der Dich sah, zurufen sollte: ‚In Spanien tausend und drei, da bist du auch dabei.'"

„Christine!" rief Onkel Josef, der diesen plötz-

lichen Ausbruch mit einem eigentümlichen Lächeln, ordentlich wie belustigt, angehört hatte. „Ist es denn wahr, Christine, darum hast Du es gethan?“

Er griff nach ihrer Hand, aber sie stieß die seine zurück und sprudelte im Zorne weiter: „Ja wohl, und damit Du nur alles weißt, ich hatte gerade damals einen besonderen Grund dazu. Ich war ja ein närrisches Kind und wurde als solches behandelt, besonders von Dir, abscheulicher Don Juan, aber ich war Dir darum doch . . . doch . . . ich war Dir eine gute Nichte. Und da hatt' ich einst den kindischen Einfall, eine rote Rose ins Schlüsselloch Deiner Thüre zu stecken. Ich hätte es nicht thun sollen. Und als ich dann hörte, daß Du anderen Tags mit Josefinen über Land fahren wolltest, da reute mich's und es kochte so in mir auf und ich eilte hin, was ich laufen konnte, um die Rose geschwind wieder wegzunehmen. Aber da war sie schon fort. O, was hab' ich mich damals geärgert! Mir war ganz wurmbergerisch zu Mute! Ich dachte mir nämlich, Du würdest sie sogleich Josefinen schenken.“

„Also von Dir war sie?“ rief Onkel Josef ganz verklärt. „O, ich habe sie lange verwahrt; drei Tage, glaub' ich.“

„Du dachtest vermutlich, sie käme von . . . ihr?“

„Ach Gott nein, Josefine schenkt niemals Blumen und nimmt auch keine geschenkt. Sie ist nicht so sentimental. Eine kleine brünette Pariserin, nicht ohne Feuer, aber ohne eigentliches Herz. Fein ist sie auch nicht, das muß ich gestehen. Ich könnte sie z. B. in keinen Salon mitnehmen, sie würde von keiner Dame neben sich gelitten werden. Und dennoch, siehst Du, kann ich ohne sie nicht leben. Absolut nicht! Ich liebe sie nicht so wie Dich . . . Denn, daß Du es nur weißt, Du süßes Christkind, ich liebe Dich, ich bete Dich an, wie vor einer Stunde auf den Knieen . . .“ er ergriff ihre beiden Hände und zog die Erglühende an sich . . . „aber ich liebe sie anders, ganz anders, und wenn Du Dich mit meiner Josefine versöhnen willst, ja dann sollst Du mein Weib, meine Herrin, meine Göttin sein . . .“

Jetzt endlich wurde ihm der Pelz etwas hinderlich und er warf ihn mit einem Ruck ab, um Christinen in seine Arme zu schließen. Sie wollte sich wehren, aber sie mußte ihn doch wiederküssen; sie mußte. Sie vergaß ganz an Josefinen und dachte nur an Josef.

„Ich will sie Dir vorstellen, sogleich,“ sagte er, als diese Episode vorüber war.

„Aber . . .“ wandte sie schüchtern ein.

„Kein Aber!“ rief er. „Du bist ein unwissendes

Kind. Sieh her, hier steht meine Josefine, versöhne Dich mit ihr."

Er zog seine Pariser Meerschaumpfeife aus der Tasche und hielt sie ihr anmutig mit zwei Fingerspitzen hin.

War das Scherz? War das Ernst? Sie traute ihren Ohren nicht. Aber er beharrte durchaus darauf:

„Erfahre denn, Du unschuldvolles Christkind — und das soll meine Rache für den Don Juan-Hut sein —, erfahre, daß der Franzose seine Tabakspfeife ‚ma Joséphine' nennt. Joséphine erwartet ihn mit Ungeduld, er geht mit Joséphine spazieren, auf den Boulevard und über Land; sogar nach Tobelbad nimmt er sie mit, wo sie sich dann die grimmige Feindschaft gewisser junger Damen zuzieht, welche nicht genug Französisch wissen und aus Mißverstand sogar Rosen aus Schlüssellöchern wieder zurücknehmen wollen. Kurz, er kann ohne Joséphine nicht leben, und obgleich sie nicht salonfähig ist, muß selbst seine Frau sich mit Joséphine vertragen. Willst Du das auch versuchen, mein liebes, kindisches Christkind?"

Auf sprang sie und lief um ein Streichholz. Im Nu brannte Josefine und Christine that die ersten Züge aus ihr. So war es noch die vielgeschmähte kleine Pariserin, welche den Bund dieser beiden Herzen ein-

weihte. In dem keuschen Mädchenstübchen da mußte er sie ausrauchen, ganz, bis auf den Grund. Er hätte nicht geglaubt, daß er fern von Paris so glücklich sein könnte, wie da zwischen Christinen und Josefinen, welche beide nur für ihn glühten.

Aber nun hieß es, zur Gesellschaft zurückkehren. Das gab eine große Überraschung, besonders für die Kinder, welche es nicht recht begriffen, wie Christine zum Kleide des Christkindes kam. Auch nachdem sie schließlich schon erfahren hatten, daß infolge einer eigentümlichen Verkettung von Umständen Onkel Josef das Christkind heiraten werde, schienen sie sich eine ganz eigene Vorstellung von der Sache zu machen; wenigstens fragte Lottchen, welche dabei überhaupt die allergrößten Augen machte: „Mama, heiratet das Christkind in jedem Hause den Onkel Josef?“

Es war schon sehr lange nach Mitternacht, als Onkel Josef auf die Uhr sah und in seiner Uhrkette jenen Gedächtnisknoten fand. Da rief er: „Christine, ich muß Dir ja Deinen Ring zurückgeben!“ und steckte ihr geschwind den Ring an den Finger. In dem aber hatte sich mittlerweile der blaugrüne Türkis wunderbarerweise in einen blutroten Rubin verwandelt. Es ist aber auch möglich, daß der Ring nicht der nämliche gewesen.

II.

Onkel Fritz.

(1887.)



nter dem sonderbaren Gerät, mit dem meine Kindheit möbliert war, ist mir eines der unvergeßlichsten Stücke eine große schwarz-weiß-rote Kugel mit zwei seltsamen nußgroßen Höckern. Oft genug fällt sie mir ein, bei verschiedenen Anlässen, auch habe ich schon wiederholt von ihr geträumt. Diese Kugel war der Kopf meines guten seligen Onkels Fritz. Er hatte nämlich ein ganz dunkelrotes Antlitz und in jüngeren Jahren einen pechschwarzen, ungewöhnlich dichten Haarwuchs, der jedoch zu meiner Zeit auf dem Schädel schon schlohweiß geworden war, während Bart und Schnurrbart, sorgfältig rasiert, eine kohlschwarze Spur in Gestalt eines seltsam ausgezackten und ausgebuchteten Fleckes rings um das Gesicht zurückgelassen hatten. Dieser dreifarbige Kopf war natürlich ein stadt-

bekanntes Naturspiel, auf das man sogar die Fremden aufmerksam machte. Was die beiden Höcker daran betrifft, konnte ich ihre Bedeutung damals noch nicht recht würdigen; später erfuhr ich, daß zu jener Zeit die Gallsche Schädellehre noch sehr in Mode gewesen, und erinnerte mich, daß ich Onkel Fritz oft stundenlang hatte ruhig dasitzen sehen, jene Kugel in beiden Händen haltend und die Mittelfinger rechts und links fest auf jene beiden Höcker gepreßt. „Er erfindet wieder," hatte dann der oder jener gemurmelt, leise, um ihn nicht zu stören, und so reime ich mir zusammen, daß jene Höcker damals für den Sitz der spezifischen Erfindungsfähigkeit gegolten haben müssen.

Auch in seiner Kleidung hatte Onkel Fritz manches Auffallende. Besonders erinnerlich — weil ich ihn nicht wenig darum beneidete — sind mir seine Knöpfe. Sie waren nicht angenäht, wie die der übrigen Menschheit, sondern gleich unseren Hemdknöpfen alle zum Durchstecken durch zwei Knopflöcher eingerichtet, sogar die des Winterrockes. Das immer ärgerliche Abreißen von Knöpfen kam also bei ihm niemals vor. Er hatte diese ebenso einfache als geniale Verbesserung selbst erfunden und seiner Zeit sogar große geschäftliche Hoffnungen daran geknüpft. Leider kann man in der Welt der Mode nur mit unpraktischen Neuerungen durchdringen, die ver-

besserten Patent-Knöpfe fanden bei den Schneidern keinen Anklang und Onkel Fritz blieb der einzige, der sich ihrer unleugbaren Vorteile zeitlebens erfreuen durfte.

Und während ich dies schreibe, kann ich nicht umhin, die Lade meines Schreibtisches aufzuziehen und ein verschossenes rotes Futteral herauszunehmen. Ich bin immer ein wenig gerührt, wenn ich es öffne, und thue dabei gewöhnlich die Äußerung: „Armer Onkel Fritz!" Denn das Futteral enthält seine goldene Taschenuhr, die er dreißig Jahre lang getragen und in seinem letzten Willen ausdrücklich mir vermacht hat. An dem Werk ist nichts besonderes, das Ding ist eben eine gewöhnliche Spindeluhr aus den Vierziger-Jahren. Aber man würde ganz vergebens an dem bekannten Knopfe drücken, damit der Deckel aufspringe, wobei mindestens einmal im Jahre die Feder zu brechen pflegt. Onkel Fritz hatte die Möglichkeit dieses unangenehmen Zwischenfalles ein- für allemal beseitigt, indem er eine überaus sinnreiche und dennoch ganz zweckmäßige Änderung des herrschenden Typus ersann. Der Deckel seiner Taschenuhr hat nämlich gar keine stählerne Feder, sondern wird einfach mittelst zweier Halbkreisbewegungen der Hand abgeschraubt, wie der Deckel einer runden Sandauer Schnupftabaksdose, und dann auf dieselbe Art wieder angeschraubt. Ich muß gestehen, daß ich mir etwas

Vollkommeneres in dieser Hinsicht nur schwer denken kann, und dennoch — sollte man es glauben? — verhielten sich seiner Zeit die Uhrmacher, selbst die Genfer und Londoner, gegen diese Verbesserung auffallend kühl, und eine Berühmtheit wie Bréguet in Paris kaufte zwar das Modell, für seine Kuriositätensammlung, lehnte aber die Erwerbung des Patentes ohne eingehende Begründung ab.

In unserer Familie konnten solche Mißerfolge Onkel Fritzen nicht schaden. Er galt trotzdem für das Genie der Familie, das aber vermutlich um hundert Jahre zu früh geboren worden sei. Wir Kinder wurden von den Eltern gelegentlich sogar beneidet, weil „wir es noch erleben würden“. Onkel Fritz selbst war Philosoph genug, sein Los gelassen zu tragen. Immer heiter und zuversichtlich, zweifelte er niemals an sich selbst und erfand ganz munter drauf los, so daß er eine ganze Sammlung von Patenten hinterlassen hat. Namentlich für Weihnachten hatte er immer etwas Neues ersonnen, und dieses Etwas bildete stets das spannende Moment des Christabends. Ich selbst habe leider nur einen einzigen solchen Abend miterlebt, aber ich werde den Eindruck, den mir Onkel Fritz damals machte, nie verlieren. Um einen Kopf größer erschien er mir, sein Antlitz leuchtete noch röter als sonst, und infolgedessen

war der Schimmer seines Haares noch weißer und der Schatten um Kinn und Wangen noch schwärzer. Wie ein Zauberer aus einem vorgestrigen Jahrhundert stand er in unserer Mitte, oder wie der Prophet eines übermorgigen. Wenn er meine Wange gestreichelt hatte, blickte ich ängstlich in den Spiegel, ob ich nicht plötzlich ein ganz anderer geworden. Und wenn er sich zum Sprechen anschickte, erwartete ich irgend eine verblüffende Mitteilung, z. B. daß er soeben das Pulver erfunden habe oder dergleichen.

Nun, an jenem einzigen Weihnachtsabend hat es mir nicht an wirklichen Überraschungen gefehlt. Der Weihnachtsbaum war, nach einer von Onkel Fritzens frühesten Ideen, mittelst einer einzigen Kurbeldrehung am Tische festgeschraubt; jene noch unvergessene Katastrophe, welche ein zufällig umgestürzter brennender Christbaum einst in einer angesehenen Familie verursacht hatte, war ihm zum Anlaß dieser Erfindung geworden, die unglaublicherweise gar keine Beachtung gefunden hat. Und unter dem flammenden Baume lag auf dem wohlbekannten roten Sammtkissen ein Zettel, der den Namen meiner Base Annette trug. Sie war Onkel Fritzens erklärter Liebling und ihr hatte er sein diesmaliges Geisteskind gewidmet. Da lag denn das unbekannte Etwas auf dem Zettel, in einem niedlichen

Etui, das täuschend dem Futteral einer Zigarrenspitze glich. Um so größer war Annettens Aufregung, welche ihren Gipfelpunkt erreichte, als Bäschen das Etui öffnete und darin . . . richtig eine Zigarrenspitze aus Meerschaum fand.

Annette war nämlich damals keine Raucherin; sie raucht meines Wissens auch jetzt nicht, und nun hatte gerade sie als Weihnachtsgeschenk eine Zigarrenspitze erhalten. Auch die übrigen Anwesenden schienen etwas betreten, doch sagten sie nichts, denn Onkel Fritz mußte ja wissen, was er wollte. Und in der That, er wußte es. Er trat vor, in den hellen Lichtschein des Christbaumes, ergriff den geheimnisvollen Gegenstand und hielt folgende Ansprache:

„Meine liebe Annette. Seit drei Jahren hat mich ein technisches Problem Tag und Nacht beschäftigt. Eine ganze Reihe von Versuchen habe ich gemacht, um es zu lösen. Wünschet mir Glück, denn es ist mir gelungen."

Ein heftiger Gratulationssturm brauste auf und erschütterte ganz merklich den mächtigen Bau des Redners, der vor lauter Umarmungen, Küssen und Händedrücken erst nach einer geraumen Weile wieder zu Worte kam.

„Ich will kurz sein," fuhr er dann fort; „hier in meiner Hand halte ich etwas Niedagewesenes. Es

ist, mit zwei Worten gesagt, eine rauchverzehrende Zigarrenspitze.“

Eine tiefe Bewegung ging durch den dichtgedrängten Kreis. Offenen Mundes sahen wir uns, ihn, die Zigarrenspitze an; er aber fuhr fort:

„Seit hundert Jahren liegt diese Erfindung in der Luft; in der That, seitdem man Zigarren raucht. Der Zigarrenrauch ist nicht nur der Gesundheit so vieler Leute schädlich, deren Atmungsorgane angegriffen sind, sondern er scheidet die Menschheit förmlich in zwei Hälften. Für Raucher — für Nichtraucher: heißt es in der ganzen Welt, im Omnibus und auf der Eisenbahn, sogar im Salon, in der Häuslichkeit. Diese Spaltung, welche durch das ganze moderne Leben geht und die Menschen sich entfremdet, hoffe ich geheilt zu haben. Ich griff das Übel an der Wurzel selbst an und nun, meine Lieben, ist es ausgerottet. Die rauchverzehrende Zigarrenspitze — welche übrigens eine ganz andere Einrichtung hat, als die sogenannten rauchverzehrenden Kaminschlote — ist so konstruiert, daß von dem sich entwickelnden Rauche einerseits nicht das geringste Teilchen in die Luft entweichen kann, da er durch einen konstant wirkenden Aspirator nach innen gezogen wird, wo er andererseits, durch eine zwischen Rohr und Pfeife eingefügte Vorrichtung gebannt, auch nicht in Mund

und Nase des Rauchers zu gelangen vermag. Thatsächlich also, meine Lieben, wird der ganze Rauch innerhalb der Pfeife verzehrt."

Er warf einen großen Blick um sich her; in stummer Bewunderung standen wir da. Dann erklärte er uns den ganzen Mechanismus, indem er die Spitze auseinanderschraubte und uns die einzelnen Bestandteile zeigte. Nur eines teilte er uns nicht mit. „Woraus dieser rauchverzehrende Mineralschwamm besteht," sagte er, „das, meine Lieben, gestattet mir einstweilen noch geheim zu halten. Es ist ein von mir neu dargestellter Stoff, der hier zum erstenmal in die Technik eintritt und noch zu großen Aufgaben berufen ist. Ein versiegeltes Couvert in meinem Schreibtisch enthält übrigens das Geheimnis, für den Fall, daß mich etwas Plötzliches treffen sollte."

Er sagte dies mit einer gewissen Ergebung, welche so rührend klang, daß mehrere anwesende Damen sich die Augen wischen mußten.

„Und nun," rief er hell und heiter wie ein Trompetenstoß, „auf zum Experiment!"

Er steckte eine Zigarre in die Spitze, zündete sie an und reichte sie meinem Bruder Hans, der alsbald mächtig zu paffen begann. Gespannt hingen aller Augen an seinem Munde. Er war ein starker Raucher und

hatte einen guten Blasebalg in der Brust, auch wurde die Zigarre zusehends kleiner, und dennoch gelang es ihm nicht, auch nur das leiseste Rauchwölkchen aus dem Munde zu blasen. Er bekam in der That keinen Rauch in den Mund und auch die Luft des Zimmers blieb ganz rein.

Da brach ein Beifallssturm los, wie im Theater. Das Experiment war glänzend gelungen und Onkel Fritz wurde fast erdrückt von der allgemeinen Anerkennung. Mit berechtigtem Stolze hub er denn auch wieder an:

„Ihr seht ein, meine Lieben, welche Wichtigkeit für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft dieses unscheinbare Gerät hat. Es wird die Friedenspfeife der Welt werden. Aber auch das hohe Ärar“ — hier nahm seine Stimme eine gewisse Feierlichkeit an — „wird dadurch ein namhaftes gewinnen, denn selbst die eingefleischtesten Nichtraucher können von jetzt an getrost rauchen, und das Erträgnis des Tabakmonopols geht daher einer unerhörten Steigerung entgegen.“

„Wenn nur,“ murmelte mein Vetter Leonhard, ein ziemlich boshafter Herr, „wenn nur die Raucher auf den Rauch werden verzichten wollen.“

Glücklicherweise wurde diese skeptische Bemerkung von unserem Jubel übertäubt und Onkel Fritz schloß

seine Rede mit den schlichten Sätzen: „Wohlan denn, meine geliebte Annette, diese reiffste Frucht meines Erfinderlebens lege ich Dir in den Schoß. Du rauchst zwar nicht selbst, . . . obgleich Du aus dieser Spitze unbesorgt rauchen kannst; aber Du kommst jetzt nachgerade in ein Alter, wo . . ., in ein Alter, das . . ., kurz und gut, diese Zigarrenspitze soll Deine Mitgift sein."

Annette errötete bis weit hinter die Ohren, so daß selbst ich, der hinter ihr stand, es bemerkte, und ihre Mutter umarmte sie schluchzend, Onkel Fritz aber fügte hinzu: „Sie wird Dich und Deinen Zukünftigen reich machen."

Mit andächtiger Bewunderung hatte ich zugehört und fragte mich in meinem Innern, ob denn der berühmte Gutenberg so großes für die Menschheit geleistet. Ich hätte vermutlich statt Gutenbergs Edison gesetzt, wenn dieser damals schon bekannt gewesen wäre. Indessen legte sich nach und nach die Aufregung, denn man war hungrig geworden. Wir gingen zu Tische, wo obenan Onkel Fritzens Haupt leuchtete; kein grünes Lorbeerreis umkränzte es, aber mir war, als sähe ich auf seinen zwei bedeutsamen Höckern geheimnisvolle Feuerfünkchen glimmen. Übrigens bot mir auch die Mahlzeit noch zwei große Überraschungen. Als die Bestecke das erste Mal gewechselt wurden, war ich sehr

betroffen, daß wir sämtlich schwarze Teller bekamen. Ganz schwarze Porzellanteller, ohne irgend ein buntes Blümchen oder auch nur den zartesten Goldrand. Ich dachte an irgend eine Trauerzeremonie, deren Veranlassung mir unbekannt war, sozusagen an einen gegessenen Trauer-Salamander. Dazu kamen auf schwarzer Schüssel vortreffliche Donaukarpfen.

„Ja, ja," seufzte Onkel Fritz, als er sich davon einen rechtschaffenen Bissen langte.

Weiter sagte er nichts, aber aus dem Gespräch der anderen erfuhr ich, daß die zahlreichen Erstickungsfälle infolge verschluckter Fischgräten, namentlich beim Karpfenessen, ihn vor etwa zwölf Jahren bewogen hätten, auf ein Mittel zur Beseitigung dieses Übelstandes zu sinnen, und da hätte er denn richtig die schwarzen Fischservices erfunden. Das Ei des Columbus! Oder giebt es etwas Einfacheres und Verläßlicheres, als einen schwarzen Teller, um die weißen Gräten, selbst die feinsten, augenblicklich zu entdecken und zu beseitigen? Von einem weißen Teller stechen sie nicht ab, auf einem schwarzen aber können sie sich keine Sekunde lang verstecken, selbst wenn sie nur mit den äußersten Nadelspitzchen aus dem Bissen hervorragen. Die Zweckmäßigkeit dieser Neuerung war so einleuchtend, daß eine Porzellanfabrik seiner Zeit wirklich zwei solche Fisch-

services herstellen ließ; des einen bediente sich Onkel Fritz selbst, das andere . . . war noch immer zu haben. Die Menschen aber fuhren fort, Fische zu essen und Gräten zu schlucken, und selbst die furchtsamste Familienmutter schwang sich nicht so weit aus dem Pfuhl des Herkömmlichen empor, um jenes noch immer verkäufliche zweite Service und mit ihm die Sicherheit ihrer Kinder zu erwerben.

Tiefe Schwermut legte sich über mein junges Gemüt, während ich mir meinen Fisch auf dem schwarzen Teller schmecken ließ. „Sic vos non nobis“, dachte ich, denn erst ganz kürzlich hatte ich in der Schule diesen lateinischen Vers erlernt, der übrigens vielleicht gar nicht recht auf den vorliegenden Fall paßte. Erst als das Gefrorene kam, entraffte ich mich wieder dieser Betäubung, denn niemals vorher und nachher hatte ich solches Gefrorene gekostet. Es schmeckte nämlich ganz eigentümlich salzigsüß und war, wie man mir später erklärte, Fleischgefrorenes. Onkel Fritz hatte es erst kurz vorher erfunden, als das Ideal einer, wie er sich ausdrückte, „nahrhaften Näscherei“. Eigentlich war es aber weit mehr als das, wenn man nur bedachte, wie viele Kranke überhaupt nichts als Gefrorenes zu sich nehmen können, dem Fleischgefrorenen also unter Umständen die Fristung, wenn nicht gar die Rettung

ihres Lebens danken könnten. In der That war Onkel Fritz bereits nahe daran gewesen, dieserhalb einen Vertrag mit einem Konditor zu schließen, aber die Gewerbebehörde qualifizierte dieses Gefrorene als Fleischspeise, und zur Bereitung einer solchen fehlte dem Konditor die Befugnis, während hinwiederum die Gastwirte erklärten, sie könnten sich nicht mit der Herstellung von Gefrorenem befassen, das sie lieber fertig vom Konditor bezögen. So blieb denn auch die Ausnützung dieser Erfindung auf den engsten Familienkreis beschränkt; erst eine weniger engherzige Gewerbeordnung könnte den Bann lösen, der auf ihr ruht.

— — Ich habe den guten Onkel Fritz in den letzten Jahren seines Lebens nicht gesehen. Aber daß er tapfer fortfuhr, an der Schwerfälligkeit seiner Zeitgenossen mit immer neuen Erfindungen zu scheitern, verriet mir viel später ein Zeitungs-Inserat unter dem Titel: „Kein Schnupfen mehr!“ Von der alten Erfahrung ausgehend, daß Flanell das beste Mittel gegen Erkältung sei, hatte nämlich Onkel Fritz Schnupftücher aus Flanell als probates Schnupfenmittel empfohlen und sogar eine Niederlage davon errichtet. Aber auch damit drang er nicht durch; dieselbe Zeit, die sich mit wahrer Leidenschaft in Jägersche Wolle kleidet, ließ sich um keinen Preis bewegen, sich in Onkel Fritzsches

Flanell zu schneuzen. Es scheint sogar, daß jene Niederlage den Bedauernswerten um einen namhaften Teil seines Vermögens gebracht hat. Auch der Verstand des Greises hielt nicht mehr recht stand und die Welt hatte nur noch ein Lächeln für den sonderbaren Schwärmer, als er angesichts des Vorschlages, die brennbaren Stoffe der Theater mit pikrinsaurem Schweißnichtwas zu imprägnieren, in einer Zeitung mit dem Gegenvorschlag hervortrat, lieber das Publikum mit diesem Stoffe zu imprägnieren, da es doch eigentlich darauf ankomme, dieses unverbrennbar zu machen.

Wenige Wochen später starb er, ohne den Triumph auch nur einer seiner großen Ideen erlebt zu haben. Aber ich zweifle keinen Augenblick, daß die Zukunft so manche derselben verwirklichen wird.



III.

Die goldene Nuß.

(1881.)



Ich erstaune noch heute, wie es gekommen, daß nicht Karl Heller, sondern Heinrich Köhler die hübsche kleine Bertha Jung heimgeführt hat. Nur Karl Heller war darüber noch mehr erstaunt . . . und Heinrich Köhler. Allerdings ist die Sache nicht ganz richtig hergegangen, und einem Manne ist dabei groß Unrecht geschehen, oder vielmehr zweien. Das war die Geschichte mit der vergoldeten Nuß. Vergoldet! Haha! Sie hätte sollen pechkohlrabenschwarz angestrichen sein.

Es war nämlich am Weihnachtsabend. Bei Herrn Jung, dem Kunstblumen-Fabrikanten, brannte der Christbaum lichterloh. Die Kinder plünderten ihn unter lautem Jubel, auch die größeren. Bei Jungs gab es nämlich immer eine Menge Kinder, besonders Mädchen.

Und darum handelte Frau Jung sehr klug, wenn sie die jungen, ledigen Beamten des Hauses alljährlich mit unter den Christbaum zog. Schon fünfmal hatten die kleinen Flammen bräutliche Scheitel beglänzt, und der betreffende Christbaum stand dann auch für ewige Zeiten im Ehrenwinkel des betreffenden neugegründeten Salons, wie ein natürlicher Kleiderstock. Die Beamten waren mit dieser Überlieferung des Hauses Jung wohlbekannt und befolgten sie mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie alle anderen Geschäfts-Usancen.

Die Jungschen Weihnachtsabende hatten infolgedessen eine eigene Stimmung. Es lag immer eine seltsame Rührung in der Luft. Etwas Unausgesprochenes zuckte in vielen Zungen. Das Fräulein, welches eben an der Tour war („außertourlich“, wie man beim Militär sagt, geschah in dieser Richtung nie etwas), schien meist ein wenig befangen und errötete, wenn auch nur das Stubenmädchen sie fragte, ob sie den Kellerschlüssel nicht gesehen habe. Auch die jungen Leute waren mitunter etwas aufgeregt, es war sogar vorgekommen, daß einer oder der andere sich wegen Unwohlseins entschuldigen ließ; aber diese Gebrechlichen wurden immer bald entlassen, denn eine Kunstblumenfabrik braucht vor allem gesunde, kräftige Leute.

Fräulein Bertha war erst fünfzehn Jahre alt,

und darum war die Spannung auf die Weihnachts-Ereignisse diesmal noch nicht bedeutend. Erst mit sechzehn Jahren pflegte das Verhältnis zwischen den Töchtern und Beamten des Hauses Jung ein gespanntes, das heißt in unserem Falle ein vertraulicheres zu werden.

Darum hatte der Buchhalter Herr Heinrich Köhler ganz unbefangen und ahnungslos den Salon seines Chefs betreten. Er war munter und spaßhaft gewesen wie immer, hatte Frau Jung die linke Hand geküßt, weil die vom Herzen käme, hatte Herrn Jung gegenüber bemerkt, daß die Kunstblumen-Fabrikation sich doch auch auf die Herstellung von künstlichen Christbäumen erstrecken sollte, und hatte Fräulein Bertha gefragt, wer ihr denn etwas ins rechte Ohr gesagt hätte, daß es so rot sei. Worauf das rechte Ohr sofort erblaßt war und dafür das linke Feuer gefangen hatte. Frau Jung hatte ihm darauf gesagt: „Wann werden Sie endlich ernst werden?“ Herr Jung hatte beigefügt: „Sie Spaßvogel, Sie!“ Und Fräulein Bertha hatte gedroht: „Herr Köhler! Herr Köhler!“ Man sieht also, daß die Zeitgenossen in ihrer Meinung über Herrn Köhler auffallend einig waren.

Dann war drin im Zimmer des Weihnachts-Geheimnisses ein schwerer Fall geschehen, begleitet von

hundertfachem Gekoller kreuz und quer über den Fußboden hin. Und Frau Jung hatte lachend gesagt: „So, warum habe ich auch Herrn Heller gestattet, bei dem Aufputzen des Baumes zu helfen? Nun hat er den Korb mit Nüssen hinuntergeworfen." Herr Köhler guckte durch das Schlüsselloch und rief dann geschwind die anderen, damit sie sähen, wie Herr Heller auf allen Vieren unter Tischen und Kanapees umherkrieche, um die entwichenen Nüsse wieder einzufangen. Man lachte weidlich über den Ungeschickten.

Als man genug gelacht hatte, schlug sich Herr Köhler plötzlich vor die Stirn. „Warum prügeln Sie sich denn so unbarmherzig durch?" fragte die schalkhafte Bertha. Herr Köhler legte geheimnisvoll den Zeigefinger an die Lippen, dann nahm er einen Sessel und stellte ihn auf einen gewissen Punkt des Salons. Hierauf bückte er sich und schlug einen Zipfel des großen Teppichs um, so daß er eine Schlinge bildete. Dann ergriff er ein Spiel Whistkarten, das auf dem Tische lag, und häufte es auf einem runden Marmortischchen auf. Sodann stellte er ein Glas Wasser auf ein Wandschränkchen. Alsdann pochte er an der Thür, bis Herr Heller den Kopf herausstreckte und fragte, was er denn wünsche. „Ach, Heller, geben Sie mir doch ein paar Nüsse heraus, ich brauche sie dringend."

Herr Heller reichte ihm sofort das Gewünschte und zog sich schlau schmunzelnd wieder zurück. Hierauf legte Herr Köhler etliche Nüsse unfern der Ecke des Schränkchens auf den Boden. Endlich stellte er seinen Cylinderhut auf den nächsten Lehnstuhl.

Erstaunt sahen die drei zu. Was mochte er wollen? Aber Herr Köhler winkte ihnen zu schweigen, und sie schwiegen.

Eine Minute später that sich die Thür leise auf. Noch leiser trat der Herr Kassierer Karl Heller ein. Noch viel leiser, geradezu unhörbar, schloß er die Pforte hinter sich. Seine blauen Augen lächelten mit frohem Gezwinker durch die kreisrunden Brillenscheiben. Um seine Lippen schnörkelte sich ein merkwürdig schlauer Ausdruck. Er rieb sich die Hände, wenn auch nur hinter dem Rücken, und schielte dabei nach Fräulein Bertha.

Nun that er zwei Schritte und stolperte über den Sessel, welchen Herr Köhler mit weiser Berechnung hingestellt hatte. Fast wäre er gefallen, aber noch erhielt er sich geschickt im Gleichgewicht. Nur geriet er dabei leider mit der linken Fußspitze in den aufgerollten Teppichzipfel und mußte einen wahren Salto mortale machen, um seine Haltung zu retten. Daß er dabei mit den Händen Stützpunkte suchte und erst mit

der einen Hand das Spiel Karten auf den Boden streute, dann, an die andere Hand appellierend, mit dieser in das volle Wasserglas auf dem Schränkchen tappte, konnte gar nicht ausbleiben. Erschreckt, verwirrt, schlug er nunmehr die entgegengesetzte Richtung ein. Selbstverständlich trat er sogleich auf eine Nuß, deren Krach seinen schon erschütterten Nerven einen solchen Riß gab, daß er außer sich auf den Lehnstuhl niedersank, aber nur um durch das Krachen des Cylinders gleich wieder in hellem Entsetzen aufgescheucht zu werden.

In einer Viertelminute hatte Herr Heller alle diese schwierigen Wendungen und Handgriffe ausgeführt. Ganz verdutzt sahen die Anwesenden zu; jetzt erst begriffen sie alle versteckten Absichten des Herrn Köhler. So gutherzig sie waren, bei einer solchen Posse kann das beste Herz nicht ernsthaft bleiben. Sie löſten sich auf in hellem Gelächter.

„Köhler, Sie sind ein großer Menschenkenner!“ rief Herr Jung und hielt sich die Seiten.

„Haben Sie auch nichts ausgelassen, Herr Heller?“ fragte Frau Jung, die sich vor Lachen krümmte.

„Nein, gnädige Frau,“ entgegnete Herr Heller, noch immer außer sich. Er dachte, sie frage nach der Ausrüstung des Christbaumes, und sie meinte doch die

verschiedenen Fußangeln, die seiner Ungeschicklichkeit gelegt worden waren. Er war eine ahnungslose Natur. Weil er niemandem etwas Böses hätte thun können, fiel es ihm auch nicht entfernt ein, daß er selbst das Opfer teuflisch schlauer Veranstaltungen geworden sei. Er glaubte, der boshafte Zufall allein habe so viel und so ausgesuchtes Mißgeschick auf seiner kurzen Reise aus dem einen Zimmer ins andere zusammengehäuft. Nur eines verdroß ihn dabei. Fräulein Bertha hatte alles mitangesehen. Sie hatte mitgelacht . . . Nein, nein, er hatte sie nicht lachen sehen; allerdings hatte sie sich den Fächer vor das Gesicht gehalten. „O, sie ist gut,“ sagte er bei sich, und eine eigene Zuversicht illuminierte sein Augenglas. Er lächelte in seine Halsbinde hinein, wie einer, der da weiß, was nicht jeder weiß. Was mochte der Mann in petto haben?

— — — Nun denn, wie gesagt, die Kinder plünderten den Weihnachtsbaum. Das Barometer der Freude stand auf Stürmisch. In dem Toben des freundlichen Unwetters stand nur einer still und gefaßt da und heftete seine Augen unverwandt auf einen Punkt des Baumes. So faßt der Steuermann den Polarstern ins Auge, der sein Schifflein sicher durch alle Fährnis geleiten soll. Plötzlich gab es ihm einen elektrischen Schlag. Und es war doch nichts geschehen.

Nur der jüngste des Hauses, der geräuschvolle Otto, hatte eine goldgleißende Nuß vom Baume gepflückt, die ganz besonders in die Augen stach, weil sie nach allen Seiten goldene und silberne Strahlen aus feinstem Flimmerdraht schoß, ganz wie der wirkliche Polarstern. Gerade diese hatte auch Karl Heller unverwandt ins Auge gefaßt, und nun zitterte er und bebte, als hätte er die Fabrikkasse erbrochen und geleert vorgefunden. Es wurde ihm schwarz vor dem einen Auge und vor dem andern blendend hell.

Otto hatte sich mit seiner goldenen Beute aus dem Staube gemacht. Aber selbst die schönste Nuß will geknackt sein, und so kam er bald wieder herangestürmt, damit Bertha ihm die seltsame Nuß öffne. Der kleine Schreihals duldete keinen Aufschub, Bertha that ihm also seinen Willen. Aber als Otto ans Verspeisen ging, machte er eine unheimliche Entdeckung. Mitten durch die Nuß ging ein länglicher, walzenförmiger Gegenstand von ganz rätselhafter Natur. Niemals noch in den sechs Jahren seines Lebens war ihm solches begegnet. In größter Aufregung eilte er zu Frau Jung. „Mama, Mama, ein hölzerner Wurm!“ Frau Jung konnte die Verstörtheit ihres Lieblings nicht übersehen; um ihn zu beruhigen, unterwarf sie die geheimnisvolle Nuß einer eingehenden Prüfung.

„Ein hölzerner Wurm? Närrchen, so was giebt es ja gar nicht,“ meinte sie.

Aber der Gegenstand war unzweifelhaft vorhanden und war wirklich ein sonderbares Gewächs. „Ein Naturspiel,“ meinte Herr Jung, der seine reifere Erfahrung nun auch in die Wagschale warf. „Aber Holz ist das nicht,“ warf Frau Jung ein, indem sie die Brille aufsetzte, „eher scheint es ein papierartiger Stoff zu sein, eine Art Pergament, möchte man sagen.“

Und gleich darauf rief sie erstaunt: „Sieh da, sieh da, wie es sich blättert! Es rollt sich ja ordentlich auf, wie ein Zettelchen. Ei der tausend, es ist wirklich ein Zettel . . . und Geschriebenes steht auch darauf!“

Mittlerweile hatte sich die ganze Gesellschaft herbeigedrängt, um das Naturspiel zu sehen. Herr Jung, den eine freundliche Ahnung überschlich, tippte seiner Gattin mit dem Daumen zwischen die sechste und siebente Rippe, wo sie besonders empfindlich sein mochte, denn sie stieß ein halblautes „Ha!“ aus. Es ist aber auch möglich, daß dieser Ausruf nur der unerwarteten Entdeckung eines Manuskripts „in nuce“ galt. Herr Jung seinerseits hatte unterdessen bereits seinen Kneifer auf die Nase gesetzt und las, nicht ohne Mühe, die

mikroskopisch kleine Schrift. Laut vor allen Leuten las er sie:

„Blickt mich an, ihr blauen Augen,
Euer Strahl ist warm und gut,
Rühren soll euch meine Liebe,
Treue ist mein höchstes Gut;
„Heil Dir" wünscht ein ehrlich Herz
Achtungsvoll und ohne Scherz."

„Alle Wetter! Noch giebt es echte Poesie im Jahrhundert der Maschinen!" rief Herr Jung lachend. „Das nenn' ich einmal ein Gedicht!"

Alle Hände streckten sich nach dem Schriftstück aus. Nur Fräulein Bertha rührte sich nicht, aber sie glühte wie eine Rose. Frau Jung lernte das Gedicht augenscheinlich auswendig, und im Hintergrunde, nun, da zerbrach soeben ein Lampenglas; man vermutete daher mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß Herr Karl Heller sich dort aufhalten dürfte.

„Halt, das ist ja gar ein Akrostichon!" rief Frau Jung jetzt überrascht aus. Fräulein Bertha versteckte sich augenblicklich in ein unzerreißbares Bilderbuch. „B—E—R—" buchstabierte Frau Jung mit triumphierender Stimme. Fräulein Bertha klappte das Bilderbuch über ihrer ganzen kleinen Person zu. „T—H—A!" fuhr Frau Jung unbeirrt fort. „Es ist Bertha, beim Himmel! Papa, unserer Bertha gilt das schöne

Gedicht . . . „Achtungsvoll und ohne Scherz,“ ist das nicht zart und höflich zugleich? Und kein Name . . . Doch, da stehen zwei Buchstaben: K. H.“

„K. H.,“ wiederholten sämtliche Anwesende im Chor. Die Lampe im Hintergrunde mit dem zerbrochenen Glase räusperte sich heftig und erlosch.

Herr Jung trat zu Herrn Heinrich Köhler hin, blinzelte ihn von der Seite an, stieß ihn sachte mit dem Ellbogen und flüsterte ihm ins Ohr: „Potz Wetter, ein Jahr hätten Sie doch noch warten können mit Ihrer Liebeserklärung, Sie ungeduldiger Jüngling; das Kind ist ja erst fünfzehn Jahre geworden!“

„Aber Herr Jung!“ stotterte Herr Köhler etwas verlegen.

„Schon gut, schon gut,“ fiel ihm Herr Jung ins Wort; „haben ganz recht; war auch einmal jung und begreife Sie.“

„K. H.,“ spintisierte Frau Jung nachdrücklich, „wer in aller Welt kann dieser kühne Mensch sein?“ Da fiel ihr Blick auf Herrn Köhler, welcher noch immer etwas verlegen dastand. „Holla, und das fiel mir nicht augenblicklich ein? K. H., das ist: Köhler Heinrich! Nun ja, wer könnte auch sonst eine so verwegene Idee fassen?“

Im Hintergrunde fiel eine Schachtel Bausteine mit Gepolter zu Boden.

„Gnädige Frau,“ begann Herr Köhler mit einer gewissen Feierlichkeit, „bin ich denn der einzige K. H. im Hause? Und würde ich als Heinrich Köhler nicht vielmehr H. K. gesetzt haben?“

Das unzerreißbare Bilderbuch senkte sich wie betroffen, und ein großes blaues Auge funkelte unruhig den Sprecher an.

Man stutzte einen Augenblick. Herr Jung betrachtete das Gedicht aufmerksamer und murmelte: „Bei Gott, es ist Karl Hellers Kassiererschrift.“ Dann lachte er fröhlich auf und schrie: „Sie, lieber Köhler, der Spaß ist gut, denn er bleibt ja unter uns, aber die Schrift eines andern nachzuahmen, und so täuschend nachzuahmen, das geht doch etwas zu weit! Sie sind ein Teufelsmensch! Wenn es nicht ganz unmöglich wäre, daß unser wackerer Heller ein Gedicht dichte, und was für ein Gedicht! „Blickt mich an, ihr blauen Augen“ — „Achtungsvoll und ohne Scherz“ . . . Das Gedicht ist famos! Nein, Heller, Sie sind ein kreuzbraver Kerl, und ich liebe Sie wie einen Sohn, aber so ein Gedicht bringen Sie nicht zusammen, nicht wahr, Heller?“

Herr Karl Heller tauchte aus dem dunklen Hin-

tergrunde auf, wie ein Gespenst. Er war totenblaß und kalte Tropfen standen auf seiner Stirn. Wirr durcheinander zuckte es in seinem Kopfe . . . Ja, sie hatte doch über ihn gelacht hinter ihrem Fächer, jetzt wußte er es gewiß . . . Und dieser unruhige Blick vorhin, nach Heinrich Köhler, als er die Autorschaft leugnen zu wollen schien . . . Es ist gewiß, sie liebt ihn.

„Nicht wahr, lieber Heller, so etwas schreiben Sie nicht?“ wiederholte Herr Jung.

„Nein,“ entgegnete Heller mit fester Stimme.

Wie ein Feuerfunken schoß es aus jenem blauen Auge durchs Zimmer, dann hob sich das unzerreißbare Bilderbuch wieder wie eine spanische Wand.

„Das Souper ist aufgetragen,“ meldete eine willkommene Stimme.

Die ganze Gesellschaft brach auf. Nur die beiden jungen Männer standen regungslos wie Bildsäulen auf ihren Plätzen. Einen Augenblick sahen sie sich in die Augen, Karl Heller stolz und starr, Heinrich Köhler schmerzvoll, flehentlich. Aber das war nur ein Augenblick, dann sagte Herr Heller mit weicher Stimme:

„Herr Köhler, reichen Sie doch dem Fräulein Ihren Arm.“

Da konnte sich Herr Köhler nicht mehr halten.

Er stürzte zu Herrn Heller hin und schloß ihn stürmisch in seine Arme. Sie waren beide tief erschüttert.

Niemand wußte, warum. Es stand wie ein großes Fragezeichen über der reich besetzten Tafel.

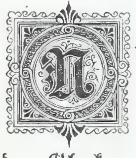
Aber der erste Trinkspruch, von Herrn Köhler auf seinen teuren Freund Heller ausgebracht, machte alles klar. Niemals wieder hat Herr Karl Heller so hoch gelebt, als man ihn jetzt leben ließ. Er fiel aus einer Umarmung in die andere, und über ihm leuchteten zwei blaue Sterne, zu denen er wehmütig-ergeben aufblickte . . . „achtungsvoll und ohne Scherz“.



IV.

Waldmuhme.

(1880.)



irgends auf Erden vielleicht herrscht unter den Kochlöffeln ein seltsamerer Brauch, als zu Dornau. Sie müssen ihn wohl den Glocken abgeguckt haben, denn wie diese ihren Karfreitag haben, an dem sie regelmäßig nach Rom wandern, so haben auch die Kochlöffel von Dornau ihren gewissen Adventsonntag, an dem sie aus den kleinen Bauernwirtschaften des Dorfes alle miteinander plötzlich verschwinden. Wohin? Das weiß keine Bäuerin, oder sie forscht wenigstens nicht darnach. Sicher wissen es aber alle im vorhinein, denn tags darauf, schon ganz früh morgens, holt die Bäuerin in jedem Hause den neuen Kochlöffel aus dem Schrank, den Jahres-Kochlöffel, der in weiser Voraussicht jenes rätselhaften Verschwindens schon früher angeschafft worden und übers

Jahr um die nämliche Zeit wieder verschwunden sein wird. Darum haben die Leute in Dornau das Sprichwort: „Besser, Advent holt den Löffel, als die Katz' holt den Brei", womit es auch gewiß seine Richtigkeit hat.

Ist dieses schon an sich seltsam, so ist es noch sonderbarer, daß die Kochlöffel von Dornau regelmäßig unter den Schürzen verschiedener kleiner Mädchen verschwinden und sich nach einer gewissen Hütte am Waldende des Dorfes begeben, wo „Waldmuhme" haust. So haben sie nämlich die kleinen Mädchen zubenannt, teils aus topographischen Gründen, teils aber auch, weil ihnen „Muhme Georgine" zu dorffremd klingen würde und gar nicht zu merken.

Waldmuhme ist aber eine merkwürdige alte Dame. Alle kleinen Mädchen haben Angst vor ihr, denn sie trägt eine große Radhaube, wie die Eule, die an des Herrn Ökonomierats Scheunenthor genagelt ist, und überdies hat sie einen langen, dünnen, runzligen Zeigefinger, der ist eiskalt und feucht dazu, und den pflegt sie den kleinen Mädchen, welche ihr acht Tage vor Weihnachten die Kochlöffel bringen, in die Grübchen der roten Backen zu bohren, und brummt dazu zwischen ihren einzigen drei Zähnen: „Komm nur her, mein dummes hölzernes Kochlöffelchen, ich will eine Braut

aus dir machen; war auch mal eine und bin doch nur ein alter dummer Kochlöffel geblieben.“ Am Ende haben die Leute gar recht, daß es in Waldmuhmes Oberstübchen nicht recht richtig sei, — die kleinen Mädchen aber gucken immer umsonst nach dem Dach der Hütte, um dieses berühmte Oberstübchen zu suchen, und können immer keines finden, denn die Hütte hat nur ein Erdgeschoß, und so verstehen sie die Sache zuletzt gar nicht.

Acht Tage vor Weihnachten hat aber Waldmuhme richtig immer zwei Dutzend alte, schwarze Kochlöffel bei sich versammelt und ist dann die ganze Woche nicht mehr zu erblicken. Nur von fern umschleichen mittlerweile die kleinen Mädchen die geheimnisvolle Hütte, in der sich nun ihre Kochlöffel auf wundersame Weise in lauter niedliche, bräutlich gekleidete Weihnachtspuppen umwandeln. Es werden allerdings keine vornehmen städtischen Damen daraus, mit ziegenledernen Händen und fein lackierten Gesichtern, und mit echten goldenen Messingringen an den Armen, sondern nur arme bäuerliche Dorfpuppen, diese sind aber dafür desto vollkommener und lassen sich nicht spotten.

Denn Waldmuhme hat in ihrer Stube einen großen Schrank, der ist voll mit lauter Putz und Pracht, und war ehedem noch viel voller. Des Schulmeisters Ännchen, die den Schrank einst zufällig offen gesehen,

erzählt seitdem voll Bewunderung von Sammt und Seide und einem langen, weißen Schleier, der wohl vom Scheitel bis an die Fersen reichen möchte, und von einem weißen, aber vergilbten Atlasschuh, nicht größer als ihre Hand — der wäre just herausgekollert, sagt sie, die Alte hätte ihn jedoch rasch in den Schrank zurückgeschleudert und beide Flügel heftig zugeschlagen. „Ei, das ist ja ein ganzer Brautstaat!“ hatte die Köchin des Herrn Hofrichters bei dieser Schilderung ausgerufen, und die alte Beschließerin hatte darauf entgegnet: „Nichts Lächerlicheres, als so eine ewige Braut!“ — „Ja, sitzen bleiben thut weh,“ meinte hierauf die Köchin ganz nachdenklich, und die Beschließerin erwiderte mit einem Achselzucken: „Jeder Husar ist ein Schmetterling,“ was aber Ännchen für einen Scherz hielt, denn ein Husar und ein Schmetterling sehen doch ganz verschieden aus, — auch habe das Herrenhaus da früher „Georginenhof“ geheißen — und in Italien bleibe so mancher hängen — und noch anderes mehr, lauter wirres Zeug, was Ännchen gar nicht verstand.

Auf Puppen aber versteht sich Waldmuhme meisterlich, das müssen alle kleinen Mädchen einräumen. So ein Kochlöffel, wenn er aus ihren Händen kommt, ist gar nicht wieder zu erkennen; er trägt aber auch

freilich ein gut Stück Brautstaat der Muhme am Leibe. Vor allem bekommt er von ihr einen anständigen Kopf, der ist ausgestopft mit allem, was eine wirkliche junge Braut darin zu haben pflegt, so sagt Waldmuhme, besonders mit Werg und alten Lappen nnd Sägespänen. Darüber ist ein feiner rosenfarbener Flor gespannt, der Flor der Jugend, so sagt Waldmuhme, wenn sie die fertigen Brautpuppen abliefert, und der allein hält den ganzen Kopf zusammen. Unter diesem Flor aber bringt sie eine Menge feiner Sächelchen an, welche das Lärvchen einer Braut zu schmücken pflegen. Vor allem schneidet sie aus ihrem rosenfarbenen Seidenleibchen zwei kleine eirunde Fleckchen, die schiebt sie unter den Flor und zupft und stochert sie dann von außen her mit einer Nadel geschickt zurecht, bis sie an der richtigen Stelle sitzen als zwei rosige Wänglein, blühend vor Brautfreude und holder Verschämtheit. Dann schneidet sie ein kurzes weißes Schnürchen vom Saume ihres Brautkleides und schiebt es gleichfalls unter den Flor, aufrecht zwischen beide seidene Rosenwangen, und das ist die Nase. Quer darunter kommt ein scharlachrotes Streifchen Strumpfband, das giebt doch gewiß einen Mund zum Küssen. Etliche schwarze Sammtbändchen aber haben schon eine Unzahl rabenschwarzer Scheitel geliefert und Hunderte fei-

ner halbmondförmiger Augenbrauen, unter denen eine große himmelblaue Perle als Augenstern eingenäht wird. Und das alles steckt fest und genau unter dem feinen Flor, jedes an seinem Platze, wo es just hingehört, nur zum Verlieben. Beneidenswertester aller Kochlöffel! In diesem Stadium seines Lebens würde einer gewiß selbst mit einem Quirl nicht tauschen, und der ist doch von Geburt ein weit vornehmeres Geschöpf und hat auf dieser Erdenwelt nichts weiter zu thun, als Walzer zu tanzen, noch dazu in lauter süßem Zeug. Und dann kommt aber erst noch der bräutliche Staat, den jeder Kochlöffel auf den Leib geschneidert kriegt, als sollte er mit nächstem vor den Altar treten mit einem vornehmen Quirl und ihm zugetraut werden fürs Leben — aber ach, diese Quirle sind ja wahre Schmetterlinge — nein doch, Schmetterlinge sind ja die Husaren, — wie sagte nur Schulmeisters Ännchen?

Und wenn die prunkenden Brautpüppchen dann fertig stehen, angethan mit festlicher Zier, in rosenroten Seidenleibchen und weißen Seidenröcklein, lange, weiße Schleier den Rücken herabwallend, und wenn die himmelblauen Perlen ihrer Äuglein sich fast vom Zwirnfaden losreißen vor Sehnsucht, während die rosa Seide ihrer Wangen sich vergeblich bemüht, wechselweise zu erbleichen und zu erglühen, dann kichert Waldmuhme

recht hämisch unter ihrer dünnen Nase und patscht in ihre dürren Knochenhände mit unheimlichem Geklapper, während ihr bittere Thränen die hohlen Wangen herabrinnen. O gewiß, es steht nicht richtig mit ihr da oben!

Und dann kommen im ersten Zwielicht des heiligen Abends, lange ehe noch zu Hause ein Bäumchen brennt, die kleinen Mädchen herbei, um ihre verzauberten Kochlöffel zu holen. Mit stillem Grauen vor so unbegreiflicher Hexenmacht und dennoch freudig bewegt, empfangen sie die merkwürdigen Puppenwesen, während Waldmuhme immerzu knurrt und krächzt: „Da nimm, da nimm — hol Dir die Braut — andere waren 'mal grad' so schön und schmuck — nimm hin, Kleine, nimm — bah, was bleibt davon? — Heute noch Braut in Sammt und Seide, morgen ein alter Kochlöffel, klapperdürr und splitternackt, vom Wurm gestochen — hu, wie der sticht!“ Und dann erschrecken die kleinen Mädchen in der Regel und laufen geschwind nach Hause; aber die Kochlöffel haben sie alle mitgenommen.

Das sind nun glückliche Tage für die kleinen Mädchen von Dornau. Keine ohne ihre Puppe; wo wurde so gleiches Recht für alle je gehört? Und wie schön die lieben Dinger alle sind, wie herrschaftlich!

Rosaseidene Backen hat nicht einmal die Frau Gräfin drüben im Hasenfelder Schloß und eine schwarzsammtene Glatze trägt selbst der Erzbischof nicht, denn die seinige ist nur von violetter Seide.

Aber ach, Schönheit vergeht und nur Häßlichkeit kann bestehen unter der Sonne. Die armen Kochlöffelbräute vertragen das Herzen und Küssen nicht gut und zeigen bald krankhafte organische Veränderungen. Unter dem zarten, durchsichtigen Flor, der das Antlitz umspannt, beginnen die auserlesenen Reize sich in gefährlicher Weise zu verschieben. Hier ist ein rosiges Wänglein ins Gleiten geraten und senkt sich immer tiefer hinab gegen das Kinn, während dort wieder ein Purpurmund sich schief und immer schiefer zieht und sich zuletzt gewiß um seinen eigenen Mittelpunkt gedreht haben wird, wie der Zeiger einer Uhr. Schrecklich ist es auch, wenn die Nase plötzlich rechts oder links auszuweichen beginnt und in naseweiser Fragezeichenkrümmung sich zwischen den Rotbäcklein hin und her windet. Und über alle Maßen unheimlich ist der böse Blick der blauen Perlenaugen, wenn sie die schwarzsammtenen Halbmonde der Brauen nicht mehr über sich gewölbt haben, sondern neben oder gar unter sich, was ein Sterndeuter, der sich auf den Mond versteht, gewiß nur übel deuten kann. Zwei oder drei Wochen nur —

und es wäre wahrhaftig eine Kunst, sich in irgend eines dieser Püppchen zu verlieben. Welche lästigen Unregelmäßigkeiten müßte hier auch jedes zarte Verhältnis notwendig nach sich ziehen! Was könnte es dem Liebenden für eine Freude machen, wenn die Geliebte ihn heute unter dem linken Ohrläppchen anlächelte und morgen rechts gegen die Schläfe hin? Und wie müßte er erschrecken, wenn sein Engel die Brauen plötzlich drohend zusammenzöge, noch dazu bei der Nasenspitze, oder wenn sie die Nase über ihn rümpfte, aber nicht nach allgemeinem Brauch über den Flügeln, sondern an der Wurzel — und mit dem Küssen wär's doch gar gefehlt, besonders im Dunkeln, denn da ist ein Mund, der fortwährend im Gesichte hin und her wandert, sehr schwer zu finden, oder gar nicht.

Und haben sich diese Schönheitsleiden eingestellt, dann kommen die kleinen Mädchen nacheinander gelaufen und zeigen Waldmuhme betrübt die Schäden ihrer Teuren und flehen um Hilfe und Rettung. Waldmuhme aber verzieht schadenfreudig ihre Runzeln und knarrt höchst sonderbar mit ihren Halswirbeln — sie meint wohl damit gelacht zu haben — und klatscht wieder in die Hände, daß die Fingerknöchelchen grell durcheinander klappern, und sie weist die kleinen Mädchen von dannen: „Schert euch, Kochlöffelchen, schert

euch! — Schön ist schön, aber wie lange? hi hi — andere waren auch 'mal schön und sind alte, dürre Kochlöffel geworden, hi hi — schert euch, kleines Pack, und haltet nur eure eigenen Wänglein fest, ganz fest mit beiden Händen, so — was hilft's? gehn euch doch durch, da ist kein Kraut für!"

Und die kleinen Mädchen von Dornau gehen trübselig nach Hause mit ihren entstellten Schönheiten, die sie nun gar nicht mehr mögen und wohl gar in den Winkel werfen, — über ein Jahr vor Weihnachten aber stehen die Kochlöffel doch alle wieder vor Waldmuhmes Pförtlein, um sich zu Brautpüppchen umzaubern zu lassen, denn kein Kochlöffel in Dornau läßt sich witzigen durch das Beispiel anderer, und jeder will sie einmal im Leben durchmachen, die buntgoldige Herrlichkeit, die doch in eitel Kummer und Trübsal endet.

Und es wird so fortgehen, solange der Waldmuhme Brautstaat langt, der aber erschöpft sich noch lange nicht, denn Jungfer Georgine war ihrer Zeit eine reiche Dorfbraut, und wenn Husaren keine Schmetterlinge wären — — —



Am.

P. 43–44 ?

52 Virginia tobacco

= „Desperado" cigar!

P. 71–102 „Die Amerikaner in Rothenburg

P. 148–181 American student in Room 12 (stereotype!)

